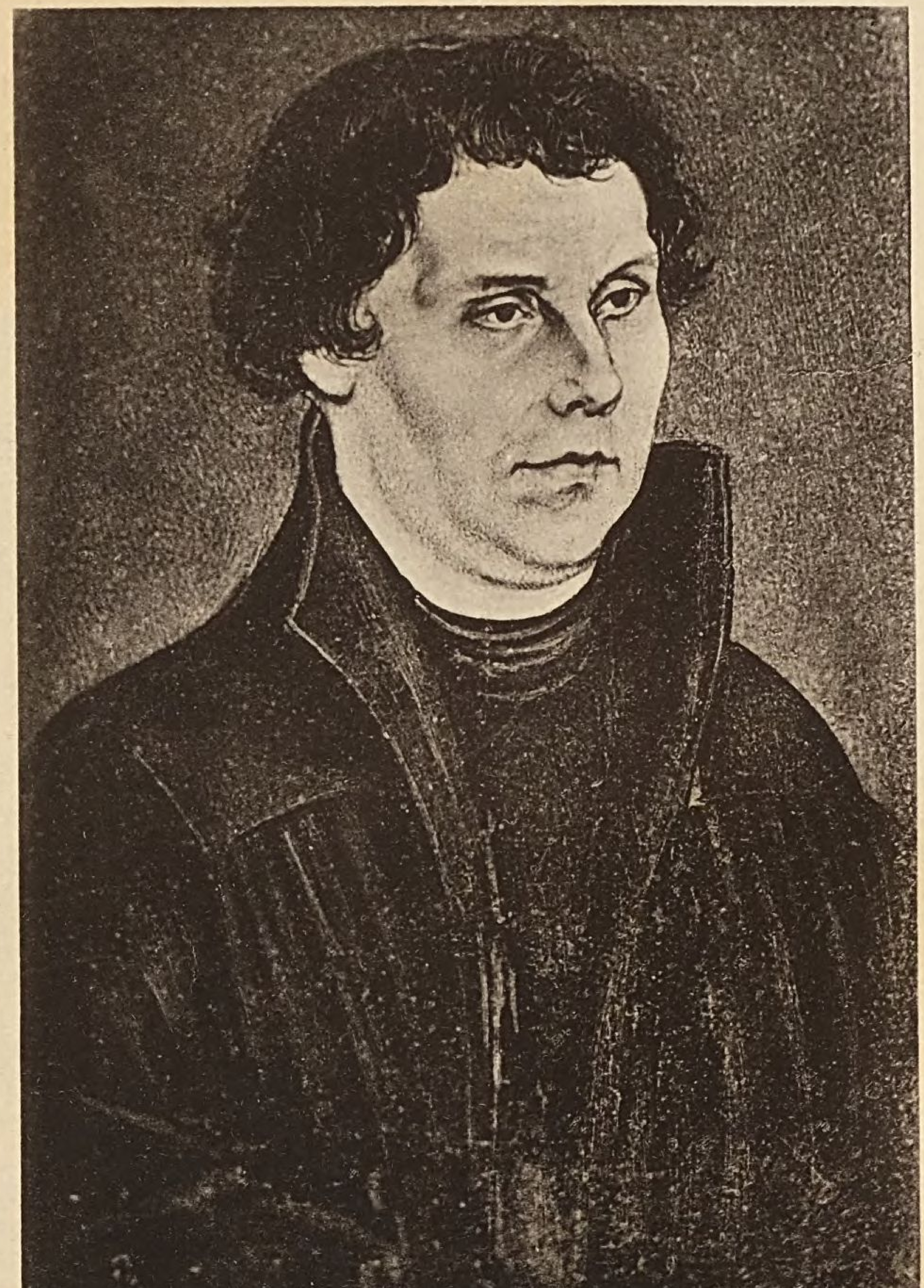
D. Martin Luther.

I.





Martin Luther.

Eine Biographie

von

D. Theodor Kolde,
ordentl. Professor an der Universität Erlangen.

I. Band.

Mit Porträt.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1884.

Vorrede.

Die Haupteigentümlichkeit des vorliegenden Buches, wenigstens das, was mir hauptsächlich als Ziel vor Augen geschwebt hat, wird der Versuch sein, mehr als dies bisher geschehen, Luther auf dem Grunde der Gesamtentwickelung seines Volkes zu zeichnen, soweit als möglich die vielseitigen Strebungen und Hemmungen in politischer, sozialer und wissenschaftlicher Beziehung neben den kirchlichen und religiösen in Betracht zu ziehen, um dadurch sowohl die Erfolge des Reformators wie den Widerspruch, den er gefunden, verständlicher zu machen, — also das auf Luther anzuwenden, was ich anderwärts als noch nicht gelöste Aufgabe für eine Geschichte der kirchlichen Reformation überhaupt aufgestellt habe. Der Schwierigkeit gerade dieses Unternehmens, zumal für einen Theologen, bin ich mir vollauf bewußt gewesen, und nicht selten sind mir Zweifel aufgestiegen, ob in Anbetracht des fast täglich wachsenden Quellenmaterials, der noch so vielen ungelösten Fragen, das Besondere, was ich vorhatte, auch schon möglich. Gleichwohl glaubte ich, auf Grund der freundlich aufgenommenen Vorarbeiten (bes. „Die deutsche Augustinerkongregation und Joh. v. Staupitz", Gotha 1879; „Friedrich der Weise", Erlangen 1881)

und der reichen archivalischen Funde, die ich, soweit sie speziell Luther betreffen, in meinen „Analecta Lutherana“ (Gotha 1883) niedergelegt habe, den Versuch machen zu dürfen. Schließlich gilt doch von der besten historischen Arbeit, was Droysen von der Geschichte überhaupt sagt: „Sie ist nicht ‚das Licht und die Wahrheit‘, aber ein Suchen danach, eine Weihe dazu, dem Johannes gleich: οὐκ ἦν τὸ φῶς ἀλλ᾽ ὅτι μαρτυρήσῃ περὶ τοῦ φωτός.“

Was die Darstellung anbelangt, so wird sie etwa die Mitte halten zwischen Köstlins epochemachendem großen Werke, das, wie natürlich, auch für meine Forschungen grundlegend gewesen ist, und seiner Volksausgabe. Ich habe in erster Linie ein größeres gebildetes Publikum im Auge gehabt und darum darauf Bedacht genommen, möglichst knapp zu sein und meine Diktion in eine leichtere Form zu kleiden, doch so, daß dem Auge des Gelehrten auch die Detailforschungen nicht entgehen sollen, wofür die Anmerkungen am Schlusse eines jeden der beiden kleinen Bände die Nachweise liefern werden.

Der ganzen Anlage des Buches gemäß wird niemand erwarten, jede einzelne Schrift Luthers besprochen oder jede Person, die mit ihm zusammengetroffen, erwähnt zu finden: dem Begriffe der Biographie entsprechend, konnte nur das in Betracht kommen, was für die Entwickelung der geschilderten Persönlichkeit oder seines Werkes von Bedeutung zu sein schien.

Die umfänglichen, auch bis in die letzte Zeit fortgesetzten Forschungen, sowie manches Persönliche haben, wie ich hoffe nicht zum Nachteil des Werkes, die Fertigstellung desselben verzögert, so daß sich Verleger und Verfasser, um den vielfach ausgesprochenen Wünschen entgegenzukommen, ent-

schlossen haben, zum Lutherjubiläum einstweilen einige Lieferungen ausgehen zu lassen, denen dann der Rest des ganzen Werkes sobald als möglich folgen soll.

Möchte es ebenso freundliche Beurteilung finden, als das Bruchstück daraus: „Luther und der Reichstag zu Worms“, welches die Publikationen des Vereins für Reformationsgeschichte eingeleitet hat.

Erlangen, am 10. Oktober 1883.

Th. Kolde.

Einleitung.

Zustände und Stimmungen in Deutschland am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zeigt eine Wendung innerhalb des geistigen Lebens der christlichen Völker, vor allem der deutschen Nation, wie sie sonst selten vorgekommen sein mag. Es war eigentlich nichts Sonderliches, Epochemachendes geschehen, aber es traf manches zusammen, wodurch eine neue Entwickelung sich anbahnte.

Daß Konstantinopel endlich dem Ansturm der Sarazenen erlegen, vermochte in den Völkern, die sich daran gewöhnt hatten, sogar das heilige Grab in den Händen der Ungläubigen zu wissen, keine religiöse Aufwallung mehr zu erregen: nur die Furcht wuchs, daß bald nichts mehr imstande sein werde, den wilden asiatischen Horden zu widerstehen. Daß mit dem Fall des griechischen Kaiserreichs eine große Kultur vernichtet wurde, war eine Erkenntnis, die zunächst nur einer Anzahl Auserwählter aufgegangen, welche die Trümmer antiker Litteratur zu retten suchten und denen die Schriften der Alten neben dem ästhetischen Genuß, den sie darin fanden, doch auch zu einer ihren Lebensneigungen entsprechenden Weltanschauung verhalfen. Aber jenes Ereignis warf doch seinen Schatten bis in die kleinste Hütte, wenn seit dem Jahre 1456 die Mittagsglocke zum Gebet gegen den Türken aufforderte und man sich im Gedanken an seine Greuelthaten schaudernd bekreuzte. Seitdem blieb der Türke der Schrecken der Gewaltigen auf den Thronen und das Gespenst, mit dem man in deutschen Landen die Kinder zur Ruhe verwies.

Von bei weitem größerer Bedeutung war aber, wie jedermann weiß, die Erfindung und Verbreitung des Buchdrucks. Nicht als ob dadurch ein sofortiger Umschwung des geistigen Lebens und des litterarischen Verkehrs eingetreten wäre; nur allmählich brachen sich ihre Segnungen Bahn, und ihren immerhin verhältnismäßig schnellen Erfolg verdankte die neue Erfindung dem Zusammentreffen mit dem Neuerwachen religiösen kirchlichen Lebens, in dessen Dienst sie sich zunächst stellte. Und das war natürlich, denn dort war seit je das größte litterarische Bedürfnis. Und eben jetzt bekam dasselbe die reichste Förderung.

Es ist ohne Zweifel eine sehr merkwürdige Erscheinung, daß zu derselben Zeit, wo in Italien unter dem Einfluß der Antike ein neues Heidentum sich ausbildete, das in Wort und Schrift und Lebensweise ein Hohn war auf das Kirchentum, unter dessen Schatten es sein Wesen trieb, in Deutschland bis zum Beginne des sechzehnten Jahrhunderts eine fast entgegengesetzte Richtung zu bemerken ist, ein neues kirchliches Leben erwacht und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu wachsen scheint.

Und wenn man näher zusieht, kann das nicht überraschen. Fast drei Menschenalter hindurch seit dem Ausbruch des großen Schismas hatte der Kampf in der Kirche getobt, stand ein Papst wider den andern, hatten zuletzt noch Papst und Konzil sich bekämpft. Und man hatte den Kampf in der allernächsten Nähe gehabt: in deutschen Landen waren die beiden großen Konzile gehalten worden. Es war unmöglich, daß das kirchliche Leben davon unbeeinflußt bleiben sollte: bis in die entfernteren Diöcesen pflanzte sich der Streit fort, hallten die Reden der Wortführer wieder.

In Frankreich hatten sich einmal unter diesen Verhältnissen Stimmen vernehmen lassen, daß es gleichgültig wäre, wie viele Päpste es gebe, es könnten ein, zwei oder auch zwölf sein. Das deutsche Gemüt faßte die Sache anders auf, und der gemeine Mann, der davon hörte, merkte doch so viel heraus, daß etwas in der Kirche nicht richtig sein müsse. Die Freiheit der Kirche, ihre Krönung im Papste, ihrem sichtbaren Haupte, etwas, an dessen Felsenfestigkeit er glaubte, schien ins Wanken gekommen zu sein. Wenn nun sein Priester, der ihm die Absolution erteilte und ihm

die Sakramente spendete, ein Schismatiker war? Wer verbürgte noch die Gültigkeit der Jurisdiktion? Nur einer der beiden Päpste konnte der wahre Stellvertreter Christi sein; entweder der Papst oder das Konzil war im Unrecht. Woran sollte man sich halten? Es wäre unnatürlich gewesen, wenn solche Fragen nicht wieder und immer wieder auftauchten und die Gemüter, denen es Ernst war mit ihrer Seelen Seligkeit, aufs höchste beunruhigten. Es war ein heilloser Zustand.

Das war nun anders geworden. Das Baseler Konzil war auseinandergegangen. Endlich hatte auch sein Papst seine Würde niedergelegt. Unangefochten, von allen Seiten anerkannt, herrschte Nikolaus V. Es kam wie eine Befreiung über die Völker. Freilich hatte man manche Hoffnung, die sich an die großen Kirchenversammlungen geknüpft hatte, unerfüllt dahinsinken sehen. Aus der ersehnten Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war so gut wie nichts geworden, und die Kurie verstand es, auch das wenige den Völkern zu entwinden, obwohl einzelne Fürsten zu retten suchten, was zu retten war, — das Volk im großen und ganzen empfand es nicht, denn die Kirche war wieder einig, sie hatte ein unzweifelhaftes Haupt, und wer es noch nicht glauben wollte, daß das Papsttum zu Rom wieder in alter Macht und Herrlichkeit regierte und überschwengliche Gnade auszuteilen imstande war, der konnte es erfahren, als Nikolaus V. auf das Jahr 1450 zur großen Jubiläumsfeier nach Rom einlud.

Dieses Jubiläum war an und für sich nichts Neues. Durch eine Bulle des Papstes Bonifazius VIII. vom Jahre 1300 wurde die Christenheit mit der Kunde überrascht, daß jedes erste Jahr des Jahrhunderts den Besuchern der Kirchen der Apostel Petrus und Paulus ganz besondere Gnaden bringe. Wer zu bestimmten Malen, so hieß es, jene Kirchen zu Rom besuche, Buße thue und beichte, erhalte nicht nur vollkommene, sondern vollkommenste Vergebung der Sünden. Später hat man dieses Jubiläum mit dem im mosaischen Gesetz festgestellten Jubel- oder Halljahr in eine Parallele bringen wollen: so wie dieses ein Jahr des Erlasses inbezug auf weltlichen Besitz gewesen, so das römische Jubiläum ein Jahr des Erlasses auf moralischem Gebiete; indessen hat man es ohne

Zweifel anfangs nur als ein Jubiläum der ewigen Stadt aufgefaßt, dann der römischen Kirche und ihrer Gewalt, Sünden zu binden und zu lösen. Und unermeßlich war der Erfolg für den Säckel der Römer wie für das Ansehen des Papsttums. Schon bei dem ersten Jubiläum sollen mehr als zweimalhunderttausend Pilger die großen Gnaden bei den Apostelgräbern gesucht haben. Man fand, daß dieser große Fremdenverkehr von nicht unbeträchtlichem Vorteil für die Stadt gewesen. Und wie viele Seelen mochten dadurch gerettet worden sein! Und erst nach hundert Jahren sollten die gleichen Segnungen wieder zu erlangen sein? Wie glücklich die, denen es vergönnt war, an der Wende des Jahrhunderts zu leben, wie beklagenswert, denen dies nicht beschieden! Es war billig, daß Papst Clemens VI. in der Erwägung, daß „bei der Kürze des menschlichen Lebens doch nur wenige das hundertste Jahr erreichten", den Zwischenraum auf das je fünfzigste Jahr festsetzte, und Rom so das zweite Jubiläum schon 1350 feiern durfte. Aber auch das schien nicht zu genügen, und die sündige Menschheit mußte es dem Papste danken, als Urban VI. im Jahre 1389 nach Maßgabe der Lebenslänge Christi das Jubeljahr alle dreiunddreißig Jahre zu feiern verordnete.

Hiernach hätte das erste Jubiläum nach dem Baseler Konzil im Jahre 1456 gefeiert werden sollen, indessen Nikolaus V. beraumte es schon auf das Jahr 1450 an: es sollte wohl zugleich ein Fest des Sieges der Kirche über alle ihre Feinde sein, die sie seit beinahe hundert Jahren unaufhörlich beunruhigt hatten. Mit außerordentlichem Glanze wurde es begangen. Es schien ratsam, neben den reichen geistlichen Gaben den Hunderttausenden von Pilgern auch einige weltliche Freuden zu bereiten. Der Papst veranstaltete Jubelspiele, und es verschlug wenig, als bei dieser Gelegenheit durch Zusammenbruch einer Tiberbrücke Hunderte umkamen, wußte man doch, daß ihre Seelen gerettet waren, und in alle Lande trugen die heimkehrenden Gläubigen die Kunde von den Gnadengaben des heiligen Vaters, dem Glanze der ewigen Stadt und den Segnungen, die den reumütigen Sünder am Grabe der Apostelfürsten erwarteten, und weckten die Wanderlust bei den Zurückgebliebenen wie die Ehrfurcht vor dem gnadenreichen Stuhle

in Rom. Diese konnte nur zunehmen, als der Papst das Jahr darauf, wie das schon früher vorgekommen, durch seine Legaten das Jubiläum auch jenseits der Alpen verkünden ließ. In Deutschland erschien ein deutsches Landeskind, der Kardinallegat Nikolaus von Cusa, ein Mann, hervorragend durch Wissen wie Reinheit des Charakters, erfüllt mit den Reformationsideen eines Gregor VII., zugleich nicht ohne weiten staatsmännischen Blick. Man war seit Jahrhunderten gewöhnt, die römischen Legaten in stolzer Pracht einherziehen und das Geld aus dem Lande ausführen zu sehen. Um so größeren Eindruck machte das Auftreten dieses Mannes, der sich einer fast apostolischen Einfachheit befleißigte. Auf einem Maultier reitend, ohne irgendwelches Abzeichen seiner Würde, betrat er die Stätten seiner Wirksamkeit. Wer so wie er das gern gehörte Wort von einer allgemeinen Reformation der Kirche zu predigen verstand und ihr Ziel schon an sich selbst darzustellen schien, durfte des Eindruckes auf die Menge gewiß sein. Gab es auch manchen, dem gerade der Jubiläumsablaß, den der Kardinallegat mit vollen Händen erteilte, zum Ärgernis gereichte und der dies offen aussprach, wie denn überhaupt dergleichen Stimmen eben seit 1450 sich häufiger erhoben, so ließ die Menge sich nicht beirren: — wie unkirchlich die Vorstellung auch ist, dem Volke wird der Wert der geistlichen Gabe noch immer durch die Würdigkeit des erteilenden Priesters erhöht.

Eine Reformation zumal des Klerus, wie sie der Legat erstrebte, hat er nicht erreicht, nicht einmal angebahnt; aber Deutschland war durch sein Erscheinen innerlich fester als je an Rom geknüpft, und man wußte es, daß seine Gnaden die Gnaden Gottes seien. Wem es versagt gewesen, nach Rom zu pilgern, der konnte jetzt in der Nähe gnadenreiche Stätten finden, denen derselbe Ablaß gewährt war. Und man beeilte sich, ihn zu verdienen. Ein neuer Zug religiösen Lebens, genährt durch strafende Bußprediger, wie Capistrano, macht sich bemerklich, zuerst in der Zunahme der Wallfahrten. Indessen war die Wallfahrtsbewegung, wie sie durch das Jubiläum von 1450 hervorgerufen, zunächst nur vorübergehend, geradezu epidemisch wird sie ums Jahr 1475.

Es läßt sich manches anführen, um diese Erscheinung verständ-

lich zu machen, nichts um sie zu erklären. Man darf daran erinnern, aber eben nur dies, daß gerade damals politische Ereignisse eine ungewöhnliche Aufregung hervorriefen. Selten hatte man wohl vorher die Ohnmacht des Reichs so tief empfunden als bei der Kunde, daß Karl der Kühne von Burgund in ungehemmtem Siegeslauf den Rhein hinabgezogen, ins Erzstift Köln eingefallen, und nunmehr Neuß von ihm bedroht sei. Wie groß die Erregung in allen Schichten der Bevölkerung war, zeigen die Chroniken aus jenen Tagen, noch mehr das Volkslied. Es sind ernste Befürchtungen, bisweilen auch Hoffnungen, die der Volksverstand an die durch das Singen und Sagen ins Ungemessene vergrößerten Thaten des kühnen Helden knüpfte. Man wußte, daß er in seinem Gebiete die Großen mit gewaltiger Hand niederzuhalten verstand. Sollte er es vielleicht sein, der dem gedrückten Volke den ersehnten Landfrieden brachte, den soeben ein Reichstag wieder verkündet und der doch nimmer zur Wirklichkeit wurde? Hatte er sich doch vernehmen lassen, er wolle Frieden und Glauben machen in aller Welt, die Untreue der Fürsten strafen, den armen Leuten in den großen Städten zu Recht und Gerechtigkeit verhelfen. Daran wagten doch nur wenige zu denken. Die meisten schauderten vor dem Unbegreiflichen, übermenschlich Erscheinenden jenes Siegeszuges, von dem man sich das Unglaublichste erzählte. Da war kein Zweifel, der Übermut dieses Mannes forderte die Rache des Himmels heraus. Mit Entsetzen erzählte man sich von seiner gotteslästerlichen Rede: nur drei Herren könne die Welt ertragen, Gott im Himmel, Lucifer in der Hölle, der dritte auf Erden wolle er sein. Gott habe ihn dazu bestimmt, wie König Alexander die Welt sich zu unterwerfen. Es war klar, daß er alle Ordnungen auf Erden zerbrechen wollte, selbst die lieben Heiligen verspottete er: dem heiligen Quirinus zum Trotz, der doch die Stadt Neuß so sichtlich beschützte, gedachte er sie zu erstürmen.

„Er ist der Türk im Occident
der die cristenhait also schendt.
Wie mag er's lang hinkomen?“

Und auch als der Friede wider aller Erwarten geschlossen war, ein Friede, in dem die einen eine furchtbare Schmach für

das Reich sahen, andere die augenscheinliche Hilfe der Himmlischen, vermochte die Aufregung nicht zur Ruhe zu kommen, denn noch war die Drangsal nicht vorüber, noch viel Schwereres stand der Christenheit bevor. Unheil verkündeten die Gestirne, das Nahen des Antichrists mit den unsagbaren Plagen in seinem Gefolge, und was die Astrologen in dunklen Worten verkündeten und durch die Kalender bis zum Bauern drang, malte das Volkslied in grellen Farben aus und trug es in die untersten Schichten der Bevölkerung. Nimmt man hinzu, daß in das Jahr 1475 wiederum ein Jubiläum fiel, indem es Sixtus IV. gefallen hatte, den Zwischenraum zwischen den Jubiläen auf 25 Jahre zu beschränken, so begreift man einigermaßen, daß die geängsteten Gemüter mehr als früher sich dem Himmlischen zuwendeten. Freilich nach Rom zu pilgern war um der Kriegsgefahren willen nur wenigen vergönnt. Aber man konnte das Heil ja auch in der Nähe erringen. Wo anders trat es dem Gläubigen sichtbarer, faßlicher entgegen als in der Messe, wenn unter dem Worte des Priesters die Wandlung sich vollzog und der gnadenreiche Leichnam des Erlösers in goldiger Monstranz der erschauernden Menge sich darstellte? Und es gab eine Stätte im Brandenburgischen, im Flecken Wilsnack, die sich der seltenen Gnade rühmen konnte, in blutiger Hostie die Wirklichkeit des Wunders, die wahrhaftige Nähe des Ewigen auch dem hartnäckigsten Zweifler zu erweisen. Schon vor Jahrzehnten hatten die kirchlichen Oberen dem abergläubischen Unfug, der sich daran knüpfte, zu wehren gesucht, — es half nichts, das Wunder war zu groß, zu viele hatten es gesehen und sich dadurch beseligt gefunden, als daß es nicht geglaubt worden wäre. Eben jetzt um Johanni 1475 erinnerte man sich wieder daran. Plötzlich, ohne daß eine besondere Anregung dazu nachweisbar wäre, ergriff alt und jung, zumal im mittleren Deutschland, die Überzeugung, daß man dort das Heil suchen müsse. Vergebens suchte die Geistlichkeit ihren Einfluß dagegen geltend zu machen. In krankhafter Hast, als ob es gälte, vor dem nahenden Verderben die Seele in Bälde zu retten, scharte sich zumal die Jugend zusammen, um unter Kreuz und Fahnen, oft unter Führung des Schulmeisters, zum heiligen Blute zu wallen. Keiner

dachte daran, was er dahinten ließ, die meisten liefen hinweg, wie sie gingen und standen, ohne Geld, ohne Vorbereitung; ja halbnackt, in Hemden, barhäuptig, ihr Brot von der Milde der Bauern erbittend, zogen sie, „Kyrie eleison“ singend, durch das Land. Und wo sie hinkamen, oft in Haufen, schloß man sich ihnen an; die schüchternsten Mädchen waren nicht zu halten, Mütter ließen ihre kleinen Kinder daheim, Knechte und Mägde liefen vom Pflug und der Feldarbeit hinweg, bisweilen ohne das Ziel zu kennen, getrieben von einer unbezwinglichen Gewalt. Die Zahl war eine außerordentlich große, aus Arnstadt sollen 324 junge Leute, darunter auch kleine Kinder, nach Wilsnack gepilgert sein; in Eisleben zählte man gar 1100. Immer größer wurde die Bewegung, die wie eine Epidemie um sich griff; auch aus Österreich und Ungarn zogen große Scharen. Manche Städte, wie Erfurt, glaubten sich nur dadurch schützen zu können, daß sie den Pilgern die Thore verschlossen, bis endlich, wohl noch in demselben Jahre, ein „großes Sterben“, wie es durch die ungewöhnliche Ansammlung von Menschen hervorgerufen, dem „Laufen“ ein Ende machte.

Indessen hatte diese eigentümliche Erscheinung noch ein Nachspiel, auf anderem Boden, unter anderen Verhältnissen, ohne daß ein Zusammenhang zu erkennen wäre, außer dem, daß beides auf ein gleiches politisches und religiöses Ungenügen hinweist. Es war im Frühling des Jahres 1476 um die Fastenzeit, als ein junger Mann, Hans Böheim in Niklashausen im Tauberthal, unweit Wertheim, von sich reden machte. Er hatte nicht viel gelernt, manche hielten ihn für einen einfältigen Gesellen. Der Ärmsten einer unter den Armen fristete er sein Leben als Gemeindehirte oder als Spielmann mit Pauke und Sackpfeife auf Kirchweihen und Festen. Jetzt hörte man, daß er seine Pauke verbrannt und wunderliche Worte rede. Die Jungfrau selbst war ihm erschienen und man hörte es gern, was sie ihn verkünden lehrte: nirgends könne man die Mutter Gottes besser verehren als in ihrer Kapelle zu Niklashausen an der Tauber. Da sei mehr Gnade zu erlangen denn zu Rom oder sonst irgendwo; wer da sterbe, fahre von stundan gen Himmel; auch die Kinder, welche die Kirche nicht besuchen könnten, vermöchten solche Gnade zu erlangen.

Wäre es nur dies eine gewesen, was er zu sagen wußte, so wäre es denkbar, was die Gegner nach seinem unglücklichen Ausgang behaupteten, daß er das unglückliche Werkzeug des selbstsüchtigen Pfarrers und der umwohnenden Herren, die ihren Säckel durch den Aberglauben der Menge zu füllen gedachten, gewesen. Auch das war nichts Neues, daß er mit gewaltigem Ernst, der um so größeren Eindruck machte, als er mit der jugendlich weichen Erscheinung in seltsamem Widerspruch zu stehen schien, sittliche Umkehr und strenge Buße predigte, mit harten Worten die Laster einer sündigen Welt, bei alt und jung, hoch und niedrig, Geistlichen und Laien, geißelte — auch in jene entlegenen Thäler konnte die Stimme eines wandernden Bußpredigers von dem Schlage Capistranos gedrungen sein, aber nimmermehr dürfte es auf geistlichen, eher böhmischen Einfluß zurückzuführen sein, was er in düsteren Bildern über die zukünftige Gestaltung der Dinge offenbarte. Vielleicht hatte fahrendes Volk auch zu ihm, dem verachteten Spielmann, in unklaren Gedanken die Kunde gebracht von dem, was man sich draußen in der Welt zuraunte, oder hier und da offen im Volksliede zum Ausdruck brachte, von dem vollkommenen Umsturz der Dinge, den Gottes Strafgericht vorbereite. Wenigstens klingt manches in seinen Reden daran an. Es waren schwere, unerhörte Worte, die man von ihm vernehmen konnte. In Bälde werde Gottes Zorn über die habsüchtigen, in Üppigkeit und Lastern dahinlebenden Priester hereinbrechen. Es werde eine Zeit kommen, in der der Priester seine Platte mit der Hand bedecken möchte, um nicht erkannt zu werden, denn wer dreißig Priester getötet habe, dem werde es zum großen Verdienste angerechnet werden. Aber damit nicht genug; noch Größeres hatte ihm die Jungfrau offenbart: das Reich Gottes stehe bevor. Weder Papst noch Kaiser werde mehr sein, noch weltliche oder geistliche Fürsten, überhaupt kein Unterschied der Stände. Jagd und Weide und Fischfang werden alle gemein haben, alle Abgaben und Steuern für immer aufhören. „Der Kaiser“, sagte er, „ist ein Bösewicht und mit dem Papste ist es nichts. Der Kaiser giebt den Fürsten, Grafen und Rittern Zoll und Auflegung über das gemeine Volk: ach weh, ihr armen Teufel“. Die Fürsten, geistliche und weltliche,

dürften nur so viel haben, als das gemeine Volk, dann hätten alle genug; es müsse noch dahin kommen, daß Fürsten und Herren um den Tagelohn arbeiteten.

Der Erfolg dieser Reden war ein ganz gewaltiger. Gerade diese Vermischung von religiösen und sozial-politischen Gedanken hat von jeher in deutschen Landen den größten Eindruck gemacht. Erst wird es lediglich religiöser Eifer gewesen sein, der die Menschen antrieb, zu der neuen Gnadenstätte zu wallen, Geld und Kleinodien und allen Putz der heiligen Jungfrau zum Opfer zu bringen, dann der brennende Wunsch, aus des Propheten eigenem Munde zu hören, was man sich von dem baldigen Untergange der Volksbedränger und dem paradiesischen Leben der Zukunft erzählte. Wieder ging eine gewaltige Wallfahrtsbewegung durch das Land, so groß, wie sie wohl niemals früher beobachtet worden. Lawinenartig wuchs die Zahl der Waller, die aus allen Gegenden Ober- und Mitteldeutschlands vom Fuß der Alpen bis zum Harz herbeiströmten; man zählte dreißig- ja siebzigtausend, die an einem Tage in Niklashausen zusammenkamen, um den Worten des Propheten, den man schon als Heiligen verehrte, zu lauschen, sich von ihm segnen zu lassen, Fetzen seines ärmlichen Gewandes als Reliquien mit sich zu nehmen und die Kunde von seinen Reden und Wundern, zum Teil in des Jünglings eigenen Liedern, in die Heimat zu tragen. Immer wüster und wilder wurde das schwärmerische Treiben. Schon dachte Böheim daran, an der Spitze seiner Getreuen selbst das goldene Zeitalter herbeizuführen, als die Obrigkeit endlich einschritt und den Propheten gefangen nach dem Marienberg vor Würzburg abführte. Vergeblich erwarteten seine Anhänger, die, 16000 Mann stark, heranzogen, um den Gefangenen zu befreien, daß die Mauern der Burg wie die von Jericho einfallen würden; sie wurden zerstreut, während der Heilige mit einem Marienliede auf den Lippen verbrannt wurde.

Damit war die Tragödie zu Ende. Aber erst ein halbes Jahr später, als die Kapelle zu Niklashausen auf bischöflichen Befehl niedergerissen wurde, hörte die allmählich schwächer werdende Wallfahrtsbewegung auf. Die Hoffnung der Bedrückten war wieder einmal getäuscht worden, darum waren aber die Lehren des Pro-

pheten noch nicht vergessen. Der deutsche Bauer spricht wenig und denkt auch nicht viel, aber er hat ein gutes Gedächtnis: in der Gegend um Würzburg hat 50 Jahre später der Bauernkrieg am furchtbarsten gewütet.

Man hätte meinen sollen, daß der traurige Verlauf dieser Bewegungen abschreckend wirken würde; dem war doch nicht so. Man kann vielmehr dreist behaupten, daß, abgesehen von den Kreuzzügen, zu keiner Zeit so viel Pilgerfahrten gemacht wurden als in den letzten 60 bis 70 Jahren vor der Reformation. Ihre reiche Litteratur und die Chroniken geben Kunde davon. Auf allen Straßen konnte man Scharen frommer Pilger sehen und ihre Wallfahrtslieder hören, u. a. das schöne alte Lied: „In Gottes Namen fahren wir.“ Oft mag es, wie früher Abenteuersucht, Wandertrieb oder ein unbestimmtes Sehnen in die Ferne gewesen sein, was zur Wallfahrt veranlaßte; andere nötigte ein Gelübde oder auferlegte Buße dazu, den Pilgerstab in die Hand zu nehmen; bei den meisten, das wird nicht zu leugnen sein, scheint es doch wirklich religiöser Eifer gewesen zu sein. Und das war, wie die Verhältnisse lagen, natürlich. Stand es erst einmal fest — und wer zweifelte daran —, daß das Heil an gewisse Orte geknüpft war; daß diese Gnade nur da, jene nur dort zu erlangen; daß es Stätten gab, wo man dem Himmel näher war als sonst; Heiligtümer, deren reuiger Besuch ein ganzes sündiges Leben sühnen konnte: — wie mußten da nicht viele, die ihre Seligkeit mit Ernst zu schaffen suchten, mit aller Inbrunst die in der Ferne gebotene Gnade zu erlangen streben?

Neben den Gräbern der Apostelfürsten zu Rom waren es eine ganze Reihe Orte, die, schon seit Jahrhunderten das Ziel der frommen Andacht, jetzt von neuem in Aufnahme kamen. Die höheren Stände wandten sich meist nach Palästina, während die niederen mit Vorliebe nach St. Jago di Compostella in Spanien zum Grabe des h. Jakobus pilgerten. Der Jakobsbruder, im grauen Pilgergewand, breitkrämpigem Hut und dem langen Kreuzesstabe in der Hand, war allenthalben zu finden und blieb bis tief in die Reformationszeit eine volksbeliebte Persönlichkeit. Man brauchte jedoch nicht so weit zu gehen; auch in Deutschland gab es

Gnadenorte genug, die Befreiung von geistlicher und körperlicher Not versprachen. Neben dem heiligen Köln war Aachen der besuchteste Wallfahrtsort, dessen Kollegiatkirche eine Anzahl der köstlichsten Reliquien barg und sogar aus Italien manchen frommen Pilger herbeilockte. Im Jahre 1496 während der Heiltumsfeier wollten die Thorwärter an einem einzigen Tage über 140000 Menschen gezählt haben, welche die Stadt besuchten, und setzt man auch die Hälfte auf Übertreibung, so ergiebt das doch noch immer eine sehr bedeutende Zahl. Sie erklärt sich daraus, daß nach Erfahrungen, die noch heutigen Tages in katholischen Landstrichen gemacht werden können, nichts so ansteckend wirkt als dergleichen Neigungen, besonders in religiös angeregten Zeiten. Und das waren sie in der That.

Ein oberflächlicher Blick auf die Litteratur jener Zeit könnte diese Behauptung Lügen strafen. Die Klage über den gänzlichen Verfall des Kirchen- und Christentums vor der Reformation, über die Unwissenheit und Unsittlichkeit der Priester und die Folgerungen, die man daraus zu ziehen geneigt ist, ist zu oft erhoben worden, um nicht Gemeingut geworden zu sein; lassen sich doch Aussprüche der Reformatoren genug nachweisen, die es zu rechtfertigen scheinen, das religiöse Leben jener Tage wie üblich in den düstersten Farben zu zeichnen. Indessen gilt es doch, nicht den evangelischen Maßstab anzulegen, sondern nach dem mittelalterlichen Ideal von Religiosität die religiöse Stimmung im damaligen Deutschland zu beurteilen. Und darf schon jedes, wenn auch, von uns aus angesehen, noch so irregeleitete Ringen nach der Gerechtigkeit vor Gott als Religion bezeichnet werden, so eignet den letzten 50 bis 60 Jahren vor der Reformation ein selten hoher Grad von Religiosität oder wenigstens religiösem Bedürfnis, das durch den Mangel an Befriedigung in steigender Zunahme begriffen war.

Freilich stand es schlimm mit der Geistlichkeit, zumal im mittleren und nördlichen Deutschland. Man weiß nicht, was größer war, ihre Unwissenheit oder ihre Unsittlichkeit. In manchen Distrikten waren die kanonischen Bestimmungen über die Anstellung der Geistlichen gänzlich in Vergessenheit geraten. Die späteren Visitationen haben die unglaublichsten Dinge ans Licht gebracht.

Man fand Handwerker aller Art, die auf krummem und geradem Wege, nicht selten durch die Laune des Gutsherrn oder des Landesfürsten, zu Amt und Brot gekommen waren. Die Pfarrkinder nahmen nicht eben viel Anstoß daran. Seit Generationen war es nicht anders gewesen, war es das Gewöhnliche, den Pfarrer in wilder Ehe leben zu sehen. Manch derber Spott ließ sich darüber hören, unsaubere Pfaffengeschichten bilden den reichsten und darum wohl auch nicht unbeliebtesten Teil des Anekdotenschatzes einer neu entstehenden Litteratur. Es fehlt darin nicht an höhnenden Hinweisungen auf den Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit; aber der Priester bleibt doch immer der Priester, der Stellvertreter Gottes auf Erden, der auch durch das ruchloseste Leben die Macht zu binden und zu lösen nicht verlieren kann.

Hätte eine solche Geistlichkeit, die nur wenige erfreuliche Ausnahmen, so viel darüber bekannt geworden, besonders in den größeren süddeutschen Städten aufzuweisen hatte, allein die religiöse Leitung des Volkes in den Händen gehabt, so hätte leicht eine vollkommene Entchristlichung eintreten können. Das war aber nicht der Fall. Das Thun und Treiben der Weltpriester war längst nicht von solchem Belang für das religiöse Leben der Gemeinde als heute. Nicht wenige unter ihnen lasen nur ihre Messe und verzehrten ihre Pfründe, sie waren gewissermaßen nur die Repräsentanten des Zusammenhanges der Gemeinde mit dem großen Organismus der Gesamtkirche, aber die eigentliche Seelsorge war in den Händen der Bettelmönche. Wenige Jahrzehnte ihrer Wirksamkeit hatten genügt, um eine vollkommene Verschiebung in den kirchlichen Gemeindeverhältnissen eintreten zu lassen. Nach der Lehre der römischen Kirche ist es nicht die Würdigkeit oder Heiligkeit des Priesters, sondern allein seine priesterliche Eigenschaft, welche die Wahrheit der ausgesprochenen Absolution garantiert, aber es ist menschlich, daß das lossprechende Wort eines strengen, würdigen Priesters noch immer der heilsbedürftigen Menge mehr gilt als die vielleicht leichter erworbene Absolution eines Leichtfertigen. Die wunderlichen Gesellen, deren schroffes Auftreten in Predigt und Lebensweise so grell abstach von dem handwerksmäßigen Thun einer in Unzucht und Habgier versunkenen

Priesterschaft, waren bald die Lieblinge des Volkes. Je ernster sie anfangs die Sünde straften und auf strenge Nachfolge des armen Lebens Christi drangen, um so größer waren ihre Erfolge. Durch das ungeheure Recht, an allen Orten Beichte hören zu dürfen, von dem sie den ausgiebigsten Gebrauch machten, übten sie einen unermeßlichen Einfluß aus. Wo sie eine Kirche oder Kapelle errichteten, verödete die Parochialkirche. Vergeblich war die Klage der schwer geschädigten Pfarrer, selbst das päpstliche Gebot, wenigstens an Sonn- und Festtagen die Messe in den Parochialkirchen zu besuchen, hatte keinen Erfolg. Früh hatte sich die Sitte ausgebildet, die wir noch in einzelnen Reichsstädten nachweisen können, daß die eine Familie in diesem, die andere in jenem Kloster zur Beichte ging, sich dort in allen Dingen Rates erholte und, was am wichtigsten war, im Klosterkirchhof sich eine Grabstätte sicherte. In klösterlicher Erde zu ruhen, oder gar in der Klosterkirche selbst, wo fromme Mönche die Exequien sangen und für der Seele Ruhe Messen lasen, galt den frommen Gläubigen als sicherste Bürgschaft für baldigste Erlösung aus dem Fegefeuer. Und hatte erst eine Familie einen geliebten Toten in einem Kloster ruhen und eine jährlich wiederkehrende Gedächtnismesse gestiftet, so war sie mit demselben verbunden auf Generationen hinaus. Und diese Bevorzugung der Mönche war dieselbe bei hoch und niedrig; es gab wenige Fürsten, die nicht einen Franziskaner oder Dominikaner zum Beichtvater hatten. Überallhin schien ihr Einfluß zu reichen. Wo kein Bettelkloster vorhanden war, und nur wenige Städte dürften dieser Segnung entbehrt haben, und auf dem Lande, da waren es die Terminarier, die Vorsteher der Bettelstationen, die den Zusammenhang mit dem Kloster aufrecht erhielten: die Bettelmönche, Franziskaner, Dominikaner, Augustinereremiten waren die Träger und Pfleger des damaligen religiösen Lebens in Deutschland.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß schon der heilige Franziskus selbst auf nichts Geringeres ausgegangen war, als das gesamte christliche Leben mönchisch zu gestalten. Ein Orden von Laien, der sogen. dritte Orden des heiligen Franziskus, sollte innerhalb des Weltlebens in niederer Stufe das arme Leben Christi

zum Ausdruck bringen. Wir wissen nicht, in welchem Umfang jener dritte Orden, der heute nach Hunderttausenden zählt, sich noch während des Mittelalters ausgebreitet hat; sicher ist aber, daß fast überall da, wo uns gegen Ende desselben kirchlich-religiöses Leben entgegentritt, dasselbe franziskanisches Gepräge zeigt. Da war kein Zweifel, die wahre Religion war nur im Mönchtum zu finden, für wenige erreichbar, doch allen erstrebenswert; die höchste Tugend die Armut, der Verzicht auf eigenen Besitz.

Wohl dem, der es vermochte, nach dem Vorbild des heiligen Franziskus vor dem Bilde des Erlösers sich so tief in das Leiden und Sterben des Gekreuzigten zu versenken, daß er in seliger Verzückung sein selbst vergessend nichts mehr sah als die heiligen bluttriefenden fünf Wunden, — die höchste Form vom heiligen Bernhard schon vorgebildeter franziskanischer Devotion. Und wenn jene Zeit nur noch von der unsrigen in der Überschwenglichkeit des Marienkultus übertroffen wird, so ist das wiederum auf den Einfluß der Franziskaner und der mit ihnen in diesem Punkte wetteifernden Augustinereremiten zurückzuführen, ja selbst die Reformationshoffnungen zeigen Anklänge an jene längst von der Kirche verdammte, in Minoritenkreisen sich fortpflanzende Anschauung von der Notwendigkeit einer bald hereinbrechenden Katastrophe und der Zurückführung der Kirche zu apostolischer Armut.

Doch darf man nicht wähnen, daß die Mönche sich allerwegen ununterbrochen durch kirchlichen Eifer und Heiligkeit des Wandels ausgezeichnet haben. Wie alle Orden waren auch die Bettelorden, am wenigsten vielleicht die Minoriten, während des großen Schismas in jeder Beziehung verwildert. Die Eiferer auf den Konzilien hatten viel darüber zu klagen und forderten eine Reformation derselben. Damit wurde ebenso wenig erreicht wie mit den übrigen Forderungen. Aber es gereicht den Orden zur Ehre, daß sie sich selbst auf ihre Bestimmung besannen. Seit den 20er Jahren erhoben sich einzelne für die alte Strenge begeisterte Männer, die, von den Oberen im Stich gelassen oder gar gehindert, anfangs nur wenige Gleichgesinnte mit sich fortzureißen vermochten. Erfolg hatten sie erst, als nach der Mitte des 15. Jahrhunderts Fürsten und Städte im Interesse, die kirchlichen Stiftungen der Vorfahren

gesichert zu sehen, mit einander wetteiferten, die Klöster, oft unter Anwendung von Gewalt, zu der alten Ordensregel zurückzuführen. So sehr hatte man sich an den Gedanken gewöhnt, daß die Mönche die Träger des kirchlichen Lebens seien, daß man kaum irgendwo ernstlich den Versuch gemacht hat, auch die Weltgeistlichen zu reformieren. Nicht überall war ein nachhaltiger Erfolg zu bemerken, die Reformationen dauerten noch fort, als das Wort von der christlichen Freiheit die Klosterpforten zu sprengen anfing; die Klage wie der Spott über die Habsucht, den Schmutz und die Unwissenheit der Mönche, besonders der Dominikaner, ist darum niemals verstummt, und doch ist es nicht zum wenigsten ihnen zu danken, wenn das kirchliche Leben nach mittelalterlichem Ideal in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zu hoher Blüte kam.

Man darf daran erinnern, daß sie es waren, welche berufsmäßig die Predigt pflegten und sicherlich bei weitem mehr gepredigt haben, als die Weltgeistlichen. Wichtiger war ein anderes, womit sie dem religiösen Bedürfnis der Menge entgegenkamen und in der Folge den nachhaltigsten Einfluß ausübten, das war die Pflege und Neubelebung der sogen. Bruderschaften zur Verehrung der Heiligen. Die Sache war nicht neu. Seit langer Zeit — die Anfänge sind kaum noch nachzuweisen —, war es Sitte, daß Geistliche und Laien, Männer und Frauen, sich zusammenthaten zu besonderer Verehrung eines Heiligen und dafür auch besondere Gnaden von ihm zu erwarten hatten. Jetzt kam neues Leben in diese Institution. Ohne Zweifel ist dabei das materielle Interesse der Klosterleute mit in Rücksicht gekommen, aber jene Bruderschaften entsprachen zu sehr dem Ideal mittelalterlicher Frömmigkeit, als daß die Aussicht auf Gewinn als alleiniges Motiv ihrer Verbreitung anzusehen wäre. War doch nichts geeigneter, das Leben der Laien in feste kirchliche Bande zu schlagen als diese halb weltlichen, halb kirchlichen Genossenschaften.

Wenigstens einmal im Monat, bisweilen auch allwöchentlich kommen die Mitglieder der Bruderschaft zur besonderen Feier des Heiligen an seinem Altare in der Klosterkirche zusammen. Zu gewissen Gebetsleistungen oder auch Almosen ist jeder zuhause verpflichtet. Die Verehrung des Heiligen ist das alle

einigende Bruderband. Stirbt ein Mitglied, so wird für ihn eine Seelenmesse gelesen, sein Name in das Totenbuch geschrieben, um seiner bei den Anniversarien zu denken. Es folgen die Brüder bei seinem Begräbnis, dessen Ausrichtung nicht selten die Bruderschaft übernimmt, für manchen Armen noch heute ein wesentlicher Anreiz zum Beitritt.

Mit allem Pomp feierte man in besonderem Gottesdienste die nicht seltenen Feste der Bruderschaft. Da war reicher Ablaß zu gewinnen, für Lebende und Tote, und reich und arm vereinigte sich zum fröhlichen Festmahl, das in manchen Gegenden, wenigstens wissen wir das vom mittleren Deutschland, gegen Ende des Zeitalters zu wüsten Gelagen ausartete. Es war doch nur die volkstümliche Kehrseite kirchlicher Festfeier, die ihren religiösen Wert in den Augen der Menge dadurch nicht verlor.

Sieht man von den Gewerbsgilden ab, die, wenn auch in kirchlicher Form, doch nur die Vertretung der Gewerbe- und Standesinteressen im Auge hatten, so waren solche rein kirchliche Bruderschaften früher nicht übermäßig häufig, jedenfalls von keinem besondern Belang für das Volksleben gewesen. Seit der Mitte des Jahrhunderts wuchs ihre Zahl mit jedem Jahr. Da gab es kein Kloster, bald, da auch ernstere Weltgeistliche in diesem Stücke den Mönchen nacheiferten, wenn auch ohne denselben Erfolg, keine Kirche, in der nicht wenigstens eine Bruderschaft domiziliert war, oft deren eine ganze Anzahl, je nach der Zahl der Altäre und der Heiligen, die denselben geweiht waren. Ja mehr und mehr kommt das religiöse Leben des Volks in diesen Genossenschaften zu seinem charakteristischen Ausdruck.

Und nicht zum wenigsten daraus erklärt es sich, daß die Verehrung der Heiligen zu derselben Zeit zu ihrer höchsten mittelalterlichen Blüte kam. Wie sehr schien man ihrer zu bedürfen! Wenn Papst Innocenz VIII. im Jahre 1484 Deutschland von Hexen und Zauberern erfüllt erklärte, so sprach er nur aus, was man in allen Schichten der Bevölkerung fühlte und fürchtete. Überall in Feld und Wald und Flur trieben dermalen der Teufel und seine Gesellen ihr Wesen. Wie sollte man sich und die Seinigen, sein Hab und Gut schützen vor ihren finsteren Werken? Nur die Hei-

ligen vermochten es, die natürlichen Gegner der Dämonen. Wohl dem, der da ein Bruderschaftsamulett mit dem Bildnis des Schutzheiligen besaß! Aber das genügte doch nicht für alle Fälle. In demselben Maße, als man die Andacht hier auf diesen, dort auf jenen Heiligen konzentrierte, mußte man dazu kommen, ihm besondere, ihn auszeichnende Kräfte zuzuweisen. Schon Zeitgenossen haben nicht ohne Tadel der neuen Sitte die Beobachtung gemacht, daß man damals anfing, die Leistung der Heiligen zu spezialisieren und jedem seine besondere Funktion zuzuschreiben. Damit kamen Persönlichkeiten zu Ehren, die man früher fast nur aus dem Kalender kannte.

Es gab Veranlassungen genug dazu. Die Zeit war hart, und die Astrologen, deren Kunst niemand bezweifelte, prophezeiten noch Schlimmeres. Die politischen und noch mehr die sozialen Verhältnisse im heiligen römischen Reiche deutscher Nation waren so trostlos wie nur möglich. Die Chroniken sind voll von öffentlichen Unglücksfällen. Um die Wende des Jahrhunderts hören wir alle paar Jahre von Mißernte, Teuerung und in deren Gefolge von der oft ganze Landstriche verheerenden Pest. Dazu kamen neue Krankheiten, wie die Blattern und die mala francosa. Gegen all das Unheil schien es neuer Nothelfer zu bedürfen. St. Sebastian, der so lange gute Dienste gegen Pestilenz und Seuchen geleistet, wurde jetzt verdrängt; er ward jetzt fast ausschließlich der Schutzherr der Turnier- und Schützengesellschaften. An seine Stelle trat in vielen Gegenden der heilige Rochus. In Bern ging die Rede, daß schon das bloße Ansehen seines Bildes die Pestbeulen vertreibe. Der heilige Wolfgang galt als Tröster der Gefangenen und als Helfer der Kranken und Lahmen; der heilige Christoph schützte vor jähem Tod und Ungewitter und so fort. Bald hatte man für jedes Gebresten und jede Not des menschlichen Lebens bis zum jüngsten Gericht, wo der heilige Jakobus als Fürbitter eintrat, seinen besonderen Nothelfer. Hier und da war es wohl schwierig, den passenden Heiligen herauszufinden: gegen die Blattern fand sich nur ein alttestamentlicher, „der fast dultige, blatterige Gottesfreund St. Job“, wie ein zeitgenössischer Chronist sich ausdrückt. Es fehlte wie gesagt nicht an einsichtigen Priestern,

welche gegen diese ganze Richtung eiferten und in Wort und Schrift daran erinnerten, daß die Kirche in den Heiligen nur Fürbitter sehe, das Erbarmen selbst aber allein Sache Gottes sei: das Volk, und zwar nicht bloß der gemeine Mann, hat doch niemals den feinen Unterschied von Verehrung und Anbetung verstanden, und was es erbeten zu haben glaubte, nahm es doch immer hin als eine gütige Spende des seinem Denken und Fühlen näher stehenden Heiligen, nicht des in unnahbarer Ferne auf den Wolken des Himmels als König und Richter thronenden Gottes. Es ist wahr, das Volk hat die neuen Schutzheiligen kreiert, aber die Kirche hat sie anerkannt. Der päpstliche Legat in Deutschland, der Kardinal Raimund von Gurk hat es in dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts für angemessen gefunden, die Erzählungen von ihren Wundern durch seine Kommissare verbreiten zu lassen.

Alle überragte natürlich Maria, die Himmelskönigin. Seitdem der heilige Bernhard von Clairvaux ihre Hoheit mit der ganzen Begeisterung seines andachtglühenden Herzens gepriesen hatte, konnte man eine fast stetige Zunahme ihres Kultus beobachten. Was immer eine gläubige Phantasie über sie als Weib, als Mutter, als Gottesgebärerin an Schönem und Herrlichem auszudenken vermochte, das häufte man zu ihren Ehren zusammen. Mit Recht sagt Luther: „Die liebe Mutter Gottes Maria hat viel schöneren Gesang und mehr gehabt denn ihr Kind.“ Der reiche Liederschatz jener Zeit bestätigt dies. Je mehr und mehr ward sie, durch die die Kirche ja erst den Heiland erhalten, der Mittelpunkt des religiösen Denkens und Handelns, und gegen Ende des Jahrhunderts erreicht ihre Verehrung einen Höhepunkt, wie sie kaum heute, wo die römische Kirche seit Pio IX. allenthalben mit bewußter Absichtlichkeit zu mittelalterlichen Formen zurücklenkt, wiedererlangt worden ist. Das beweisen die zahlreichen Marienpredigten und Andachtsbücher zu Ehren der ewigen Jungfrau, mit denen die Buchdruckerkunst besonders die deutsche Christenheit beschenkte; davon zeugen die Denkmale neu erwachender Kunstthätigkeit, welche die italienische Himmelskönigin in so anziehender Weise auf dem Hintergrunde deutschen Stilllebens als deutsche Jungfrau und Mutter in das bürgerliche Heim verpflanzten. Es ist charakteristisch, daß

man vielleicht keine Schriftstelle mit solcher Vorliebe behandelte, als die Worte, die Jesus am Kreuze zu Maria und Johannes gesprochen: Joh. 19, 25—27. Sie hieß geradezu „das kleine Evangelium", „die Perle der Passion", durch deren Verlesung bei der Messe die festliche Zeit zwischen Ostern und Pfingsten ausgezeichnet wurde, und die Predigt von ihr hat ohne Zweifel Tausende von frommen Christen — das kann man auch bei Staupitz erkennen — zur glühendsten Andacht angeregt, wenn auch oft in der sinnlichsten Form. Ja mehr und mehr tritt in der Volksanschauung an die Stelle des Heilandes die schmerzhafte Mutter, die mater dolorosa, der das Schwert durch das Herz geht. Die Lehre von dem „Mitleiden der Maria", ihrem Teilhaben am Erlösungsleiden, der compassio Mariae, wird zu einem stehenden Kapitel in der Dogmatik. Aber noch mehr, damals wurde eine Vorstellung zum Gemeinglauben, die erst in unseren Tagen kirchlich bestätigt wurde.

Schon seit dem 12. Jahrhundert konnte man die wunderliche Rede hören, daß Maria allein unter allen Sterblichen von der Erbsünde befreit geblieben sei. Es fehlte nicht an gewichtigen Stimmen, welche die neue „fromme Meinung" aufs entschiedenste verwarfen. Die Gelehrten aus dem Dominikanerorden erklärten sich dagegen, um so mehr Anlaß für die Franziskaner, nachdem Duns Scotus die Lehre als „probabel" bezeichnet, dieselbe in Wort und Schrift zu verbreiten. Bei ihrem Einfluß auf das religiöse Volksleben begreift man, wie gut es ihnen gelang, zumal sie von den Augustinereremiten aufs eifrigste unterstützt wurden. Aber es war bisher nicht möglich gewesen, wie sehr sich auch die Minoriten darum bemüht, die Streitfrage, die zu heftigen Fehden zwischen den beiden Orden führte, durch einen päpstlichen Machtspruch zum Austrag zu bringen. Selbst Sixtus IV., der Franziskaner, wagte es nicht, die mächtigen Dominikaner zu verletzen. Das einzige, wozu er sich bewegen ließ, war, zwar nicht die Lehre, aber doch das Fest der unbefleckten Empfängnis zu bestätigen. Das war vor der Hand genug. Es war ja nur logisch, aus dem Rechte, ein Fest zu Ehren einer Thatsache zu feiern, die dogmatische Bestätigung derselben selbst abzuleiten, und das Volk mit seiner stets zu

beobachtenden Neigung zum Wunderbaren hatte sich längst für eine Lehre entschieden, welche der Mutter Gottes das Höchste zu verleihen schien und darum den Erfolg ihrer Fürsprache um so gewisser erscheinen ließ. Es hätte der umfangreichen Propaganda, welche die Minoriten nunmehr auf Grund der päpstlichen Erlasse in Scene setzten, kaum bedurft. Selbst die Universitäten, an denen gegen Ende des Jahrhunderts, vielleicht auch wegen ihres Kampfes gegen dieses Dogma, der Einfluß der Dominikaner herabsank, traten dafür ein. Nach dem Vorgange der Sorbonne (1496) wurden 1499 die Universitätslehrer in Köln, 1501 die zu Mainz darauf verpflichtet. Es fehlte nicht an Wundern, welche die Verehrung der unbefleckt Empfangenen als Gott wohlgefällig erwiesen. Und wer etwa noch zweifelte, der konnte sich von der Wahrheit überzeugen, als die Dominikaner in Bern im Jahre 1509 dabei ertappt wurden, als sie für die gegenteilige Anschauung die heilige Jungfrau erscheinen ließen und dafür auf dem Scheiterhaufen büßten.

Und man ging bald weiter. Mit der dem römischen Katholicismus eigenen Konsequenz schloß man: Wenn Maria so hoch begnadigt ist, daß sie allein unter den Menschenkindern von der Erbsünde befreit war, wie hoch steht dann ihre Mutter, die heilige Anna! Freilich weiß die Geschichte von der heiligen Anna nichts, die Evangelien nennen sie nicht einmal; desto ausführlicher berichtete die Legende und die fromme Tradition von ihr, und wer, wie damals so viele, ins heilige Land zog, konnte ihr Haus besuchen und reichen Ablaß dabei verdienen. Gleichwohl war ihre Verehrung bisher eine nur sporadische gewesen. Aber wie mit einem Schlage trat sie jetzt in den Vordergrund des religiösen Interesses. Auf allen Straßen, in Städten und Dörfern wurden ihr zu Ehren Bilder, Altäre, Kapellen, ja Kirchen errichtet. Es konnte bei der in der Kirchengeschichte geradezu beispiellosen Schnelligkeit, mit der sich ihr Kultus verbreitete, einen Augenblick scheinen, als würde er gar den der Maria verdrängen. Allenthalben entstanden Bruderschaften zu ihren Ehren, in Lübeck nicht weniger als fünf. Sie war die rechte Modeheilige geworden. Man feierte sie überall in Wort und Schrift. Die Begeisterung für sie ergriff alle Stände. Selbst eifrige Humanisten, wie H. Bebel, Konrad Celtes und

Eobanus Hesse, widmeten ihr die Erzeugnisse ihrer neu gelernten Verskunst. Und vielleicht nirgends wurden ihr größere Ehren zuteil als in Sachsen. Dort war es Herzog Georg, der, ihr fanatisch ergeben, ihren Kultus auf jede mögliche Weise förderte und ihr zu Lob die Stadt Annaberg gründete, — und mit den Worten: „Hilf, liebe St. Anna, ich will ein Mönch werden“, gelobte Martin Luther den Mönchstand.

Alle diese Erscheinungen, und diese sind nur die hauptsächlichsten, sind nur zu begreifen aus einem tiefgehenden religiösen Bedürfnis, das von einer Andacht zur andern hastet und doch nimmer zum Frieden kommt. Drang doch nur zu wenigen die Predigt von der schon in Christo geschehenen Versöhnung, wenn es auch manche gab, die, ohne ihres innerlichen Gegensatzes gegen das landläufige Kirchentum sich bewußt zu werden, auf Grund evangelisch gehaltener Andachtsbücher allein sich auf Christum verließen. Die Mehrzahl vernahm aus der Predigt nur die Stimme des strengen, gewaltigen, zürnenden Richters, den es galt zu versöhnen, durch Opfer und Dienst in Gebet, Almosen, Wallfahrten und Abtötung des Fleisches. Das ist ohne Zweifel der Grundzug damaligen religiösen Handelns, wie im Romanismus überhaupt, auch bei den Gebildetsten der Zeit. Während es in Italien unter den Bewunderern der klassischen Litteratur schon zum guten Ton gehörte, über christlichen Glauben und Einrichtungen zu spötteln, bewegen sich die deutschen Gelehrten, genauer die sogen. Humanisten, bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch ganz in den Bahnen des kirchlichen Glaubens und Aberglaubens. Die Kirche im Bunde mit dem noch heute dem deutschen Bürgertum eigenen Hange zur altväterlichen Tradition, schützt die gute Sitte und den Inbegriff bürgerlicher Tugendleistung, die Wohlehrbarkeit; alles und jedes Thun, im Hause, in der Zunft, in der Gemeinde vollzieht sich unter kirchlichen Formen, oder wird von diesen begleitet. Die Kirche ist eine gewaltige Macht, die das ganze Leben umspannt und bis ins einzelne regelt; begnügt sie sich doch mit äußerem Thun, heiligt doch schon die Teilnahme an ihren Gebräuchen den Sünder. Und wie schon angedeutet, manches in den öffentlichen Verhältnissen, die Not der Zeit, in der so vieles wankte, der Zorn des Himmels nach

dem frommen Glauben der Menge und der drastischen Predigt der Mönche so sichtlich nahe hereinzubrechen drohte, kam besonders an der Wende des Jahrhunderts ihren Bestrebungen entgegen.

Freilich wer nur so obenhin die politischen und sozialen Zustände betrachtet, der kann jenes Zeitalter ein glückliches nennen. Man kennt die Blüte des damaligen deutschen Handels, der die ganze Welt umfaßte, und dem die neuen Entdeckungen neue Bahnen öffneten. Franzosen und Italiener staunten ob des Reichtums und des fürstlichen Glanzes, den die Handelsherren in den süddeutschen Handelsemporen zu entfalten vermochten, und priesen die Wohlhabenheit und Kultur des Landes. Handel und Gewerbe waren im Aufschwung begriffen, — und gewiß das Höchste, was sie erreichen kann, im Hause des Bürgers fand die Kunst eine Stätte und opferwillige Förderer. Die Zahl der hohen und niederen Schulen am Rhein und in Süddeutschland wuchs mit jedem Jahre und vermochte dem Bildungsdrange doch kaum zu genügen. Es geht ein Zug frischen fröhlichen Schaffens durch das Bürgertum, der Schönes für die Zukunft verspricht. Aber übersieht man das Ganze — und die zahlreiche Volkslitteratur mehr noch als die gelehrte gewährt einen reichen Einblick in diese Verhältnisse —, so sieht man überall den drohenden, ja schon hereinbrechenden Verfall.

Zu allen Zeiten hat es Reiche und Arme gegeben, Hohe und Niedrige, Bevorzugte und Bedrückte; seit den Tagen der alten Welt finden wir wohl nur noch vor der französischen Revolution die Gegensätze so schroff einander gegenüber stehen wie am Ende des Mittelalters. Schon in den wohlhabenden handeltreibenden Städten selbst stand dem übergroßen Reichtum ein ungeheures Proletariat gegenüber, und man hat Grund zu glauben, daß die Zahl der Bettler niemals in Deutschland größer gewesen ist, auch jetzt nicht, als in jenen Jahrzehnten. Man darf daran erinnern, daß die Kirche das Bettlertum beförderte, praktisch und theoretisch. Es fiel vieles für den armen Mann von ihrem reichen Tische, und darüber war kein Zweifel, es gereicht nicht nur nicht zur Schande zu betteln, sondern Bettler zu sein ist ein Stand wie ein anderer, ja der steht sittlich höher, der sich von Bettelbrot nährt, als der, der sich um seinen Lebensunterhalt abmüht. Solche Theorieen, verbunden

mit einer Mildthätigkeit, die sich um des guten Werkes willen bisweilen ins Maßlose steigerte, haben manchen Bettler erzogen; anderseits empfand man doch die wachsende Verarmung wie immer als die Folge der großen Kapitalansammlung in den Händen einzelner. Die Klage über den „Eigennutz“ ist eine allgemeine; der „arme Mann“, der Handwerker in den Städten, der Adel wie der Gelehrte stimmen darin merkwürdig überein, daß sie sich den Wohlstand des Kaufherrn nur aus Betrug, Wucher und Übervorteilung erklären können. Wenn der Ritter den Warenzug der Handelsleute überfällt, glaubt er nur das Seine zu nehmen. Sie und die reichen Prälaten macht er verantwortlich für den sozialen Verfall seines Standes, der mit den reichen Städtern nicht mehr konkurrieren kann; um so mehr drückt er selbst seine Hintersassen. Nur selten hören wir bei den höheren Ständen ein Wort des Mitleids mit dem „armen Manne“, ein Wort des Tadels gegen das Schinden und Schaben der Bauern, viel öfter Hohn und verächtlichen Spott, der doch im Grunde der Furcht entspringt, denn man ist sich dessen wohlbewußt, daß der Bauer nur auf den geeigneten Moment wartet, loszuschlagen und blutige Rache zu nehmen, und mit Sorge sieht man der Zukunft entgegen.

Tiefer Haß erfüllt die Besitzlosen auch im Bürgerstande gegen die Reichen und Vornehmen. Die Einführung des dem Bürger und Bauern unverständlichen römischen Rechts machte das Gefühl der Rechtlosigkeit zu einem allgemeinen. Um so fester klammerte man sich an die Zukunft, wo das Strafgericht Gottes hereinbrechen, Pfaffen und Herren vernichten wird. Solche Stimmungen, die durch eine immer breiter werdende Volkslitteratur, durch Wort und Bild wach gehalten wurden, mußten durch die politischen Zustände des letzten Jahrzehnts des 15. Jahrhunderts und die ersten Jahre des neuen nur erhöht werden. Man kennt die vielfachen Kämpfe, um eine festere Organisation des Reichs, um die Reformpläne eines Berthold von Mainz. Die Publizistik der Zeit, und nicht zum wenigsten Kaiser Maximilian selbst, der, wenn er etwas durchsetzen wollte, sich direkt ans Volk wandte, warfen die unklarsten Ideen und Versprechungen in zahlreichen Pamphleten ins Volk. Und was hatte dieser vielgeliebte, ritterliche Kaiser nicht alles für

Ideen und Pläne! Wie schön verstand er von alter deutscher Macht und Herrlichkeit zu reden und die Bilder einer rosigen Zukunft zu zeichnen! Mit Spannung verfolgte man die Verhandlungen der Reichstage, die eine Besserung der Zustände verhießen. Ein Steuerprojekt jagte das andere. Was sprach man nicht alles von besserer Handhabung des Landfriedens! Schließlich blieb alles beim alten bis auf die Not, das allgemeine Unbehagen, das sich von Jahr zu Jahr steigerte. Mißernte und infolge davon Teuerung, Hungersnot, schwere Krankheiten und Seuchen sind wieder die stehenden Kapitel in den Chroniken. Furchtbar war zumal die Verheerung, welche das erste, fast epidemische Auftreten der Syphilis, über die das moralische Urteil noch während der ganzen Reformationszeit schwankte, verursachte. Während des Schweizerkrieges (1499) wurde ein großer Teil von Oberdeutschland verwüstet. Und das Alltägliche vermochte die Schrecknisse nicht abzuschwächen. Man war überzeugt und es wurde fleißig gepredigt, daß die allgemeine Not und das Elend das Zürnen der Gottheit bedeute, und in wem das religiöse Gefühl nicht erstorben war, der beeilte sich, sie zu versöhnen. Es begreift sich, daß unter diesen Umständen das Jubiläum von 1500 wieder eine große religiöse Bewegung hervorrufen mußte. Tausende und aber Tausende wandten sich wieder nach Rom, oft unter der gröbsten Vernachlässigung ihrer öffentlichen und Familien-Pflichten. Mit Schaudern erzählte man sich wohl in der Christenheit, wie viel unterwegs starben oder verdarben. In Bern wollte man wissen, daß bei diesem Jubiläum allein in Rom über 30000 Pilger von der Pest dahingerafft wurden, von den vielen zu schweigen, die auf dem Weg durch die vom Kriege heimgesuchte Lombardei umgekommen. Was that's? Es war dafür gesorgt, daß solche Kunde die Gläubigen von den verdienstvollen Werken nicht abschreckte. Oft genug wurde es verbreitet, freilich auf Grund einer kaum echten Bulle, daß schon Clemens VI. den Engeln befohlen habe, die Seelen derer, die auf der Wallfahrt nach Rom stürben, sogleich ins Paradies zu tragen. Und vielleicht hat niemals die religiöse Erregtheit einen höheren Grad erreicht als das Jahr darauf, als das Jubiläum in Deutschland verkündigt wurde, und so rührige Prediger wie Joh. v. Paltz, der spätere

Lehrer Luthers, seine Gnadengaben anpries. Die Altäre wurden umlagert, die neue Heiligenlitteratur fand reißenden Absatz, schließlich kam es auch zu Zeichen und Wundern, ja zu einer Wunderepidemie. An einzelnen Orten wollte man, wie ja auch noch heutzutage an besonders begnadigten Personen, die Wundmale Christi eingeprägt sehen; aber noch mehr. Um Ostern 1501 verbreitete sich von Mastricht aus die Kunde, daß das Kreuz und die Marterwerkzeuge sich auf den Kleidern der Gläubigen abzeichneten. Was die einen gesehen, sahen in gläubiger Verzückung bald auch die anderen. In unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich das Kreuzeswunder vom Rhein bis nach Polen, von Tirol bis zur dänischen Küste, und die Machthaber verstanden es, dasselbe als dringende Mahnung, für den Türkenkrieg zu steuern, auszudeuten. Unter den Schrecknissen der Pest erhielt es sich bis ins dritte Jahr des Jahrhunderts, nur wenigen ein Zeichen der Nähe des erbarmenden Gottes, den meisten das sicherste Merkmal des nahenden Zornesausbruches. —

Es ist eine wunderbare, düstere, von Gegensätzen zerrissene Zeit, in der es allenthalben gärt, alles zu wanken scheint, nur eins nicht, der festgefügte Bau der römischen Kirche. Auch nach Deutschland kam die Kunde von den greulichen Lastern, mit denen gerade damals die Päpste den heiligen Stuhl schändeten; man wußte, daß ihnen keine That zu schwarz war, wenn es galt, ihre Herrsch- und Genußsucht zu befriedigen; aber doch blieben sie die Nachfolger Petri und die Stellvertreter Christi, und so wenig darf von einem Auflösungsprozeß der Kirche die Rede sein, daß sie vielmehr das allein Stabile erscheint, der religiös-kirchliche Gedanke vielmehr der alles beherrschende ist. Während man ihre Diener vielfach verhöhnt und verspottet, oft mit glühendem Haß ihre Vernichtung ersehnt, bleibt es doch immer die Kirche, die die Schlüssel des Himmelreichs besitzt und den Zorn Gottes abwehren kann, zu der die geängstete Seele als dem letzten Rettungsanker sich wendet, in deren Dienst sie sich zu überbieten sucht. Freilich, nicht ist es heilige Scheu vor Gott dem Heiligen und doch Gnädigen, die den Sünder auf die Kniee zieht, sondern die Furcht vor dem Zorne des über den Welten thronenden Richters und den

Qualen des Fegefeuers, die die Seele ruhelos, unbefriedigt sich abmühen läßt, um durch Opferdienst den Zürnenden zu versöhnen — das ganze religiöse Thun und Treiben ein der Furcht abgepreßtes, halbverzweifelndes Miserere.

Das war die Stimmung der Zeit, in der Martin Luther geboren, in der er seine Jugend verbracht.

Erstes Buch:

Die Anfänge.

I. Kapitel.

Kindheit und Jugend bis zum Eintritt ins Kloster.

Es war am 10. November 1483, an einem Montage nicht viel vor Mitternacht, als Martin Luther zu Eisleben geboren wurde. Schon tags darauf wurde er in der Petrikirche getauft und empfing den Namen des Tagesheiligen. Erst kurze Zeit vorher waren die Eltern aus dem Dörfchen Möhra im Thüringerwalde, zwei Meilen südlich von Eisenach, wo das Geschlecht der Luther, oder Luder (Ludher), wie sie sich damals gewöhnlich schrieben, seit langer Zeit als Bauern ansässig waren, nach Eisleben übergesiedelt. Es steht dahin, weshalb sie die Heimat verlassen. Gegner des Reformators wollten später wissen, daß eine im Jähzorn verübte Bluthat den Vater zur Flucht getrieben, was doch durch die allgemeine Achtung, die derselbe in seinem spätern Wohnort, der der Heimat ziemlich nahe lag, ausgeschlossen zu sein scheint. Vielleicht war es Not oder Mangel, die ihn in jener von Mißwachs und Teuerung so häufig betroffenen Zeit den Aufenthalt wechseln ließ und bald wieder, kaum ein halbes Jahr nach des Sohnes Geburt, seinen Wohnsitz von Eisleben nach Mansfeld zu verlegen veranlaßte. Wenigstens weiß Luther manches von der Armut im väterlichen Hause zu erzählen. Als Bergmann, oder wie man sagte Schieferhauer, erwarb sich der Vater, Hans Luther, sein Brot, und die Mutter, Margarete geborene Ziegler, mochte manchmal ihre liebe Not haben, die große Kinderschar — es sind wenigstens noch drei Brüder und drei Schwestern gewesen — mit Ehren durchzubringen. Es kam wohl vor, daß sie das Holz auf

dem eigenen Rücken aus dem Walde holen mußte. Und wie es zu geschehen pflegt, wenn die Sorge um das tägliche Brot ein stehender Gast ist, so war es auch hier. Die Not macht streng und hart. Luther hatte keine angenehmen Kindererinnerungen. Die Eltern hielten auf strenge Zucht, selbst kleine Vergehen wurden schwer gestraft, und Luther erzählt, sein Vater habe ihn einst so hart gestäupt, daß er vor ihm geflohen und ihm gram geworden sei. Erst allmählich sei er ihm wieder näher getreten. Er meint sogar, daß die allzu strenge Erziehung nicht ohne Schuld daran sei, daß er später ins Kloster gegangen, „denn man muß also strafen, daß der Apfel bei der Rute sei“. Doch war er sich dessen bewußt, daß sie es herzlich gut gemeint, und sein Leben lang hat er sie hochgeschätzt und ihrer in Liebe und Dankbarkeit gedacht. Mit Stolz sagt er einmal: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewest.“ Ein Zeitgenosse, der die Eltern im Jahre 1522 sah, nennt sie „kleine kurze Personen, ein bräunlich Volk“. Die Mutter weiß Melanchthon als ein Muster weiblicher Tugend, als eine fromme und gottesfürchtige Frau zu rühmen, und Spalatin, Luthers Freund, der sie 1522 kennen lernte, ruft aus: „Wie gleicht doch Dr. Martin in Körperhaltung und Gesichtszügen seiner Mutter, einer Frau von seltener Art.“ Und eine gewisse Ähnlichkeit läßt sich nach dem Bilde der Mutter, wie es uns die nicht immer geschickte Hand des Lukas Cranach in ihrem Alter gemalt hat, nicht verkennen. Es zeigt im übrigen den echten Typus einer alten Bauersfrau mit scharfen, durch die Arbeit und Mühe des Lebens vertieften Zügen, während das Porträt des Vaters, das wie jenes sich jetzt auf der Wartburg befindet, den behäbigen Bürger erkennen läßt, der es zu etwas gebracht hat und sich seines Wertes bewußt ist. Und in der That gelang es Hans Luther durch Fleiß und Geschicklichkeit, sich seinen Arbeitgebern zu empfehlen und mit deren Hilfe nach und nach seine Lage zu bessern. Er erwarb nach nicht zu langer Zeit Pachtanteile an Bergwerk und Schmelzöfen. Man kannte ihn allenthalben als einen wackern, fleißigen Mann; auch die Grafen von Mansfeld schätzten ihn ob seines Fleißes und Verständnisses im Bergbau. Da konnte es nicht fehlen, daß er auch in der Ge-

meinde zu Ehren kam. Schon im Jahre 1491 wird er als einer „der vier Herren von der Gemeinde“ erwähnt, d. h. als Mitglied der städtischen Vertretung, die dem Rate zur Seite stand. Die wenigen Äußerungen, die uns von ihm erhalten sind, zeigen ihn als einen ehrbaren, rechtschaffenen Mann, der nicht ohne Nachdenken seinen Weg ging, im Worte kurz und bestimmt, offen und gerade heraus.

Im Hause herrschte Gottesfurcht und gute Sitte. Mit dem Christentum wird es nicht besser aber auch nicht schlechter ausgesehen haben, als anderwärts. Die Mutter lehrte ihre Kinder zu Gott und den lieben Heiligen beten, die Priester und die Kirche ehren; aber auch unholdige Spukgestalten, Hexen und „Alben“, von denen sie Schreckliches zu erzählen wußte, haben früh des Knaben Phantasie beschäftigt und das ganze Leben hindurch seine Anschauungen beherrscht. Daneben haben die Bilder der Heiligen und ihre Legenden, Prozessionen und religiösen Schauspiele und alles das, was im römischen Kultus auf ein leicht empfängliches Gemüt Eindruck machen kann, lebhaft auf ihn eingewirkt und seine jugendliche Seele geheimnisvoll durchschauern lassen.

Von den Heiligen erfreuten sich der heilige Georg, der Drachentöter, und die heilige Anna, hier als Beschützerin des Bergbaus, in Mansfeld besonderer Verehrung. Dem ersteren war die Pfarrkirche geweiht; er ist so recht ein Heiliger, für den sich ein Knabe begeistern konnte, — Luther hat ihm sein Leben lang eine gewisse Neigung bewahrt. Er nennt die Legende von ihm gelegentlich „ein schön christlich Gedichte“ und versucht eine allegorische Deutung derselben. Ohne Zweifel ist ihm auch in frühen Jahren manches von dem, was sich von deutscher Heldensage noch im deutschen Volke erhalten hatte, bekannt geworden, nach späteren Aussagen zu schließen ganz besonders die Lieder von Dietrich von Bern. Sonst wissen wir wenig von den Tagen der Kindheit; sicher hat er sich auch nach Herzenslust in Wald und Feld herumgetummelt, es wird uns nichts darüber berichtet, aber die Freude an der Natur, die reiche Kenntnis ihres Kleinlebens, die vielen Hinweisungen auf dieselbe lassen es voraussetzen.

Schon früh hat man ihn in die Schule gebracht. Ein älterer

Genosse, Nikolaus Ömler, der ihm später verschwägert wurde, mußte, woran Luther sich noch im Alter dankbar erinnert, den Kleinen bisweilen dorthin tragen. Außer Schreiben, Lesen, Rechnen wurden in der Mansfelder Schule auch schon die Anfänge des Latein geübt, freilich nach einer ungeschickten und schlechten Methode, die die Knaben nur mit Formelwesen quälte, ohne ihnen das Verständnis der Sprache zu erschließen. Luther hat diese geistlose Art des Unterrichts, bei der der Stock das meiste leisten sollte, oft verurteilt. Wie man dabei verfahren, zeigt der Umstand, daß er sich erinnerte, an einem einzigen Morgen fünfzehnmal Schläge erhalten zu haben. Doch weiß er auch Besseres von ihr zu berichten. Dort lernte er, wenn auch ohne jede Erklärung, den „Katechismus“, Glauben, Vaterunser und die zehn Gebote, manches aus dem Psalter, auch schöne lateinische und deutsche Lieder, wie sie ganz besonders im 15. Jahrhundert mehr in Aufnahme gekommen waren, die dann zum Teil in evangelischer Umdichtung in den Liederschatz der evangelischen Kirche übergegangen sind. Dahin gehören: „Ein Kindelein so löbelich ist uns geboren heute“, „Nun bitten wir den heiligen Geist“ und den österlichen Siegesgesang, der wie kein anderer volksbeliebt war: „Christ ist erstanden“. Oft hat er jene „feinen Lieder“ im Papsttum gerühmt und es nur bedauert, daß niemand da gewesen, der sie und den Katechismus ausgelegt hätte, — sie vermochten die Gestalt Christi als des zornigen Richters, die sich dem Knaben früh eingeprägt hatte, nicht zu verklären.

Auf die Länge schien doch die Mansfelder Schule nicht zu genügen. Während der jüngere Bruder Jakob später den Beruf des Vaters ergriff, sollte aus Martin etwas Besseres werden. Mit einem Altersgenossen, Johann Reineck, der später Hüttenmeister in Mansfeld wurde, verließ er im Jahre 1497 das Vaterhaus, um in Magdeburg eine andere Schule zu besuchen. Erst 14 Jahre alt, mußte er jetzt zum Teil selbst für seinen Unterhalt sorgen. Wie tausend andere auch sang er um Brot „um Gottes willen“ in der Stadt und Umgegend. Er rühmt sich später, auch ein solcher „Partekenhengst“ gewesen zu sein, wie man die bettelnden Schüler genannt, und um Partikelchen Brot gesungen zu

haben, und ermahnt, sie nicht zu verachten. Zum erstenmal war er nun in einer größeren Stadt, die, reich an Kirchen und klösterlichen Niederlassungen, alle Arten mittelalterlicher Frömmigkeit aufwies. Nur eins hat ihm einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, als er den Fürsten Wilhelm von Anhalt, der Franziskaner geworden war, auf dem Breiten Wege unter der Last des Bettelsackes keuchen sah. Davon erzählte er noch im Jahre 1533.

Welcher Art die Schule war, die er dort besuchte, wissen wir nicht. Luther erzählt, daß er bei den Nullbrüdern zur Schule gegangen. So bezeichnete man die Brüder des gemeinsamen Lebens, jenen frommen Verein, der von den Niederlanden nach Deutschland hin sich ausgebreitet hatte und, ohne an bestimmte Regeln gebunden zu sein, in geordnetem Zusammenleben auf ernste Lebensführung drang, für Bibellesen und Gottesdienst in der Landessprache eintrat und ganz besonders durch seine Thätigkeit für den Jugendunterricht sich große Verdienste erwarb. In Magdeburg, wo die Brüder keine eigene Schule besaßen, scheinen sie doch an anderen Unterricht erteilt zu haben. Tiefere Anregung hat Luther kaum von ihnen empfangen; war er doch kaum ein Jahr in Magdeburg, als die Eltern ihn nach Eisenach brachten, wo Verwandte seiner Mutter wohnten. Es war wohl weniger die Hoffnung auf deren Unterstützung, die sie dazu bewog, denn jene scheinen kaum in der Lage dazu gewesen zu sein, als der Wunsch, ihn in der Nähe der Ihrigen zu wissen. Auch hier mußte Luther um Brot singen, aber es fehlte nicht an liebevollen Wohlthätern. Eins der ersten und vornehmsten Häuser der Stadt öffnete sich ihm: Ursula Cotta, eine geborene Schalbe, die junge Ehefrau eines der ersten Kaufleute der Stadt, Konrad Cotta, dessen Familie ihren Ursprung aus Italien leitete, nahm sich des Knaben an. Um „seines herzlichen Singens und Betens willen“ fand er Aufnahme an ihrem Tisch, zeitweilig auch in ihrem Hause. In ihr lernte er wohl zum erstenmal eine Frau von feineren Formen kennen. Vielleicht hat er daher seine hohe Achtung vor dem Weib als Gattin und Mutter, der er oft Ausdruck gegeben. Jedenfalls gedachte er gern jener trefflichen Hausfrau und ihrer sinnigen Art, und in seiner Glosse zu Spr. Sal. 30, 10 führt er ein schönes Wort von ihr an: „Es ist

kein lieber Ding auf Erden, denn Frauenliebe, wem sie mag werden." Schon 1511 ist sie gestorben, aber mit ihren Söhnen ist Luther in Verbindung geblieben.

Dem Einflusse der Cottas wird es Luther auch verdankt haben, wenn er aus einer Schalbeschen Stiftung, die ihren Sitz im Franziskanerkloster am Fuße der Wartburg hatte, reiche Unterstützung empfing. Auch ein Priester, namens Braun, mit dem Luther später brieflichen Verkehr unterhielt, nahm sich seiner an. Das Wichtigste war aber, daß er jetzt wirklich guten Unterricht erhielt. Denselben verdankte er hauptsächlich dem Rektor der Schule zum heiligen Georg, die er besuchte. Nach allem, was wir hören, war Joh. Trebonius ein origineller Mann. Man erzählt sich von ihm, daß er beim Eintritt in das Schulzimmer sein Barett abnahm, weil man nicht wissen könne, ob unter den Schülern nicht mancher wäre, aus dem Gott einen Bürgermeister, einen Kanzler oder sonst einen hochgelehrten Doktoren und Regenten machen wolle. Dabei war er aber auch ein tüchtiger Lehrer; neben der Grammatik, die Luther erst hier gründlich lernte, kamen auch die Schriftsteller zu Ehren; man stellte Redeübungen in lateinischer Sprache an, ja versuchte, ganz entsprechend der Richtung der Zeit, lateinische Verse zu machen. Nach Melanchthons Bericht hätte Luther in allen Dingen seine Mitschüler übertroffen; jedenfalls war er, als er nach vier Jahren Ort und Schule verließ, um die Universität zu beziehen, nicht schlechter vorbereitet als andere.

Unter allen Hochschulen Deutschlands stand ohne Zweifel damals keine in höherem Ansehen als die von Erfurt. Gegründet im Jahre 1392 als die Schöpfung einer freien Bürgerschaft, reich ausgestattet durch päpstliche Privilegien und sonstige Gunstbezeugungen, im Herzen Deutschlands gelegen, von dem Bürgersinn einer selbstbewußten Stadt als Kleinod gehegt, hatte sie die älteren Universitäten fürstlicher Stiftung bald überflügelt. Nach einem Jahrhundert blühenden Bestehens konnte sie auf eine Reihe der hervorragendsten Männer, die an ihr gelehrt und ihren Ruhm weit über Deutschland verbreitet, zurückblicken. Es ging die Rede,

wer recht gelehrt werden wolle, müsse nach Erfurt gehen. Selbst Fürsten und Herren, wie geistlichen Würdenträgern galt es als eine Ehre, auch wenn sie nur vorübergehend die Stadt besuchten, ihre Namen in die Matrikel verzeichnet zu sehen. Dem Ansehen der Hochschule entsprach der Wohlstand der Stadt, die in fruchtbarer Gegend einen umfänglichen Weinbau betrieb und in ihren Handelsbeziehungen den anderen norddeutschen Städten nicht nachstand. Freilich zu einer freien Reichsstadt hat sie es nie gebracht, vergeblich war das von Zeit zu Zeit sich immer wieder regende Bestreben, sich unter Anlehnung an die sächsischen Fürsten der Hoheit des Mainzer Erzbischofs zu entziehen.

Mit Interesse verfolgte man alles, was an der Universität vorging. Ihre Feste waren auch die Feste der Stadt; pflegte man doch Universitätsakte, wie Promotionen u. dergl., unter unmittelbarer Teilnahme der Bürgerschaft vorzunehmen, mit allem Pompe mittelalterlicher Herrlichkeit; unter Fackelbegleitung in köstlichen Gewändern führte man die Gefeierten durch die Stadt.

Im engsten Verhältnis zur Universität stand auch die zahlreiche Klerisei. Einzelne Lehrstellen waren, wie das an den meisten Hochschulen der Fall war, geradezu auf geistliche Präbenden fundiert; auch pflegten die Gelehrten aus verschiedenen Orden, zumeist die Vorsteher an den im Kloster für die Mönche bestimmten Studienanstalten zugleich an der Universität zu lehren. Dies gilt vor allen von den Professoren der Theologie des Augustiner-Eremitenordens, der in seiner großen Niederlassung zu Erfurt ein vielbesuchtes studium generale unterhielt und der Universität schon manchen berühmten Lehrer geliehen hatte.

Neben Henning Göde, dem weithin berühmten Juristen, waren besonders Jodocus Trutvetter von Eisenach und Bartholomäus Arnoldi von Usingen, letzterer Mitglied des Augustinerordens, gegen Anfang des 16. Jahrhunderts die gefeiertsten Lehrer der Hochschule. Während sie sich später je mehr und mehr der theologischen Wissenschaft zuwandten, gehörten sie damals noch der philosophischen Fakultät an, beide gleich ausgezeichnet als Lehrer der Logik und Dialektik. Diese beiden Disziplinen waren es auch, die im Vordergrunde des Interesses standen, die notwendige Vorbedingung

jeglichen Fachstudiums. Es war die Zeit der absterbenden, in sich verfallenden Scholastik. Die großen Gebilde der theologischen Meister des Mittelalters, staunenswert und ehrwürdig wie seine Dome, das Höchste, was menschliche Geisteskraft unter dem Gesichtspunkt untrüglicher Kirchenlehre frommen Herzens zu schaffen vermochte, lagen weit zurück, ein Objekt für die Kommentierungssucht grübelnder Epigonen. Im Kampf um die wichtige, tief einschneidende Frage, die die Geister jahrhundertelang bewegte, ob den allgemeinen Begriffen Existenz zuzuschreiben sei, oder diese nur Gebilde unseres Denkens seien und nicht vielmehr dem Einzelnen, dem Individuum allein wahrhaftes Sein zukäme, welche Ansicht schließlich die Oberhand gewann, hatte sich die Kraft der Scholastik verzehrt. Das Interesse an diesen erkenntnis-theoretischen Fragen überwucherte so sehr, daß alles andere dahinter zurücktrat. Die Kirchenlehre, an deren Untrüglichkeit man auch jetzt nicht zweifelte, und zu deren erkenntnismäßigen Erfassung das alles dienen sollte, ward zum Übungsfeld einer nach den wirklichen oder vermeintlichen Kategorieen aristotelischer Philosophie hoch ausgebildeten Logik, die sich darin gefiel, in sich selbst überbietender Spitzfindigkeit alles in Frage zu stellen, um sogleich alles zu erweisen und dadurch die unfehlbare Kunst ihrer Dialektik zu zeigen. Man bemerkte es kaum, wie leicht man dabei in Gefahr kam, sowohl den Sinn der Kirchenlehre als die Auffassung des Aristoteles umdeuten zu müssen, — es war unbestritten, daß man ohne diesen kein rechter Theologe werden könne.

Neben diesem noch gänzlich ungebrochenen Scholasticismus, der durch die genannten Männer vertreten wurde, machten sich doch auch schon die neuhumanistischen Studien geltend. Neben Heidelberg war es zuerst Erfurt, wo die Nachahmer und Bewunderer der wie neu entdeckten klassischen Litteratur, das unruhige Volk der „Poeten", Aufnahme als Lehrer fanden. Es hielt sie gewöhnlich nicht lange daselbst, aber ihre Schüler, bald wie sie ergriffen von einer unbezwinglichen Sehnsucht nach dem klassischen Lande Italien, brachten von dorther neue Anregung mit in die Heimat und verbreiteten die neue Richtung. Am Anfang des Jahrhunderts durfte Erfurt als Mittelpunkt derselben gelten, nachdem Maternus Pistoris

eine große Zahl Jünger um sich gesammelt, ein Nikolaus Marschalk, dem wir den ersten griechischen Druck in Deutschland verdanken, auch das Studium der griechischen Sprache eingeführt hatte. Bildeten sich auch schon damals jene Männer, die später den Vernichtungskampf gegen Form und Inhalt der Scholastik aufnehmen sollten, so war doch bis jetzt von wirklichen Gegensätzen zwischen den Vertretern des Alten und Neuen in Erfurt noch kaum etwas zu spüren. Trutvetter legte Wert darauf, in besserem Latein zu schreiben als es bisher üblich gewesen, seine philosophischen Schriften mit Citaten aus den Alten auszustatten, und lobpreisende Gedichte des Pistoris und Marschalk empfahlen dieselben der studierenden Jugend. So schätzte man sich und suchte von einander zu lernen, im ganzen genommen überall ein frisches, fröhliches Streben, die Alten noch allenthalben geehrt, die Jungen doch schon im Vorgefühle, eine neue, herrliche Zeit heraufzuführen.

Man hat wohl manchmal gemeint, in Erfurt eine freiere und antipäpstlichen Bestrebungen zugeneigte Richtung erkennen zu können. Dort hatte um die Mitte des Jahrhunderts Jakob von Jüterbock harte Anklage gegen die Verderbnisse der Kirche geschleudert, und von Johann von Wesel, der eine Zeit lang in den fünfziger Jahren daselbst gelehrt hat, besitzen wir eine Reihe Schriften, in denen er viel systematischer und prinzipieller als später Luther den Ablaß und einige der wichtigsten Lehren der mittelalterlichen Kirche bekämpfte, wofür er später 1481 im Gefängnis gestorben ist. Aber ist es schon fraglich, ob Wesel jene Schriften noch zu Erfurt geschrieben — schon 1460 finden wir ihn zu Worms, bald darauf auf kurze Zeit in Basel —, so darf als sicher hingestellt werden, daß sie in Erfurt selbst zu keiner Bedeutung gelangten. Am Anfang des 16. Jahrhunderts scheint jede Erinnerung daran verschwunden. Gegner des Kurialismus gab es natürlich auch dort, Rufe nach Reformen wurden überall laut. Es kam auch vor, daß hin und wieder jemand Zweifel darüber äußerte, ob Hus mit Recht als Ketzer verurteilt sei, wie uns Luther dies von einem seiner Lehrer, dem uns sonst unbekannten Johann von Grefenstein, erzählt: in das Allgemeinbewußtsein sind solche Äußerungen nicht übergegangen.

Klagte man auch bisweilen bitter über die Privilegien und Exemtionen der Geistlichkeit, ihre Habsucht und ihren Lebenswandel, so geschah der Achtung vor der Kirche und ihren Institutionen dadurch kein Eintrag und wie anderwärts herrschten auch hier der Papst und seine Heiligen, standen die klösterlichen Genossenschaften, deren man nicht weniger als zwölf zählte, in höchstem Ansehen. Als der Kardinal Raimund v. Gurk im November 1502 und zwei Jahre später wieder in Erfurt erschien, zweifelte niemand an dem Wert der päpstlichen Gnadengaben, die er überbrachte. In feierlichem Zuge wurde er von der gesamten Universität und den Behörden der Stadt eingeholt.

So lagen die Verhältnisse, als Martin Luther die Universität Erfurt bezog und im Sommersemester 1501 als Martinus Ludher ex Mansfeld daselbst inskribiert wurde. Die Vermögenslage der Eltern hatte sich jetzt gebessert. Nun hatte er keine Not mehr zu leiden. Mochte es dem Vater bisweilen noch schwer fallen, er ließ es, wie Luther oft dankbar sich erinnert, dem Sohne an nichts fehlen, so daß dieser sich sogar eigene Bücher anschaffen konnte.

Nach dem Wunsche des Vaters sollte er ein Rechtsgelehrter werden, denn er hoffte wohl, dermaleinst den Sohn als Rat eines Fürsten oder im hochgeschätzten Berufe eines Stadtschreibers zu sehen. Luther selbst hatte sich kaum schon einen bestimmten Beruf erwählt. Er gedachte wohl alles zu studieren, was sich ihm darbot. Wie es der übliche Studiengang forderte, hatte er es zunächst mit der Philosophie zu thun, die eine ganze Reihe von Disziplinen umfaßte. Neben Logik und dem, was wir heute Metaphysik nennen, was damals zum guten Teil in der Dialektik zum Vortrag kam, auch Rhetorik. Daran schloß sich eine Reihe von Vorlesungen, die sich mit Physik, Astronomie und der Naturwissenschaft überhaupt beschäftigten, freilich mehr ein abstraktes Philosophieren über diese Dinge, als eine Darstellung der konkreten Verhältnisse, eine Büchergelehrsamkeit, die sich in Klassifikationen, Partitionen und Divisionen nicht genug thun konnte, ohne ernstliche Bezugnahme auf das wirkliche Leben und die Natur.

Das waren die Anfänge von Luthers Universitätsstudien. Mit großem Eifer widmete er sich denselben. Die „spinöse Dialektik“,

in die er nach Melanchthons Ausdruck verfiel, entsprach seinen Neigungen wie seinen Gaben. Mit Liebe und Verehrung hing er an seinen Lehrern, besonders Trutvetter achtete er noch im Jahre 1518 als den ersten unter den Dialektikern.

Dabei hatte er auch die humanistischen Studien nicht außeracht gelassen. Nicht daß er die Vorlesungen jener vorhergenannten Männer besucht hätte — Marschalk siedelte schon 1502 nach Wittenberg über, und sonst wissen wir nur von einer humanistischen Vorlesung über Reuchlins Sergius, die er bei einem jungen Magister, Hieronymus Emser, seinem späteren Gegner, hörte —, aber die Alten selbst nahm er zur Hand. Wie uns Melanchthon berichtet, las er die meisten Denkmäler lateinischer Schriftsteller: Cicero, Virgil, Livius, aber auch aus zahlreichen anderen Autoren, besonders auch Terenz und Plautus, finden sich vielfache Citate in seinen Schriften, deren Kenntnis er sich damals erworben haben wird. Es war übrigens keineswegs die Freude an der Sprache oder an dem Geiste der antiken Welt, was ihn darin anzog, dafür hat er niemals sonderlich viel Verständnis gehabt, sie sind ihm „Lehre und Spiegelbilder des menschlichen Lebens". Der Schar der jungen Erfurter Humanisten, die von Jahr zu Jahr mehr von sich reden machte, sich gegenseitig bewunderte und ansang, hat er nicht fern gestanden, dem engeren Kreise, der in Konrad Mut (Mutianus), der seit 1503 in Gotha als Kanonikus lebte, sein Haupt sah, hat er nicht angehört. Mit manchen hat er sich wohl nur flüchtig berührt, wie Peter Eberbach oder Petrejus, wichtiger war für die Folgezeit die Bekanntschaft mit Crotus Rubeanus, wie sich Joh. Jäger aus Dornheim, einer der Hauptverfasser der „Briefe der Dunkelmänner", nannte. Am nächsten scheint ihm schon damals der spätere Klostergenosse und langjährige Freund Johann Lang aus Erfurt gestanden zu haben. Andere, die zu gleicher Zeit mit ihm studierten, den Dichter Eobanus Hessus und Georg Burkhardt aus Spelt, bekannt unter dem Namen Spalatin, der nachmals als kurfürstlicher Hofprediger und Geheimsekretär in seinem Leben eine so bedeutungsvolle Rolle gespielt hat, dürfte er erst manches Jahr später kennen gelernt haben.

Mit welcher Vorliebe er sich mit philosophischen Dingen be-

schäftigte, geht auch daraus hervor, daß der ebengenannte Crotus, als er im Jahre 1519 die Studienbekanntschaft erneuerte, sich ganz besonders darauf besann, daß er ein „Philosoph" gewesen. Sein Leben ging zwar nicht auf in tiefsinnigen Grübeleien; wie gern er ihnen auch nachhängen mochte, er galt doch als „hurtiger, fröhlicher Geselle" und die Freunde kannten ihn auch als „Musikus". Ein Unfall hatte ihn dazu gemacht. Auf einer Reise in die Heimat hatte er sich eine halbe Meile hinter Erfurt aus Versehen seine Waffe in die Pulsader des Schenkels gestoßen. Er war in Gefahr zu verbluten, da schrie er um Hilfe zur Jungfrau, und es gelang ihm, auf dem Rücken liegend, durch Zudrücken der Wunde das Blut zurückzuhalten, bis ein Wundarzt zur Stelle war. Ans Zimmer gefesselt, benutzte er die Muße zur Erlernung des Lautenspiels. Ohne einen Lehrer gehabt zu haben, kam er so weit, die Laute kunstvoll zu schlagen, und hat es gewiß auch schon damals verstanden, durch fröhlichen Gesang trübe Gedanken zu bannen.

Im Studium verfolgte er den gewöhnlichen Weg. Schon Michaelis 1502 erwarb er den ersten akademischen Grad, den eines Baccalaureus der Philosophie, etwas über zwei Jahre später, um Epiphanien 1505, unter den üblichen glänzenden Feierlichkeiten die Würde eines Magisters. So war die philosophische Vorbildung vollendet, nun sollte das juristische Fachstudium beginnen. Schon hatte ihm der Vater dazu das teure Werk, das Corpus juris, geschenkt, vielleicht hatte er schon an der einen oder andern juristischen Vorlesung teilgenommen, als sein Leben plötzlich eine andere Wendung nahm: im Sommer des Jahres 1505 trat er ins Kloster.

Wie unerwartet dieses Ereignis den Freunden kam, wie plötzlich er auch den endgültigen Beschluß gefaßt hatte, es war doch manches, Inneres oder Äußeres, vorangegangen, was wir nur teilweise aus Luthers Äußerungen darüber vermuten können.

In strenger Zucht war er aufgewachsen, früh hatte er die Not und die Mühsal des Lebens kennen gelernt. Wohl waren dann bessere Zeiten gekommen. In freierer Umgebung hatte sich auch sein Geist freier entfaltet, hellen Auges für die Natur, mit der Begeisterung der Jugend alles Wissenswerte, was sich ihm darbot,

erfassend. Er konnte fröhlich sein wie die anderen, in Spiel und Gesang den Genossen es gleichthun, ja sie übertreffen, es war doch etwas Verschüchtertes in ihm, was immer wieder hervortrat, und er blieb ein Grübler. Übersieht man seine wissenschaftliche Thätigkeit, die Art seines Forschens und Studierens in späterer Zeit, so muß es vor allem ins Auge fallen, daß er immer ein praktisches, subjektives Interesse dabei verfolgt. Zu jener Höhe des Idealismus, Wissenschaft um ihrer selbst willen zu treiben, hat er sich wohl niemals emporgeschwungen. Das wird schon damals so gewesen sein. Mit allem Eifer und nicht geringem Erfolg hatte er sich den philosophisch-dialektischen Studien hingegeben; er konnte sich rühmen, darin bewandert zu sein wie irgendeiner seiner späteren Gegner; das hat er selbst nicht gering geachtet, aber es genügte ihm nicht. Nicht daß er sich schon damals über die innere Leere der damaligen Scholastik klar geworden sei — an ihrer Wahrheit war wohl kein Zweifel aufgetaucht —, aber es trieb ihn weiter. Anderes bewegte ihn, was seine Gelehrsamkeit nicht zu befriedigen vermochte.

Wir kennen die Eigenart des religiösen Lebens jener Zeit, das stets zunehmende religiöse Bedürfnis in allen Schichten der Völker: es wäre nicht denkbar, daß eine in sich gekehrte, zum Grübeln geneigte Natur, wie Luther, nicht davon ergriffen worden wäre. Die ersten Eindrücke seiner Kindheit waren religiöse gewesen. In Magdeburg und später in Erfurt traten sie ihm noch nachhaltiger entgegen. Er weiß von jungen Kartäusern in Erfurt zu erzählen, die infolge ihrer Kasteiung wie Greise erschienen, ein sicheres Zeichen eines heiligen, gottgeweihten Lebens. Er wußte, daß dies das untrüglichste Mittel sei, die Gottheit zu versöhnen. Es fehlte in Erfurt nicht an Predigern; Luther erzählt von einem, Namens Sebastian Weinmann, der wacker gegen die sittlichen Gebrechen der Zeit gepredigt habe; er vernahm doch auch hier nur die Kunde von dem strengen, in seinem Zorne furchtbaren Gott, der als gewaltiger Richter über den Wolken throne; auch nicht eine rechte christliche Predigt erinnert er sich daselbst gehört zu haben.

Die Bibel als Ganzes war ihm ein unbekanntes Buch. Bekannt ist die gewiß glaubwürdige Erzählung, wie er zum ersten-

male auf der Erfurter Bibliothek eine ganze lateinische Bibel fand und, erstaunt und hoch erfreut darüber, darin mehr als die sonntäglichen Perikopen zu finden, die Geschichte von Hanna und Samuel las. Daß es einen Gott gebe, gnädig und barmherzig und von großer Güte, hat er daraus nicht gelesen. Viel eindrucksvoller war für ihn, der vor der Strenge der Eltern gezittert hatte, die Predigt von dem Zorne Gottes, der vom Himmel offenbart wird über alles gottlose Wesen und die Ungerechtigkeit der Menschen. Er wußte, daß er diesen Zorn zu erwarten hatte; nicht daß er sich besonders schwerer Sünden anklagen mußte, nicht um irgendwelche schwere Sündenschuld zu büßen ist er, wie so viele vor ihm und nach ihm, ins Kloster gegangen — selbst seine erbittertsten Feinde haben ihm nichts dergleichen vorwerfen können —, aber sein Gewissen war feinfühlig genug, um ihn trotzdem als Sünder anzuklagen. Die Frage, die das Motiv des gesamten werkfreudigen religiösen Lebens jener Zeit ist: „Was kann ich thun, daß ich selig werde, was kann ich thun, daß ich einen gnädigen Gott kriege?" war auch seine Frage. Reich war die Stadt an Kirchen und Kapellen, an Reliquien und geistlichen Gnaden, an Bruderschaften und geistlichen Vereinen. Wie viele gab es, die von einem Altar zum andern liefen, von diesem zu jenem Heiligen, durch Wallfahrten, Almosen und Fasten sich den Himmel zu verdienen suchten! Auch er wird es mit dem einen oder dem andern versucht haben; er fand aber, daß er damit nicht weiter kam. Wie er uns selbst erzählt, stand für ihn die Frage so: „Wann wirst du einmal fromm werden und genug thun?" Täglich konnte er es von den Mönchen hören, daß dies überhaupt im weltlichen Leben nicht möglich sei, daß man nur im Mönchsstande ein heiliges Leben führen könnte. Es waren gewiß zunächst nur vorübergehende Stimmungen, halb religiöser, halb weltschmerzlicher Art, wenn er daraufhin daran dachte, dem sündigen Weltleben Valet zu sagen und Gott allein zu dienen; aber sie mochten wiederkehren, und es eignet der Jugend, solchen Gedanken nachzudenken. Da kam Äußeres hinzu, ein Freund wurde ihm durch einen plötzlichen Tod entrissen, das mochte seine Stimmung noch mehr verdüstern. Bald darauf besuchte er seine Eltern in der

Heimat. Auf dem Rückwege, unweit von Erfurt beim Dorfe Stotterheim, überraschte ihn ein schweres Gewitter. Zum Tode erschreckt von dem furchtbaren Donnern und Blitzen, in dem er nur die drohende Stimme göttlichen Zornes zu vernehmen vermochte, fiel er auf seine Kniee, und in der Todesangst rief er aus: „Hilf, liebe Sanct Anna, ich will ein Mönch werden." Durch Gott selbst meinte er dazu berufen zu sein, wie er seinem Vater gegenüber noch zwei Jahre später geltend machte. Freilich zunächst, als er in Erfurt angelangt, kam es doch wie Reue über ihn, ein so schnelles Gelübde gethan zu haben. Aber er glaubte sich dadurch gebunden. Vergebens mahnten die Freunde davon ab; es wollte ihnen nicht in den Sinn, daß der von Natur hurtige und fröhliche Geselle ein Mönch werden solle. Aber Luther verblieb bei dem einmal gefaßten Entschluß. Was that's, daß der Vater, dem er erst später davon Mitteilung machte, darüber „schier toll" werden wollte; — um Christi willen, lehrten die Mönche, müßte man auch Vater und Mutter verlassen. Vierzehn Tage nach jenem Ereignis, am 16. Juli, lud er seine besten Freunde zu sich, um von ihnen und der Welt Abschied zu nehmen; noch einmal ergötzte er sich mit ihnen an Gesang und Lautenspiel. Am andern Morgen begleiteten sie ihn unter Thränen bis zur Pforte des Augustinerklosters.

2. Kapitel.

Im Augustinerkloster zu Erfurt und die Anfänge in Wittenberg.

Der Orden der Augustinereremiten, nicht zu verwechseln mit dem der Augustinerchorherren, war entstanden durch die Zusammenfassung verschiedener Eremitenverbindungen Italiens, denen Papst Alexander IV. im Jahre 1256 die sogen. Regel des heiligen Augustin gab. Ein Bettelorden, wie die Franziskaner, Dominikaner und Karmeliter, hatte er, wie diese, auch in Deutschland schnelle Verbreitung gefunden. Gegen Anfang des 16. Jahrhunderts zählte man daselbst mehr als hundert Niederlassungen. Die Verfassung war von der der übrigen Orden wenig verschieden. An der Spitze des ganzen Ordens stand der General, der in Rom seinen Sitz hatte und die einzelnen Distrikte durch Provinziale, denen die Prioren der einzelnen Konvente unterstanden, regierte. Während der Provinzial die Prioren und sonstige Abgeordnete der Konvente gewöhnlich alle drei Jahre versammelte, um über die Angelegenheiten der Ordensprovinzen zu beraten, fand der gesamte Orden seine Repräsentation in einem Generalkapitel, zu welchem der General alle sechs Jahre gewöhnlich zu Pfingsten die Provinziale und sonstige ausgezeichnete Persönlichkeiten berief, und das mit großem kirchlichen Pomp gefeiert zu werden pflegte. Obwohl verantwortlich und nominell an die ausgebildeten Konstitutionen des Ordens gebunden, ist der General doch fast absoluter Herrscher. Er hat die Wahl des Provinzials wie die Beschlüsse der Provinzialkapitel zu bestätigen, erteilt Erlaubnis zur Erlangung akademischer Grade, bestimmt die zu besuchenden Studienanstalten; ohne seine Einwilligung

darf keine größere Reise, keine Wallfahrt vorgenommen werden; er versetzt aus einem Konvent in den andern, aus einer Provinz in die andere, darf die Grenzen derselben beliebig ändern und hat eine große Reihe von Reservatrechten, die ihm gestatten, überall einzugreifen.

In diese wohlgegliederte Verfassung war seit dem 15. Jahrhundert ein Riß gekommen. Wie schon früher angedeutet, war der Versuch der großen Konzilien, die während des Schismas allenthalben verwilderten Orden zu reformieren, an dem Widerstand der Generale gescheitert, die darin einen Eingriff in ihre Machtvollkommenheit sahen. Da entstanden unter dem Einfluß einzelner für die alte Ordensstrenge begeisterten Männer auch bei den Augustinereremiten Kongregationen von Observanten, Verbände von reformierten Klöstern, die sich naturgemäß den nichtreformierten Oberen entzogen und eigenartig gegliederte Genossenschaften bildeten. In Deutschland kam es nach früheren Versuchen ganz besonders durch die Thätigkeit des Andreas Proles zu einer solchen engeren Vereinigung reformierter Konvente, der deutschen oder sächsischen Kongregation, welcher dieser Mann jahrzehntelang bis zum Jahre 1503 vorstand. Mit eiserner Strenge und Energie, ohne Scheu vor dem Bann seines Generals, das Ideal eines Eiferers für mönchische Heiligkeit, hatte er es verstanden, mit Unterstützung der weltlichen Herrscher, besonders der sächsischen, die ihm wieder den Schutz des Papstes gegen die Ordensoberen verschaffte, nach und nach gegen dreißig Konvente aus allen Gegenden Deutschlands, darunter die hervorragendsten, wie Magdeburg, Erfurt, Nürnberg, München, in seine Gewalt zu bekommen und damit ihren rechtmäßigen Oberen, den Provinzialen, zu entziehen. Darüber kam es zu großen Kämpfen, oft auch zu Gewaltthaten. Nur zeitweilig war es ihm gelungen, unter dem Einflusse der diesen Bestrebungen günstigen Päpste seine Anerkennung als Generalvikar der reformierten Konvente zu erlangen. Hörten nun, wie die Reformierungssucht der Observanten, ihre Neigung, womöglich alle Konvente sich zu unterwerfen, es mit sich brachte, diese Kämpfe, die fortwährend die Existenz der Kongregation in Frage stellten, nicht auf, so konnte doch der Nachfolger des Proles, der auf dem Kapitel zu

Eschwege im Jahre 1503 erwählte Generalvikar Johann v. Staupitz, daran denken, seiner Kongregation eine festere Organisation zu geben. Im Jahre 1503 erließ er Konstitutionen, die, denen des Gesamtordens nachgebildet, wie dort Provinzen, hier kleinere Distrikte feststellte, in denen regelmäßige Visitationen der dazu bestellten Distriktsvikare den Bestand der Klosterreformation sichern sollten. Bei der ganzen Tendenz derselben, nicht etwa eine sittlich-religiöse Erneuerung anzubahnen, sondern nur in jedem Punkte die alte Strenge des Mönchtums wiederherzustellen, begreift es sich, daß manche der kleinlichen Ordensvorschriften hier noch überboten wurden; von Bedeutung wurde wenigstens für die Folgezeit nur eine abweichende Bestimmung, nämlich die Ermahnung zu eifrigem Studium der heiligen Schrift.

Übersieht man die Wirksamkeit der Augustinereremiten, so reicht ihre Bedeutung freilich kaum an die der beiden großen Bettelorden heran, sie haben keinen Gelehrten oder Ordensheiligen aufzuweisen, der denen der Dominikaner oder Franziskaner, einem Thomas oder Albertus Magnus, einem Bonaventura oder Duns Scotus gleichkäme; aber doch haben sie in der Stille einen nicht zu unterschätzenden, wenn auch nicht originellen Einfluß ausgeübt, besonders seit Gründung der deutschen Kongregation. Zumal in den größeren Städten waren sie gleich beliebt beim Volk, wie bei den vornehmen Familien, die mit besonderer Vorliebe gerade bei ihnen zur Beichte gingen und sich von ihnen Rats erholten. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts finden wir sie auch als die geschätztesten Vertreter scholastischer Theologie und Philosophie an den wichtigsten Hochschulen Deutschlands. Allenthalben rühmte man sie wegen ihres wissenschaftlichen Eifers, und die Matrikeln der Universitäten weisen eine auffallend große Zahl Augustinereremiten als Studierende auf. Gab es auch bei ihnen noch viele, die dem Mönchsideale wenig entsprachen, so war doch das ernste Streben nach mönchischer Heiligkeit nicht zu verkennen. Mit großem Ernste widmeten sie sich der Seelsorge, die Bruderschaften und alles, was zum mittelalterlichen Kirchentum gehörte, fand bei ihnen die sorgsamste Pflege. Dazu kam, daß die Konvente der Kongregation eine Predigtthätigkeit entfalteten, wie sie kaum ein anderer Orden aufzuweisen hatte.

Nach und nach wurden bei allen größeren Konventen besondere Prediger bestellt, und sie waren so volksbeliebt, daß man z. B. von dem Augustinerprediger zu Nürnberg als von dem Prediger schlechtweg sprach.

Lange Zeit hat man in ihnen die Vertreter einer evangelisch gerichteten, von Augustins Gnadenlehre beeinflußten Theologie sehen wollen. Nichts ist irriger als dies. Sie wissen von Augustin nicht mehr als die mittelalterliche Theologie überhaupt, in nichts weichen sie von der herrschenden Kirchenlehre ab, außer daß sie in der Lehre von der Omnipotenz des Papstes, von der Notwendigkeit eigenen Verdienstes, von der Herrlichkeit und Allmacht der Himmelskönigin, die großen Autoritäten des früheren Mittelalters noch überbieten. Am nächsten stehen sie in Lehre und Leben den Franziskanern. Wie bei diesen gipfelt ihr Kultus in der Verehrung der heiligen Jungfrau. Ihr Bildnis muß im Kapitelsaal jeden Klosters sich finden. Im Eifer für die Lehre der unbefleckten Empfängnis und die neue Andacht zur heiligen Anna standen sie den Minoriten nicht nach, und vielleicht hat damals niemand, merkwürdig genug, dem Papsttum größere Dienste geleistet als Ablaßprediger und ruhmreicher Verteidiger des Ablasses gegen alle satanischen Angriffe, als ein Mitglied der deutschen Kongregation, eine Autorität in seinem Orden, Joh. v. Paltz, Doktor und Professor der Theologie im Augustinerkloster zu Erfurt.

Dafür hat es ihnen denn auch nicht an päpstlichen Gunstbezeugungen gefehlt. Das Mare magnum, in dem die Privilegien der vier Bettelorden im Jahre 1478 bestätigt, erweitert und kodifiziert wurden, läßt erkennen, welcher Gnadenerweisungen sich die Augustiner von den Päpsten zu erfreuen hatten. Der ganze Orden wie die einzelnen Klöster verfügten über eine große Menge reichen Ablasses. Innocenz VIII. gewährte im Jahre 1490 allen Ordenskirchen, auch denjenigen, die nur einen einzigen Altar besaßen, alle Indulgenzen, die mit dem Besuch der Stationen Roms verbunden waren. Die höchste Auszeichnung ward aber dem Orden zuteil, als Alexander VI. im Jahre 1497 die Ehrenstelle eines päpstlichen Sakristans für ewige Zeiten dem Orden gewährleistete. Kein anderer Orden konnte Ähnliches aufweisen, und es war natürlich,

daß durch solche Bevorzugung die Bande zwischen ihm und der Kurie immer enger geknüpft wurden. Dankbar nahmen von jetzt an die Mönche besondere regelmäßige Fürbitten für Papst und Kirche in ihr Ritual auf, was man ihnen an höchster Stelle wiederum hoch anrechnete und nicht unvergolten ließ. Noch mehr aber als der gesamte Orden war die deutsche Kongregation durch ihre ganze Geschichte dem Papsttum verbunden; ihre Existenzberechtigung verdankte sie lediglich päpstlicher Gunst, die dabei dem Bestreben des Landesfürsten, durch eigenmächtige Reformation ihrer Klöster ihre Territorialgewalt zu erhöhen, entgegenkam.

Neben dem zu Nürnberg war unter allen Konventen der deutschen Kongregation der zu Erfurt der angesehenste und größte, auch einer der ältesten: schon 1256 scheinen die Mönche daselbst den ersten Versuch einer Niederlassung gemacht zu haben. Früh hatte man zur höheren theologischen Ausbildung daselbst ein studium generale errichtet, das besonders seit der Gründung der Universität zahlreich besucht wurde. An demselben hatte u. a. Johannes Zachariae gewirkt, der für seine Bekämpfung des Hus vom Papste die goldene Rose erhalten, deren Abbildung auf dem Grabsteine desselben die frommen Brüder mit gleicher Ehrfurcht vor dem ruhmreichen Ordensgenossen wie Schauder vor dem gefährlichen Ketzer erfüllte. Erst nach langen Kämpfen war es dem Proles gelungen, den Erfurter Konvent seiner Kongregation einzuverleiben; dafür hielt er aber dann um so fester an der einmal angenommenen Reformation. Nicht weniger als drei Bruderschaften wurden daselbst unterhalten, zu Ehren des heiligen Augustin, der heiligen Anna und der heiligen Katharina. Wie viele Gnadengaben wurden den Mitgliedern geboten! Erst neuerdings im Jahre 1502 hatte der päpstliche Kardinallegat Raimund v. Gurk neue Ablässe gewährt, die auch denjenigen gelten sollten, welche zur Restaurierung des Klostergebäudes und zur Instandhaltung der heiligen Gefäße „hilfreiche Hand bieten“ und an gewissen Tagen die Klosterkirche, welche sich wunderthätiger Reliquien der heiligen Katharina rühmen konnte, andächtig besuchen würden. Als diese und andere Privilegien nicht den gewünschten materiellen Erfolg erzielten, wurden sie im Jahre 1504 bei einer zweiten Anwesenheit

des Kardinals u. a. dahin erweitert, daß allen denjenigen wahrhaft Reuigen, die gebeichtet haben, ein Ablaß von 100 Tagen verheißen wurde, wenn sie an gewissen Festen zu bestimmten Stunden die Ordenskirche besuchen und sich dem Kloster zu besagten Zwecken, besonders aber zur Vollendung der angefangenen Bibliothek, hilfreich erweisen würden. Gleiche Indulgenz hatten diejenigen zu erhoffen, welche an den besonderen Gesängen und Gebeten zu Ehren der heiligen Jungfrau, welche jeden Tag und in feierlicher Weise jeden Freitag im Kloster üblich waren, teilnehmen und der Predigt zweier Brüder beiwohnen würden. Aber auch die Brüder selbst, welche die Unterstützung des Klosters dem Volke gläubig nahe legten und die vorgeschriebenen Forderungen erfüllten, sollten in gleicher Weise begnadigt sein. So reich waren die Gnaden des Erfurter Konvents, in dem Luther wenige Monate später Ruhe für seine Seele suchen sollte.

Was ihn veranlaßt hat, unter den vielen Erfurter Klöstern gerade dieses aufzusuchen, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Vielleicht hatte ihm sein Lehrer Arnoldi von Usingen, der, wie wir hörten, Augustiner war, gerade diesen Orden lieb und wert gemacht; vielleicht war es das Ansehen desselben überhaupt, der Ruf seiner Strenge und des gottgeheiligten Lebens der Brüder, das ihn anzog; aber man darf auch daran denken, daß im Kloster eine Bruderschaft der heiligen Anna unterhalten wurde: mit einem Notschrei zu ihr hatte er den Mönchsstand gelobt. Jedenfalls hatte er nur den einen Wunsch, als er die Klosterschwelle überschritt, nunmehr recht fromm und heilig zu werden.

In feierlicher Weise, nachdem er seine Bitte um Aufnahme vor versammeltem Kapitel wiederholt, wurde er als Novize eingekleidet. Noch einmal wurden ihm hier, wie die Konstitutionen es vorschrieben, die Beschwerden des klösterlichen Lebens vorgehalten, das Verzichten auf den eigenen Willen, die Entsagungen, die Schmach, die auf der Armut und dem Bettel liegt, und nachdem er erklärt, dies alles mit Gottes Hilfe tragen zu wollen, wurden ihm unter Wechselgesängen, die auf die Einkleidung Bezug nahmen, seine Laienkleider ausgezogen und die Mönchsgewänder angelegt: zuerst das weiße wollene Untergewand, welches der Orden zu Ehren der

allerreinsten Jungfrau Maria trägt, dann das Skapulier, und endlich die schwarze Kutte und der schwarze Gürtel. Nunmehr begrüßten die Brüder ihn als den Ihrigen. Freilich war er zunächst nur Novize und hatte noch ein Probejahr durchzumachen, aber doch trug er schon das heiligende Ordensgewand, und zu Ehren des Ordensstifters sollte er fortan den Namen Augustinus tragen, was jedoch bald in Vergessenheit geraten zu sein scheint. Mit welcher Ehrfurcht mag er zu den Vorstehern emporgeschaut haben! Winand v. Diedenhofen bekleidete das Priorat; Nikolaus Fabri war Subprior; das Amt des Schaffners, der die gesamte äußere Verwaltung unter sich hatte, wurde von Dietrich Kaltofen versehen, während der vorhin erwähnte eifrige Verfechter des Ablasses und eines überschwenglichen Marienkultus, Joh. Paltz, und Joh. Natin als Professoren der Theologie am studium generale fungierten. Mit diesen hatte Luther zunächst noch wenig zu thun. Wie es die Konstitutionen vorschrieben, wurde er dem Novizenmeister übergeben. Dieser sollte den jungen Novizen zu Gottesfurcht und Gottesliebe anleiten, ihn in geistlichen Übungen unterweisen, freilich ihm auch eine Menge kleinlicher Dinge beibringen, auf die man großen Wert legte: wann und wie man sitzen, stehen und knieen müsse; nicht mit vorgestrecktem Halse einherzugehen, sondern mit zur Erde gehefteten Augen; die Hände unter dem Skapulier oder in den Ärmel geschoben; wie man sich zu benehmen habe beim Essen und Trinken, wie man das Glas anzufassen habe u. dgl. mehr. In strenger Geschiedenheit hielt man die Laienbrüder von den Priestern. Jene waren wohl auch Brüder, diese aber nannte man Väter. Versammelte man sich zur Hora, so stand er mit den übrigen Laienbrüdern von ferne und betete still für sich die vorgeschriebenen Vaterunser mit dem Ave-Maria.

Als eine der wichtigsten Aufgaben des Novizenmeisters galt es, den Neuling an einen strikten Gehorsam zu gewöhnen, jede Neigung zu eigenem Willen oder gar zum Hochmut zu brechen, ihn zur Selbstverleugnung anzuhalten; es wurde Luther nichts erspart von alledem, was die Konstitutionen vorschrieben. Man mochte es für angemessen halten, den jungen, gelehrten Magister die ganze Schwere seines neuen Berufes kosten zu lassen und ihn durchaus

als Laienbruder zu behandeln. Die niedrigsten Arbeiten, wie Fegen und Kehren, wurden ihm aufgetragen: es war ihm nichts erniedrigend, nichts zu schwer, er überbot wohl noch die an ihn gestellten Anforderungen; er empfand es als keine Schmach, wenn er jetzt mit dem Bettelsack durch die Stadt ziehen mußte, die ihn noch kurz vorher mit dem neu erworbenen Magisterbarett gesehen. Er wußte, daß jede Selbsterniedrigung ihn einen Schritt weiter führte auf dem Wege zur Heiligkeit. Darauf bezog man im Kloster das Wort der Schrift: „Gehorsam ist besser denn Opfer." Für nichts wußte man mehr Schriftgründe anzuführen, als für die Notwendigkeit unbedingten Gehorsams, der sich bis auf die geringsten Einzelheiten mönchischer Vorschriften erstreckt. Wenigstens jede Woche wurde ein sogenanntes Schuldkapitel abgehalten, in dem ein jeder seine Übertretungen der Ordenssatzungen zu bekennen, aber auch die Vergehungen anderer anzugeben die Pflicht hatte. Je nach der Größe des Vergehens wurden die Strafen dafür festgesetzt, oft sehr harte und entehrende über den Schuldigen verhängt. Die Wichtigkeit, mit der man alle diese Dinge behandelte, mußte je mehr und mehr die Überzeugung befördern, daß in ihnen eben das Heil beruhe. Erst das Mönchtum ist ja, so lehrte man, die wahre Religion, die Religion überhaupt, doch ermahnten die Konstitutionen auch sonst zur Gewissenserforschung. Luthers Neigung, zu grübeln und sein Inneres nach Sünden zu durchsuchen, fand da den größten Vorschub. Der Novize, so lautete die Vorschrift, soll häufig beichten, ja allabendlich sein Gewissen prüfen und dann eine Generalbeichte ablegen, denn der Religiose darf seinem Körper nicht die Ruhe des Schlafes gewähren, wenn er nicht vorher dem heiligen Geiste eine Stätte in seinem Innern bereitet hätte. Das wußte Luther, und mit Eifer trachtete er danach, dem heiligen Geiste in seinem Innern eine Stätte zu bereiten. Die Beichte, die ihm dazu verhelfen sollte, brachte ihm, wie wir noch weiter sehen werden, doch nicht das ersehnte Bewußtsein der Gotteskindschaft. Um so mehr suchte er den Vorschriften des Ordens nachzukommen. Der Novizenmeister, den Luther als einen trefflichen, frommen Mann schildert, konnte ihn ohne Bedenken zur Aufnahme empfehlen. Nach Ablauf des Probejahrs durfte Luther Profeß thun. Wieder wie bei der Re-

ception bewegten sich die Brüder in feierlicher Prozession in den Kapitelsaal oder in die Kirche. Diesmal hatte Luther im weißen Untergewande zu erscheinen, und ziemlich unter denselben Zeremonieen, wie ein Jahr früher, wurden ihm die jetzt benedizierten Gewänder von neuem angelegt. Darauf hatte er in die Hände des Priors zu schwören: „Ich Bruder N. N. thue Profession und verspreche Gehorsam Gott dem Allmächtigen und der heiligen Maria, allezeit Jungfrauen, und dir Bruder N., dem Prior, im Namen und anstatt des gemeinen Priors der Brüder Einsiedler St. Augustini und seiner Nachkommen, — zu leben ohne Eigenes und in Keuschheit nach der Regel desselben heiligen Vaters Augustin bis in den Tod." Hierauf erklärte der Prior feierlichst seine Aufnahme in den Orden; dann hatte sich der Professe in Kreuzesform auf den Boden vor dem Prior niederzuwerfen, der ihn mit Weihwasser besprengte. Hierauf kniete er mit einer brennenden Kerze in der Hand mitten im Chore, während die Mönche heiße Gebete für das zeitliche und ewige Wohl des neuen Bruders zum Himmel sandten. Nach Responsorien und weiteren Gesängen, auch einer Ermahnungsrede des Priors an den neuen Professen, endete die Feier mit dem Friedenskuß. Es war erreicht, wonach Luther sich so lange gesehnt, er war jetzt wirklich im Stande der Heiligkeit. Die Brüder wünschten ihm Glück, „daß er nun wäre als ein Kindlein, das jetzt aus der Taufe käme". Nun war keine Rückkehr mehr, er war der Welt abgestorben, wie er glaubte, auf immer.

Auch der Vater hatte sich schließlich dreingefunden, wenn auch widerwillig. Sind wir recht berichtet, hatte ihn der Tod zweier anderer Söhne an der Pest und die falsche Kunde, daß sein Martin an dieser Krankheit, die auch in Erfurt wütete, ebenfalls gestorben sei, milder gestimmt. Übrigens hatte der Sohn durch den neuen Stand gar sehr in seiner Achtung verloren: er sagte jetzt Du zu ihm, während er ihn früher als Magister mit Ihr angeredet hatte.

Äußerlich trat in seinem Leben durch den Profeß wenig Veränderung ein, nur daß er, obwohl auf drei Jahre noch zu keinem Amte wählbar, doch sonst an allen Rechten der Brüder teilnahm, auch eine eigene Zelle erhielt. Sie war einfach genug. Der ge-

lobten Armut entsprechend, sollte in ihr nichts Überflüssiges sein, aber auch nichts Notwendiges fehlen: ein Tisch, ein Stuhl, eine Leuchte und eine einfache Lagerstätte machte die ganze Einrichtung aus. An den Wänden durfte nichts aufgehängt werden, kein Bild, kein Schmuck, kein Zierat. So lautete die Vorschrift, die wohl nicht immer innegehalten wurde.

Man hatte ihn wohl bald zum Priestertum bestimmt, die Professoren des Klosters, die schon genannten Joh. Paltz und Joh. Natin, wurden jetzt seine Lehrer, auch an dem Unterricht Usingens nahm er jetzt wieder teil. Obwohl es gegen die Regel war, hatte ihm schon während seiner Novizenzeit sein Präceptor den einen oder den andern Kirchenvater zu lesen gegeben; auch die heilige Schrift hatte er in die Hand bekommen und fleißig darin gelesen. Nun wies man ihn in die scholastische Theologie. Die bedeutenderen Vertreter der späteren Scholastik, ein Occam, ein Gerson, Ailly und der erst 1495 verstorbene Gabriel Biel, dessen Ruhm alle Modernen überstrahlte, bildeten jetzt sein Studium. Nicht weniges, besonders in den Schriften Occams und Aillys, die, wenn auch nur hypothetisch, manchen kühnen Zweifel an der Kirchenlehre aufgeworfen hatten, hätte einer skeptischen Natur gefährlich werden können; aber für Luther stand die Wahrheit der Kirchenlehre in ihrem ganzen Umfange zu fest, als daß irgendeine Regung des Zweifels in ihm aufgetaucht wäre. Die wichtigen für die mittelalterliche Kirchengeschichte hoch bedeutsamen kirchenpolitischen Schriften jener Männer hat er gar nicht zu Gesicht bekommen, nur ihre theologischen Werke haben ihn beschäftigt. Was ihn darin fesselte und besonders einen Occam schätzen ließ, war, wie schon früher, die Schärfe des zergliedernden Verstandes, um deren willen er ihn sogar einem Thomas und Scotus vorzog, die formale Gewandtheit, und obwohl er nach dem Berichte Melanchthons manches aus Biel, dessen Erklärung der Messe ihn besonders anzog, und Ailly aus dem Gedächtnisse hersagen konnte, so wird sich doch kaum für die Folgezeit ein anderer, als ein formeller Einfluß nachweisen lassen. Damals freilich waren sie seine Meister. Von der Autorität des Aristoteles war er so überzeugt wie irgendeiner. Die Gewandtheit, mit der er in den öffentlichen Disputationen die schwierigsten Fragen entwickelte, er-

regte Bewunderung. Aber diese Studien füllten sein Leben nicht aus, geschweige denn, daß sie ihn befriedigten. Sie waren für ihn, wie Melanchthon sich ausdrückt, gewissermaßen nur Nebenbeschäftigungen. Nicht um sich den Ruf eines gelehrten Theologen zu erwerben, war er ins Kloster gegangen, sondern um fromm zu werden und „einen gnädigen Gott zu kriegen“.

Wie stand es nun damit? Wir hörten, wie die Mönche ihn nach seinem Profeß beglückwünschten. Joh. Paltz erhob das Mönchtum bis in den Himmel. Wie viele, die um ihrer Seligkeit willen ins Kloster gegangen, gaben sich nunmehr zufrieden; das Mönchsgewand verbürgte ihnen den Stand der Heiligkeit. Anders bei Luther. Wenn er davon reden hörte, daß er als Mönch ein Leben führe, welches die Forderungen der Gebote weit überträfe, so bezeugte ihm sein Gewissen, daß dem nicht so sei. Er mußte es als Vermessenheit bezeichnen, wenn er von sich sagen wollte, daß er auch nur eins der göttlichen Gebote vollkommen erfüllt hätte. Die Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm vorschwebte, wollte er jetzt erst gerade vermittelst des Mönchtums erringen. Er durfte später von sich sagen: „Ist je ein Mönch durch Möncherei gen Himmel kommen, so wollte ich auch hineingekommen sein.“ Das konnten ihm seine Klostergenossen bezeugen. Er nahm es ernst mit den Pflichten, die er durch sein Gelübde auf sich genommen; bis ins kleinste suchte er sie zu erfüllen. In Fasten, Beten, geistlichen Übungen, Nachtwachen und Kasteiungen konnte er sich nicht genug thun. Was irgend mönchische Askese zu erdenken vermochte, damit versuchte er es, um sein Fleisch zu betäuben. Er war der Welt entflohen, weil er glaubte, hinter den Klostermauern vor der Sünde gesicherter zu sein, und jetzt, auf sich selbst angewiesen, in der Einsamkeit seiner Zelle, meinte er mehr als je mit ihr kämpfen zu müssen. Ganz besonders waren es die Regungen des Hasses, Zornes, Neides, auch des Hochmuts und der Selbstüberhebung, die ihm zu schaffen machten. Je mehr er sich daran gewöhnte, auf alles zu achten, jedes Wort, jeden Gedanken zu prüfen, um so unsicherer wurde er in seinem Urteil, fing er an, in selbstquälerischer Weise in allem und jedem Sünde zu sehen, so daß sein Beichtvater zu ihm sagte: „Du bist ein Narr, Gott

zürnet nicht mit dir, sondern du zürnest mit ihm". Dieser Ausspruch, den er später als „ein groß und herrlich Wort" bezeichnete, machte damals keinen Eindruck auf ihn. Während die Brüder die Strenge seines Lebens bewunderten, sein Lehrer Natin, ein mürrischer, an allem mäkelnder Mann, sogar bei der Visitation eines Klosters zu Mühlhausen ihn den dortigen Nonnen als ein Muster von Heiligkeit hinstellen konnte, einen anderen Paulus, der durch Christum wunderbar bekehrt wäre, überkam ihn selbst immer mehr ein Gefühl der Gottverlassenheit.

Er nahm seine Zuflucht zum Gebet, nicht bloß zu den Heiligen, auch zu dem Herrn selbst. Es war, wie erwähnt, eine vielgeübte, ganz besonders auch von Paltz empfohlene Andachtsübung, sich vor dem Bilde des Gekreuzigten in sein bitteres Leiden und Sterben zu versenken, darüber alles Irdische zu vergessen und im verzückten Anschauen der Wunden Christi dem Herrn seine eigenen guten Werke in die durchgrabenen Hände zu opfern. Aber wo fand er solche gute Werke, mit denen er den schrecklichen Richter versöhnen konnte? Bisweilen gelang es ihm wohl, wie er erzählt, in selbstgerechtem Vertrauen sich emporzuschwingen, daß er meinte, „unter den Chören der Engel zu sein", nur um dann desto tiefer herabzusinken, und eine Höllenqual zu empfinden, „die kein Griffel beschreiben, keine Zunge aussagen kann, keiner, der sie nicht selbst erfahren, glauben könne".

Wieder und immer wieder las er die heilige Schrift, obwohl ihm sein Lehrer Usingen davon abriet, weil er darin nur eine Regung des Hochmuts sah, der sich mit dem, was die Väter daraus gezogen, nicht begnügen wolle. Aber auch die Schrift ward ihm nicht zum Heile, weil er seine Schulbegriffe hineintrug. Vor allem war es das Wort: „Ich, der Herr dein Gott, bin ein eifriger Gott!" an dem er nicht vorbeikam. Wie oft hat er es später beklagt, daß man, in hohen Spekulationen „von der Menschheit zur Gottheit aufgeflogen", nicht den aus Barmherzigkeit menschgewordenen Gottessohn gepredigt habe, sondern nur den heiligen, gerechten Gott, den man erst versöhnen müsse. Gewohnt, die Schrift nicht im Zusammenhange und an sich zu betrachten, sondern in Verbindung mit den daraus gezogenen scholastischen Be-

griffen als ein neues Gesetz, konnte er auch in den Sprüchen von der Gnade keinen Trost finden, — diese Gnade sollte er ja selbst erringen helfen, denn dahin ging die kirchliche Lehre, daß Gott zwar die Gnade verleihe, sie eingieße, der Mensch sich aber vermöge seiner natürlichen Kräfte sich ihrer würdig machen könne und solle. Und Paltz riet, verdienstliche Werke zu thun, um nicht, wie die neugetauften Kinder, nur infolge des Leidens Christi selig zu werden, sondern auch aus eigenem Verdienst etwas zu sammeln, worüber man sich in Ewigkeit freuen könne. Aber Luther fühlte sich jener Gnade so unwürdig, daß auch die unmittelbare leibhaftige Nähe des heiligen Gottes im Sakrament, das Wunder der Wandlung, ihm zur größten Anfechtung wurde. Ganz besonders schreckend war ihm in der Schrift der Ausdruck „Gerechtigkeit", weil er denselben nach der Sprache der Schule nur dahin verstehen konnte, daß „Gott gerecht ist und Sünder und Ungerechte straft. Ich aber liebte nicht, sondern ich haßte den gerechten und die Sünde bestrafenden Gott."

Da konnte auch die Beichte, wie oft er auch dazu seine Zuflucht nahm, seiner bekümmerten Seele keinen Trost gewähren. Nur wer unter vollkommener Zerknirschung gebeichtet, d. h. der einzig und allein um Gotteswillen seine Sünde bereute und alle seine Sünden aufgezählt, durfte der Absolution gewiß sein. Aber wann durfte er von sich sagen, daß er solche vollkommene Reue habe, daß er alle seine Sünden gebeichtet? Je mehr er danach rang, desto mehr drückte ihn sein Gewissen, um so weniger vermochte er zu glauben, daß die Absolution auch ihm galt.

Es fehlte ihm in diesem unseligen Zustand nicht an geistlichem Zuspruch. In dankbarer Erinnerung gedenkt er seines Lehrers, ohne Zweifel des früher schon erwähnten Novizenmeisters, der, als er ihm einst unter Thränen von seinen Anfechtungen Mitteilung machte, zu ihm sagte: „Mein Sohn, was machst du? Weißt du nicht, daß Gott uns befohlen hat, zu hoffen?" Das Wort „befohlen" appellierte an das Gelübde des Gehorsams und verfehlte seine Wirkung nicht. Es stärkte ihn und brachte es ihm zum Bewußtsein, daß man den Worten der Absolution Glauben schenken müsse. Derselbe Mann — nach Melanchthon war er schon ein

Greis — sprach auch mit ihm über den Glauben und verwies ihn auf die Worte des apostolischen Symbols: „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden.“ Das heiße nicht, daß man im allgemeinen glauben müsse, daß es eine Vergebung der Sünden gebe, sondern Gottes Gebot sei, daß jeder Einzelne glaube, daß auch ihm die Sünde vergeben würde. Das waren Äußerungen, an denen er sich aufrichtete; aber wie bedeutungsvoll sie auch später für ihn wurden, zunächst war ihr Erfolg nur ein vorübergehender. Eine dauernde Gewißheit der Sündenvergebung, nach der seine Seele rang, vermochten sie ihm nicht zu geben. Die alten Zweifel regten sich immer wieder von neuem, sie nahmen ihre schlimmste Gestalt an, wozu das Studium Augustins, auf den er damals, nicht um seiner Ordensregel willen, sondern wie zufällig gestoßen war, und der sogleich in hohem Maße sein Interesse in Anspruch nahm, die äußere Veranlassung gewesen zu sein scheint. Wie, wenn er nur deshalb nicht zur Ruhe käme, nur deshalb all sein Ringen vergeblich wäre, weil er zu denen gehöre, die Gott von Ewigkeit her vom Heile ausgeschlossen und zur ewigen Verdammnis bestimmt habe? Es war ein furchtbarer Gedanke, an dessen Schrecken er sich später, als es galt, andere aus ähnlichen Grübeleien herauszureißen, noch oft mit Entsetzen erinnert hat. Das Gefühl der Gottverlassenheit erreichte jetzt den höchsten Grad, immer düsterer ward es in seinem Innern, auf jenen einen Gedanken konzentrierte sich all sein Sinnen und Denken, immer mehr verzehrte er sich, es war natürlich, daß auch sein körperlicher Zustand, der ohnehin durch die maßlosen Kasteiungen geschwächt war, davon ergriffen wurde. In jener Zeit wird es geschehen sein, was seine Gegner berichten, daß er einst bei der Messe, als die Erzählung von der Heilung des Besessenen, der taubstumm war (Mark. 9, 17), gelesen wurde, plötzlich zusammenbrach und ausrief: „Ich bin es nicht! Ich bin es nicht!“ Die Brüder wußten nicht, was sie mit ihm anfangen sollten. Im Kloster war niemand, der ihm hätte zurechthelfen können. So fand ihn sein Generalvikar auf einer seiner Visitationsreisen.

Johann v. Staupitz, aus einem alten sächsischen Geschlechte, war, wie wir hörten, im Jahre 1503 der Nachfolger des Andreas

Proles im Ordensvikariat geworden. Unter ihm erreichte die deutsche Augustinerkongregation ihren weitesten Umfang und ihre höchste Blüte. Mit nicht geringerem Eifer als Proles selbst hatte er das Werk der Klosterreformation aufgenommen, aber mit größerer Besonnenheit. Obwohl in gleicher Weise von dem Ideal des Mönchstums erfüllt, wäre er doch kaum dafür zum Märtyrer geworden, wie jener. Seine Reformationspläne waren noch umfassender, aber er begnügte sich mit dem Erreichbaren. Seine Geschäftsgewandtheit, die ihm manche diplomatische Sendung seines sächsischen Landesherrn eintrug, seine ganze achtunggebietende Persönlichkeit, in der sich das prestige des Edelmanns mit der Demut des Bettelmönchs in seltener Weise verband, verstand es, die Abneigung der römischen Ordensoberen, die auch noch während seines Vikariats mehr als einmal die Existenz der Kongregation in ernstliche Gefahr brachte, nach und nach zu überwinden. Mit gleicher Sicherheit bewegte er sich an den Höfen der Fürsten, wie in der Zelle des einfachen, oft rohen Mönches, am liebsten in den humanistisch gebildeten Kreisen der Patrizier in den Reichsstädten, besonders in Nürnberg. Er sagt einmal: „Ein rechter Christenmensch richtet sein Gemüt und Wesen jedesmal nach dem, was Gelegenheit der Zeit, des Orts und der Personen erfordert. In der Kirche ist er andächtig, über Tisch und bei ehrbaren Personen angenehm und fröhlich." Das war eine seiner Lebensmaximen.

Wo er seine Studien gemacht, wissen wir nicht. In Tübingen hat er als Prior des dortigen Konvents sich die theologischen Würden, am 7. Juli 1500 die eines Doktors der Theologie erworben. Es ist zweifelhaft, ob er dort noch Vorlesungen gehört — ihren berühmtesten Lehrer, Gabriel Biel, hatte die Universität schon verloren —; aber nicht unmöglich wäre es, daß Männer wie Konrad Summenhart und Paul Scriptoris, von denen wir wissen, daß sie auf ein ernstes Bibelstudium Gewicht legten, auch ihn auf die Schrift hingewiesen hätten. Jedenfalls hat er in den Institutionen für seine Kongregation das fleißige Lesen der Schrift empfohlen, ohne daß doch zunächst bei ihm von einem wirklichen Einfluß jener Männer oder der Schriftlektüre etwas zu spüren wäre. Bei seiner ersten Begegnung mit Luther war er ohne Zweifel wie dieser noch ganz

Scholastiker, nur daß die reichere religiöse, auch seelsorgerische Erfahrung, vielleicht auch das Studium des heiligen Bernhard und damit ein innigeres, auf das praktische Leben gerichtetes Christentum ihn in besonderer Weise dazu befähigten, Luthers religiöser Erzieher zu werden.

Auf einer Visitationsreise sah Staupitz, wie schon bemerkt, Luther das erste Mal; vielleicht daß der abgezehrte junge Bruder mit dem schwermütigen Blick, der immer traurig einherschlich, ihm selbst auffiel, vielleicht auch der Prior auf den asketischen Mönch, der es im Fasten so weit brachte, daß er bisweilen drei Tage lang keinen Bissen genoß, und dessen wunderliche Spekulationen niemand verstehe, aufmerksam machte; jedenfalls nahm sich Staupitz sofort seiner an. Es konnte ihm nicht entgehen, daß er es hier mit einer ungewöhnlichen Persönlichkeit zu thun hatte. Eine Generalbeichte mochte ihm den Seelenzustand Luthers offenbart haben. Er verheimlichte ihm nichts, alle die schweren und schrecklichen Gedanken, die ihn bedrückten, legte er ihm dar. Das waren Dinge, die der Generalvikar wohl selten, vielleicht niemals in der Beichte zu hören bekommen hatte. Wie sie zu behandeln, darüber gab kein Beichtspiegel, die doch jede Möglichkeit der Sünde und des sündigen Gedankens verzeichneten, irgendwelche Auskunft. Aber Staupitz fand sich zurecht. Manchmal mußte er wohl bekennen: „Magister Martin, ich verstehe es nicht." Und er verstand es in der That nicht, aber er bemühte sich, den wunderlichen Gedankengängen des grübelnden Mönches nachzugehen, und fand schließlich den richtigen Weg.

Vor allen Dingen galt es, Luther den Wahn zu benehmen, daß er in jenen Anfechtungen eine Strafe des göttlichen Zornes zu sehen habe. „Weißt du nicht", sagte er zu ihm, „daß dir jene Anfechtung nötig und nützlich ist? Nicht umsonst prüft Gott dich so; du wirst sehen, daß er dich noch zu großen Dingen gebrauchen wird."

Wenn Luther ihm von seinen Zweifeln an seiner Prädestination erzählte, wies ihn Staupitz auf die Versöhnung in Christo. „Warum plagest du dich also mit diesen Spekulationen und hohen Gedanken? Schau an die Wunden Christi und sein Blut, das er

für dich vergossen hat, daraus wird dir die Vorsehung hervorscheinen. Deshalb soll man den Sohn Gottes hören, der Mensch geworden und darum erschienen ist, daß er die Werke des Teufels zerstöre und dich der Vorsehung gewiß mache. Darum saget er auch zu dir: ‚Du bist mein Schäflein, denn du hörest meine Stimme und niemand wird dich aus meiner Herde reißen.‘“

Mit großer Entschiedenheit warnte er ihn vor den Grübeleien und der unnützen Selbstquälerei, mit der er sich alles zur Sünde machte. Als Luther ihm einmal geschrieben: „O meine Sünde, Sünde, Sünde“, antwortete ihm Staupitz, wie Luther erzählt: „Du willst ohne Sünde sein und hast doch keine rechte Sünde. — Ihr wollt ein erdichteter, gemalter Sünder sein und deshalb nur einen erdichteten, gemalten Heiland haben.“ Er mußte von sich selbst bekennen, daß er mit allem seinem Ringen nach der Gerechtigkeit Gott seine Gelübde nicht zu zahlen vermochte; um so mehr habe man Veranlassung, sich nicht auf eigene Kräfte zu verlassen, sondern allein auf Christum zu sehen. Dieser schrecke nicht, wie Luther meine, sondern tröste nur. Ganz besonders bedeutsam war für Luther die Folgerung, die Staupitz hieraus für das Wesen der Buße zog. Nicht wie es Luther sonst gelehrt war, habe die Reue mit der Furcht vor dem strafenden Gott zu beginnen, und um vollkommen zu sein, sich bis zu der Reue um Gottes willen, dessen Ehre man verletzt, zu steigern, sondern umgekehrt, mit der Liebe zu Gott und zu seiner Gerechtigkeit, zu jenem gerechten Gott, der die Sünder gerecht macht und den man darum lieben müsse, habe die Reue anzufangen. Wie eine Stimme vom Himmel erschien dem geängsteten Mönche diese Auslegung des Wortes Buße, das seinem eigenen Bekenntnis nach ihm so bitter war wie kaum ein anderes in der heiligen Schrift. „Dein Wort“, schreibt er in einem Briefe an Staupitz vom 30. Mai 1518, in dem er einen Überblick über seinen religiösen Entwickelungsgang giebt, „Dein Wort hat sich in mich eingesenkt wie der spitze Pfeil eines Gewaltigen; ich fing darauf an, es mit den heiligen Schriften, welche die Buße lehren, zu vergleichen, — und bald wird mir nichts süßer und angenehmer klingen als das Wort Buße. Denn so werden die Vorschriften Gottes süß, wenn wir einsehen, daß

wir sie nicht nur in den Büchern, sondern in den Wunden des allersüßesten Heilandes lesen müssen."

Solche einzelne hingeworfene Bemerkungen des Staupitz, der Ausdruck reicher christlicher Erfahrung und eines einfach praktisch-christlichen Sinnes, nicht einer eigenartigen Theologie, die sich bei Staupitz erst bei weitem später, nicht unbeeinflußt von Luther, entwickelte, waren es, die für diesen von der größten Bedeutung wurden. Oft und vielmals hat er bekannt, wie viel er Staupitz verdanke, ja ihn geradezu als den bezeichnet, „durch den zuerst das Licht des Evangeliums aus der Finsternis hervorzuleuchten anfing". Von dieser Erkenntnis war er freilich jetzt noch weit entfernt; aber wie wenige empfänglich für persönliche, unmittelbare Eindrücke, vermochte er jene Äußerungen um so weniger zu vergessen, je weiter sie von seinem bisherigen Gedankenkreise entfernt waren. Sie hafteten in ihm und gaben seinem religiösen und theologischen Denken eine ganz neue Richtung.

Ihn auf die Schrift zu verweisen, hätte Staupitz kaum nötig gehabt; er bewunderte den Fleiß, den dieser auf das Studium derselben verwandte. Er las sie jetzt doch anders; nicht daß er das Schriftwort allein auf sich hätte wirken lassen, die glossa ordinaria, ein fortlaufender Kommentar aus den Vätern, war wie früher sein Begleiter dabei, und wie jenen kam es ihm vor allem auf den höheren Schriftsinn, nicht auf eine historische Erklärung an; aber Christus, der Weltheiland, ward ihm je mehr und mehr zum Mittelpunkt der Schrift, den er darin suchte und fand. Jene Äußerungen des Staupitz führten ihn nach und nach zu jener Schriftbetrachtung, die später das A und O seiner Theologie wurde, daß man Gott nur erkennen könne in seiner Offenbarung durch Christum, daß alle jene hohen Spekulationen menschlicher Vernunft und Denkthätigkeit über das Wesen Gottes nur zu einem Gott führen könnten, vor dem man verzweifeln müsse, während er da, wo er erkannt sein wolle, in seinem Sohne Jesus Christus, sich nur als Gott der Liebe und Gnade offenbare. Auf diese Gedanken, die ihm Staupitz nahe gelegt und die ihm so tröstlich waren, fing er an, alles zu prüfen, die Schrift und die Väter, und jede Stelle, die sie zu bestätigen schien, ward ihm zu neuem

Troste. Ganz besonders waren es Aussprüche Gersons, die ihn bestärkten, noch mehr aber so manches in den Schriften des heiligen Bernhard, jenes gewaltigen, andachtglühenden Predigers aus dem Cisterzienserorden, auf den ihn sein alter Novizenmeister aufmerksam gemacht. Dort fand er Äußerungen, in denen die Rechtfertigung allein auf den Glauben gegründet wurde, die er dann mit Paulus verglich und durch ihn bestätigt zu sehen sich freute.

Indessen erst sehr allmählich brachen sich diese Anschauungen Bahn, wurde es ruhiger und stiller in seinem Innern. Aus Luthers eigenem Munde wissen wir, daß lange Zeit darüber hingegangen ist, ehe der Einfluß des Staupitz, mit dem er in regem brieflichen Verkehr blieb, jene Wandlungen erzielte. Bis an sein Lebensende hatte er über ähnliche Anfechtungen zu klagen. Jetzt mochten sie um so heftiger sein, je mehr er dagegen anzukämpfen suchte. Stimmungen, in denen er die ganze Seligkeit des erlösten Gotteskindes empfand, wechselten mit solchen, in denen er sich von Gott verstoßen glaubte. Vor allen Dingen war es die Frage nach der Prädestination mit allen ihren Schrecknissen, die ihn immer wieder beunruhigte. Staupitz hatte ihm geraten, „in der Bibel ein guter texualis und localis zu werden“, d. h. sich eine möglichst umfängliche Kenntnis der Sprüche und ihrer Stellung in der Schrift zu erwerben. Dem suchte Luther mit vielem Fleiße nachzukommen. Tagelang trug er einen Spruch mit sich herum und meditierte darüber. Wie richtete es ihn auf, wenn er auf solche Worte stieß, wie Ezech. 33, 11: „Ich habe keinen Gefallen am Tode des Gottlosen, sondern daß er sich bekehre und lebe“; aber ein anderer, der etwa von der Gerechtigkeit Gottes sprach, konnte ihn, trotz zeitweiliger besserer Erkenntnis, wieder in die tiefste Betrübnis versetzen. Wie er später erzählt, wären ihm schon damals bei der Lektüre der Schrift Zweifel an manchen Einrichtungen des Papsttums aufgestiegen, die er aber im Hinblick auf die große Autorität der Kirche und des Papsttums zurückwies. Jedenfalls waren sie nur vorübergehend. Noch lag vieles unvermittelt neben einander, und nach seiner eigenen Aussage war er der Lehre der Kirche fanatisch ergeben, bereit, jeden Leugner derselben oder jeden Verächter des Papstes dem Tode zu überliefern,

stand er doch jetzt noch mehr als früher in ihrem Dienste. Er war Priester geworden.

Für keinen der soeben geschilderten Vorgänge in der Entwickelung seines Lebens haben wir sichere Daten, es läßt sich sogar nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, in welche Zeit seines Erfurter Klosteraufenthalts seine erste Begegnung mit Staupitz fiel, erst über die Anfänge seines Priestertums, auf die sich auch der erste uns erhaltene Brief Luthers bezieht, haben wir genauere Nachrichten.

Nach dem Beschlusse des Erfurter Konvents erhielt Luther im Frühjahr 1507 durch den Weihbischof Johann von Laasphe die Priesterweihe, die Gewalt zu „opfern für die Lebendigen und die Toten". Bald darauf, am Sonntag Cantate, es war der 2. Mai 1507, sollte er sein priesterliches Amt antreten. Um der Bequemlichkeit des Vaters willen hatte man diesen Tag gewählt, denn der alte Hans Luther hatte sich so weit in den neuen Stand des Sohnes ergeben, daß er an diesem Tage nicht fehlen wollte. Mit allem Pomp, mit dem der Katholicismus das Lesen der ersten Messe, die sogen. Primiz, zu umgeben pflegt, wurde das Fest gefeiert. Mit zwanzig Pferden, wie zu einer Hochzeit, kam der Vater des jungen Priesters angeritten. Auch seinen Freund und Gönner, den Vikar Braun von Eisenach, wie einen seiner dortigen Verwandten, Namens Conrad, lud Luther dazu ein. Mit Freude und Bangen zugleich sah er dem großen Tage entgegen, an welchem er, so schrieb er an Braun, „nachdem der glorreiche und in allen seinen Werken heilige Gott ihn, den unglücklichen, ja in jeder Beziehung unwürdigen Sünder, allein aus seiner überreichen Barmherzigkeit, so herrlich zu erhöhen und zu seinem erhabenen Dienst zu berufen gewürdigt habe", das erste Mal seine priesterliche Pflicht erfüllen solle. Obwohl er die Weihe empfangen, quälte ihn noch immer die Frage, ob er auch dazu würdig wäre; dazu kam die Sorge, ob er auch alles genau zu verrichten imstande sein würde; galt es doch für eine schwere Sünde, das eine oder das andere Wort wegzulassen, umzustellen, oder die zahllosen Zeremonieen, die mit der Messe verbunden waren, nicht richtig auszuführen. Als er am Altar stand, um das Opfer zu voll-

ziehen, zum ersten Male, unter Recitierung des sogen. Meßkanons, die geweihte Hostie, Christum selber Gott zum Opfer darbringen, zu Gott sprechen sollte: „Wir opfern dir, dem Lebendigen, Wahrhaftigen, Ewigen", da erschrak er vor der ihm so unmittelbar entgegentretenden Majestät Gottes und stockte, und wäre am liebsten davongelaufen. Endlich war der kirchliche Akt vorüber und er konnte, der Sitte gemäß, die Glückwünsche und die üblichen Geschenke entgegennehmen; sein Vater verehrte ihm zwanzig Gulden. Darauf folgte ein Festmahl, an dem auch eine Reihe Doktoren und Magister teilnahmen. Jetzt, im Vollgefühl der neuen großen Würde, wagte er zum erstenmale den Vater zu fragen, warum er so zornig gewesen und ihn nicht habe einen Mönch wollen werden lassen, es auch jetzt noch nicht allzu gern sehe, „während es doch ein so fein und geruhsam göttlich Wesen sei". Darauf wandte sich der alte Luther nicht an seinen Sohn, sondern ohne Scheu an die ganze gelehrte Versammlung und sagte: „Ihr Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?" Darüber erschrak Luther und wußte nichts darauf zu erwidern. Aber andere mischten sich ein und erinnerten daran, wie Luther durch eine Erscheinung vom Himmel zum Mönchtum berufen worden sei. Das machte aber wenig Eindruck auf den verständigen, geraden Mann. „Wollte nur Gott, daß es kein Teufelsgespenst war!" erwiderte er. Unangenehme Erinnerungen wurden in ihm wachgerufen, auch an dem Priestertum des Sohnes konnte er keine rechte Freude haben. „Ich muß allhier sein", sagte er schließlich, „essen und trinken, wollte aber lieber davon sein", und auf Luther machte jener Hinweis seines Vaters auf das vierte Gebot einen bleibenden Eindruck.

Indessen wartete er mit allem Eifer seines Priestertums. Kein Tag ging vorüber, ohne daß er seine Messe las. Von der Herrlichkeit des ihm übertragenen Amtes war er erfüllt, dem Herrn das Opfer darzubringen, galt ihm als der höchste Dienst, und doch, mit welcher Andacht und Hingebung er auch die Messe las, wie sehr er auch vermeinte, ohne dieselbe nicht zur Ruhe kommen zu können, im Gefühl seiner Unwürdigkeit, Gott dem Allerhöchsten zu nahen, las er sie ungern und blieb unbefrie-

digt davon. „Je mehr ich lief", so urteilte er später über jene Zeit, „und mich danach sehnte, zu Christus zu kommen, desto weiter entfernte er sich selbst von mir. Weder nach der Beichte, noch nach der Darbringung des Meßopfers konnte ich jemals in meinem Gemüt zur Ruhe kommen, weil das Gewissen aus den Werken keinen sicheren Trost gewinnen kann." Und wenn es auch Stunden gab, wo er das göttliche Erbarmen in den Wunden des Heilandes zu lesen glaubte, so wandte er sich doch lieber an die heilige Jungfrau, „deren weibliches Herz leichter zu bewegen, den Sohn zu versöhnen". Auch sonst wandte er sich eifrig an die Heiligen. Er hatte sich einundzwanzig Schutzpatrone ausgesucht, von denen er täglich drei bei der Messe anrief; „also kam ich", erzählt er, „die Woche herumb".

Mit dem Hören der Beichte, wozu er an sich als Priester berechtigt war, hatte er zunächst wohl noch wenig zu thun, weil er noch zu kurze Zeit im Orden war, um Klosterbeichtiger sein zu können. Doch hat er schon hin und wieder Beichte gehört, wahrscheinlich, wenn er Terminierens halber über Land war; übrigens nur sehr selten die einer Frau, wozu es der besonderen Erlaubnis des Priors bedurfte.

Mit großem Fleiße setzte er auch als Priester seine Studien fort. Neben den großen Scholastikern waren es auch jetzt hauptsächlich Augustin und der heilige Bernhard, die ihn beschäftigten, und selbst seine Gegner konnten es später nicht leugnen, daß er nicht nur ob seines streng asketischen Lebens, sondern auch um seiner umfassenden Gelehrsamkeit willen als Zierde seines Ordens gegolten habe.

Da wurde er plötzlich aus seinen Studien herausgerissen und in den Konvent zu Wittenberg versetzt, um zugleich an der dortigen Hochschule seine erste akademische Lehrthätigkeit zu entfalten.

Unter den vielen höheren und niederen Schulen, die der Bildungstrieb der Zeit, der Wohlstand reicher Kommunen und die Libertät hochgesinnter Fürsten gegen Ende des Mittelalters gestiftet hatte, war die von Wittenberg eine der jüngsten. Obwohl Leipzig

und Erfurt in der Nähe lagen, glaubte doch das Haupt der sächsisch-ernestinischen Linie, Kurfürst Friedrich der Weise, gleich erfüllt von der Sorge für seine Unterthanen, wie von dem Interesse für die neu erwachenden Studien, auch seinem eigenen Lande die Wohlthat einer Universität verschaffen zu müssen; und wenn die kaiserlichen Privilegien unter den Erwägungen, die dafür maßgebend gewesen, auch die betonen, daß die Bevölkerung des Landes den bildenden Einfluß einer Universität gar sehr bedürfe, so wird dies durch alles, was wir von dem Bildungsstande jener Gegenden wissen, nur bestätigt. Man kann sich denselben nicht gering genug vorstellen, wie man denn überhaupt sagen muß, daß, abgesehen von den größeren Handelsstädten und den Landstrichen am Niederrhein, was Bildung und gute Sitte anlangt, Nord- und Mitteldeutschland hinter dem fortgeschritteneren Süden damals sehr zurückstand, nicht am wenigsten der Kurkreis, in welchem Wittenberg und die kurfürstliche Residenz Torgau lagen. Die Bevölkerung, obwohl germanisiert, hatte noch manches von dem trägen und doch leichtlebigen Charakter an sich, der an ihren slavischen Ursprung erinnerte. Dem von den großen Handelsstraßen abgelegenen armen Ländchen fehlte es an jeder Betriebsamkeit; nur in dem südlichen Zipfel desselben, in Zwickau und Umgegend, hatte der Bergbau und eine reich entwickelte Tuchfabrikation in dem letzten Jahrzehnt wie größeren Wohlstand so auch einen höheren Bildungstrieb gezeitigt. Der Landbau war die eigentliche Beschäftigung der Bevölkerung, auch der Bürger in den Städten, die, vielfach bedrückt von dem landsässigen kleinen Adel, der, weit unter dem Bildungsstande z. B. der fränkischen Ritterschaft, seine Tage in den Freuden der Jagd und in wüsten Trinkgelagen dahinbrachte, nur notdürftig sich zu ernähren vermochten.

Es war immerhin fraglich, ob sich unter diesen Umständen gegenüber dem nahen Leipzig eine neue Universität würde halten können, zumal in Wittenberg, von dessen Öde und Trostlosigkeit die Zeitgenossen nicht genug zu erzählen wissen. In der denkbar reizlosesten Gegend gelegen, bot es nichts, was jemanden hätte anziehen können. Es war ein kleines Landstädtchen, sind wir recht berichtet, von etwa 3000 Einwohnern, „mit alten, häßlichen,

niedrigen, hölzernen Häuslein, einem alten Dorfe ähnlicher denn einer Stadt". Wie Luther bemerkt, „an der Grenze der Zivilisation, ein wenig weiter, wäre man mitten in der Barbarei". Zwar hatte der Kurfürst wie seine Hofburg vor kurzem auch die Schloßkirche neu aufgerichtet, die Wittenberger bewunderten dieselbe als einen Prachtbau, während sie doch, nicht einmal durch Größe hervorragend, kaum auf irgendwelche architektonische Bedeutung Anspruch machen konnte. Indessen waren es zwei Gesichtspunkte, welche den Kurfürsten und seine beiden Ratgeber, Joh. v. Staupitz und Martin Pollich von Möllerstadt, einen in allen Wissenschaften bewanderten Arzt, der bisher in Leipzig gelehrt, veranlaßten, Wittenberg als Universitätsstadt zu wählen. Mit der Schloßkirche war ein Stift verbunden, dessen Würdenträger die Funktionen von Professoren ausüben konnten. In dieser Weise hatte man die kirchlichen Pfründen an mehreren Universitäten für die Wissenschaft nutzbar gemacht, und wenn es gelang, noch einige andere auswärts gelegene Präbenden dem Stifte zu inkorporieren, so hatte man dadurch eine Reihe wohlfundierter Dozentenstellen gewonnen. Andererseits kam in Betracht, daß sich in Wittenberg ein Kloster der Augustinereremiten befand, deren Gelehrte ebenfalls als Lehrer an der Universität benutzt werden konnten, ein Plan, den Staupitz um so lieber verfolgte, als seine Kongregation dadurch ohne Zweifel an Ruhm und Ansehen gewinnen mußte. Und der Kurfürst mußte einsehen, daß es mit Hilfe der Augustiner, die als Bettelmönche keinen Gehalt beanspruchten, mit verhältnismäßig geringen Mitteln gerade in Wittenberg am ersten möglich war, die geplante Hochschule ins Leben zu rufen. Nachdem Kaiser Maximilian sie privilegiert, wurde sie am 18. Oktober 1502 eröffnet. Man kann sagen, sie trug von vornherein den Charakter einer höheren Studienanstalt der Augustinereremiten. Die besonderen Schutzheiligen des Ordens, die heilige Jungfrau und der heilige Augustin, wurden auch die Patrone der Universität, oder, wie die späteren Statuten sich bezeichnend genug ausdrücken, ihre „Schutzgötter". Die theologische Fakultät wurde dem Apostel Paulus geweiht, zu dessen Ehren am Tage Pauli Bekehrung eine Messe gelesen und eine Predigt gehalten wurde, wozu Rektor und Senat einzuladen hat-

ten. Augustiner, und zwar zu Tübingen gebildete, sind die hauptsächlichsten Lehrer, und der Wittenberger Konvent, der früher kaum in der Geschichte des Ordens erwähnt wird, erfreute sich bald der besten Namen. Staupitz selbst übernahm eine Professur und wurde erster Dekan der theologischen Fakultät, während Martin Pollich der erste Rektor wurde. Einen andern Augustiner, Sigismund Epp, finden wir als ersten Dekan der Artistenfakultät. Noch eine Reihe anderer Gelehrter, die Staupitz in Tübingen kennen gelernt hatte, suchte er für die neue Hochschule zu gewinnen, u. a. den Juristen Ambrosius Vollant und den für die Reformation so bedeutsam gewordenen Hieronymus Schurf. Von Erfurt siedelte kein Geringerer dahin über als der Humanist Nikolaus Marschalk.

Das waren neben anderen die Männer, die die neue Hochschule zu Ehren bringen sollten. Und in dem kleinen Wittenberg entwickelte sich bald ein reges Leben. Aus allen deutschen Gauen strömten die Scholaren zusammen, darunter auch ältere, schon promovierte Männer, besonders viele Augustiner, die Staupitz aus den verschiedensten Konventen seiner Kongregation dorthin berief. Mit den Tübinger Lehrern war auch die dortige Lehrweise eingezogen. Es ging alles den an den übrigen Universitäten üblichen Weg. Nichts ließ vermuten, daß diese neue Hochschule dazu bestimmt war, die Welt in neue Bahnen zu lenken.

Auf den ersten Erfolg hatte sich bald ein Rückschlag eingestellt. Nachdem die Zahl der immatrikulierten Studierenden im ersten Semester die hohe Ziffer von 416 betragen, im darauffolgenden Semester 258, war sie im Sommersemester 1505 auf 55 gefallen. Bald darauf mußte die Hochschule der Pest wegen eine Zeit lang nach Herzberg verlegt werden, wodurch die junge Pflanzung ganz zu verkümmern drohte, zumal eine Reihe der ersten Lehrer, unter ihnen auch Marschalk, Wittenberg bald wieder den Rücken gewendet. Erst sehr allmählich begann die Zahl der Studierenden wieder zuzunehmen. Mehrere neue Lehrer hatten seitdem ihre akademische Laufbahn daselbst begonnen. Da war Nikolaus von Amsdorf, später einer der vertrautesten Freunde Luthers, der als einer der ersten die Universität Wittenberg bezogen, sich bald die Magisterwürde erwarb und ein Kanonikat am Allerheiligenstift erhielt. Seit 1507 begann er auch

theologische Vorlesungen; mehr ein Mann des praktisches Amtes als der Wissenschaft, hat er freilich als Dozent niemals eine hervorragende Rolle gespielt. Wichtiger war für die Folgezeit die Wirksamkeit des Andreas Bodenstein aus Carlstadt in Franken. Nach mehrjährigen Studien in Erfurt und Köln war er 1504 nach Wittenberg gekommen und scheint bald als Lehrer aufgetreten zu sein, seit 1508, in welchem Jahre er ebenfalls ein Kanonikat an der Allerheiligenkirche erhielt, auch in der theologischen Fakultät. Von der ihm eigenen Originalität war jetzt noch nichts zu spüren. Mehrere philosophische Schriften, die er damals erscheinen ließ, zeigen ihn lediglich als Kompilator, trugen ihm aber den Ruhm eines gewaltigen Thomisten ein. Man rühmte ihn auch als guten Hebräer und Griechen, wovon er doch später wenig rühmliche Proben ablegte. Er war noch ganz ein Scholastiker der alten Schule im Geiste der Kölner Dominikaner, die seine Lehrer gewesen, aber empfänglich für alles Neue, was ihm entgegentrat. Wenn man ihm später nachsagte, daß er, nachdem er 1510 Doktor der Theologie geworden, noch keine Bibel gesehen, und erst acht Jahre später sie zu studieren angefangen, so heißt das wohl kaum mehr, als daß bis zu Luthers Auftreten nur die Meister der Scholastik seine Autoritäten waren.

Auch auswärtige Kapacitäten suchte Staupitz, der in Universitätsangelegenheiten auch ferner der Berater des Kurfürsten blieb, zur Hebung der Universität zu gewinnen. In dem jungen Christoph Scheurl von Nürnberg, den Staupitz in Italien kennen lernte, als er in Ordensangelegenheiten und um für die Wittenberger Hochschule noch nachträglich in aller Form die päpstliche Bestätigung einzuholen, sich im Herbst 1506 dorthin begab, erhielt die Universität einen ausgezeichneten Juristen. Noch mehr versprach man sich aber, als es gelungen war, 1507 die Zierde der Erfurter Universität, Jodokus Trutvetter (im Jahre 1509 auch Henning Göde) zur Übersiedelung nach Wittenberg zu vermögen, wodurch das Aufblühen der jungen Universität gesichert schien. Nach dem ersten uns erhaltenen Lektionsplan von 1507 kündigen nicht weniger als 38 Dozenten Vorlesungen an, immerhin eine ganz ansehnliche Zahl, wenn auch nicht wenige darunter waren, die eben erst die

untersten Staffeln der akademischen Stufenleiter erklommen und selbst noch Lernende waren.

Ihnen sollte sich jetzt Luther einreihen, so hatten es die Väter des Ordens auf ihrem Kapitel, welches zu München am 18. Oktober abgehalten worden war, beschlossen; nicht daß er, wie man oft behauptet, an die Universität berufen worden wäre, er wurde zunächst nur, wie sechs andere Augustiner, die mit ihm zugleich, wohl noch im November, in Wittenberg eintrafen, von einem Konvent in den andern versetzt, aber mit der Bestimmung, seine Studien fortzusetzen, womit die akademische Lehrthätigkeit von selbst gegeben war, denn nur durch eine fortgesetzte, nach ihren Objekten geregelte Lehrthätigkeit konnte man die höheren Grade erreichen.

Wider Erwarten erhielt Luther seine Abberufung und überaus schnell mußte er nach Wittenberg übersiedeln. Er fand nicht einmal Zeit, seinen nächsten Freunden davon Kunde zu geben. Zunächst hatte er über die Dialektik und Physik des Aristoteles zu lesen, ob an der Universität oder nur in der Studienanstalt des Klosters, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen; jedenfalls fand er nur noch wenig Behagen an den aristotelischen Studien: wie er seinem Freunde und Gönner Braun in Eisenach im Frühjahr 1509 schreibt, hätte er sie am liebsten sogleich von Anfang an mit der Theologie vertauscht, d. h. „mit derjenigen Theologie, welche den Kern der Nuß und das Mark des Weizens und das Mark der Knochen erforsche". Schon fängt er also an — so werden wir diesen Ausdruck zu verstehen haben —, zwischen jener hergebrachten Theologie und einer tiefer in das wahre Wesen derselben eindringenden zu unterscheiden, aber er fügt sich den Anordnungen seiner Oberen und will Gott alles anheimgestellt wissen. „Gott ist Gott", setzt er hinzu, „oft, ja sogar immer täuscht sich der Mensch in seinem Urteil; er ist unser Gott, er wird uns selbst leiten nach seiner Freundlichkeit und auf ewig."

Schon war auch sein Wunsch, sich der Theologie zuwenden zu dürfen, in Erfüllung gegangen. Am 9. März 1509 erhielt er die Erlaubnis zu biblischen Vorlesungen und damit den niedrigsten theologischen Grad, den eines Baccalaureus biblicus. Als solcher hatte er, das war der allenthalben übliche Gang, zunächst über

bestimmte, von der Fakultät vorgeschriebene Bücher des Alten und Neuen Testaments kursorisch zu lesen; daß man es sich damit oft ziemlich leicht machte, zeigt die Bestimmung, daß nicht mehr als ein Kapitel in jeder Stunde durchgenommen werden solle. Hatte man dieser Verpflichtung genügt, wofür ein Zeitraum von wenigstens einem Jahre angesetzt war, wovon jedoch den Mönchen die Hälfte erlassen zu werden pflegte, so konnte man Sententiarius werden, womit man die Erlaubnis erlangte, über die ersten beiden Bücher des allgemein angenommenen dogmatischen Lehrbuchs, der Sentenzen des Petrus Lombardus, zu lesen. Auf der dritten Stufe, der des Sententiarius formatus, erlangte der Dozent wiederum nach Verlauf eines Jahres das Recht, die beiden letzten Bücher des Lombarden seinen Vorlesungen zugrunde zu legen. War dies erledigt, so konnte man sich um die Würde eines Licentiaten der Theologie bewerben, die die Befugnis, über alle Teile der theologischen Wissenschaft zu lesen und die Anwartschaft auf den höchsten Grad, den eines Doktors der heiligen Schrift, der in der Regel sehr bald erteilt wurde, in sich schloß.

Nur den ersten jener theologischen Grade hat Luther sich in Wittenberg erworben; eben war er daran, in den zweiten Kursus einzutreten, hatte auch schon die dazu erforderliche Disputation gehalten — nur die Eröffnungsrede, mit der er gezögert, stand noch aus —, als er etwa im Spätherbst 1509 nach Erfurt zurück versetzt wurde. Wir sind nicht mehr imstande, mit voller Sicherheit die Gründe dieser Maßregel zu erkennen; doch darf man vermuten, daß jene Rückversetzung mit Vorgängen innerhalb des Augustinerordens, welche damals die Kongregation sehr bewegten, zusammenhing.

Joh. v. Staupitz, dem es nach und nach auch durch die schon früher erwähnte persönliche Anwesenheit in Italien gelungen war, die Stimmung der römischen Oberen gegen seine Kongregation zu bessern und dadurch den Bestand der Observanz in seinen Klöstern zu sichern, ging, damit nicht zufrieden, je mehr und mehr darauf aus, womöglich alle Augustinerklöster Deutschlands, besonders auch die westfälischen, die unter dem Provinzial von Sachsen standen, seiner Macht zu unterwerfen. Er glaubte dies am ersten durch

eine von Rom gebilligte Verfassungsveränderung zu erreichen, welche den Untergebenen des Provinzials den Eintritt in die Kongregation erleichterte und fortan die Würde des Vikariats und Provinzialats in einer demnächst neu zu wählenden Person verband. Hiergegen erhob sich aber Widerspruch im eigenen Lager, da man dadurch die Selbständigkeit der Kongregation und die Strenge der Observanz gefährdet sah. Es wäre möglich, daß auch Erfurt, wie wir das von dem Nürnberger Kloster sicher wissen, gegen die Neuerungen Partei genommen und eben deshalb Staupitz Luther, der ihm ebenso ergeben, als er der strengen Observanz zugethan war, dorthin versetzt hätte. Jedenfalls ist Luther während dieses zweiten Erfurter Aufenthalts, in Angelegenheiten seines Ordens bei dem deutschen Protektor desselben, dem Erzbischof von Magdeburg, oder genauer bei dessen Vertreter, dem Domprobst Adolf von Anhalt zu Halle, dem späteren Bischof von Merseburg, thätig gewesen, und bald sollte ihm noch ein größerer Auftrag zuteil werden, der von großer Bedeutung für seine ganze Entwickelung wurde.

Staupitz ließ sich nämlich durch die abmahnenden Stimmen innerhalb der Kongregation, welche gegen die geplante Verfassungsänderung sich erhoben, nicht irre machen. Nachdem er längere Zeit gezögert, so daß man schon glauben konnte, er habe seine Absicht aufgegeben, veröffentlichte er am 30. September 1510 eine päpstliche Bulle, welche ihn zu der Verfassungsveränderung ermächtigte. Kurz vorher hatte der General in Rom, um alle Weiterungen zu vermeiden, ihm neben der Würde des Vikars auch die des Provinzials übertragen, so daß der Ausführung der Sache nun nichts mehr entgegenzustehen schien.

Man muß sich vergegenwärtigen, in welche enge Verbindung das Festhalten der alten Ordenssatzungen mit der erstrebten Heiligkeit des Lebens gebracht wurde, um zu begreifen, welche tiefe Erregung dieses eigenmächtige Vorgehen des Vikars in der Kongregation verursachte. Ganz besonders waren es sieben Konvente, welche Widerspruch erhoben. Sie erhielten dadurch einen nicht zu unterschätzenden Rückhalt, daß der bedeutendste unter ihnen, der von Nürnberg, in seinem Widerstande von dem dortigen Rate unterstützt wurde. Schon seit längerer Zeit hatte derselbe in Rom

gegen die beabsichtigten Neuerungen agitiert. Im Frühjahr 1511 wandte er sich sogar an den General selbst, mit dem Ersuchen, das verderbliche Ärgernis, wodurch das reguläre Leben von Grund aus vernichtet werden könnte, zu verhindern. Während des Sommers gelang es nun Staupitz zwar, auf einer zu diesem Zwecke abgehaltenen Zusammenkunft mit den Deputierten der renitenten Konvente eine Einigung zu erzielen; die Gefahr der Spaltung war aber dadurch nicht aufgehoben, denn noch kam es darauf an, ob die Konvente den Abmachungen ihrer Deputierten beistimmen würden. In Nürnberg nahm der Rat die Sache wiederum in die Hand und verweigerte nicht nur seine Zustimmung zu den Vergleichsartikeln, sondern machte sogar Miene, eine anderweitige Regelung der Angelegenheit herbeizuführen, und Staupitz, allen wirklichen Konflikten abgeneigt, auch nicht der Mann danach, ernsterem Widerstande gegenüber auf seinem Standpunkte zu verharren, mochte es selbst für das Beste halten, die Sache nunmehr einer höheren Entscheidung zu unterbreiten. Um den Nürnbergern zuvorzukommen, entschloß er sich, selbst eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, welche die Oberen über die Sachlage unterrichten sollte. Diese Mission war es nun, mit der Martin Luther, und wenn wir nicht irren ein gewisser Johann von Mecheln aus den Niederlanden, der soeben sich in Wittenberg die Würde eines Licentiaten erworben hatte, betraut wurde; vielleicht war es nicht nur das Vertrauen seines Vorgesetzten, welches Luther dazu berief, sondern auch eines Teiles der dissentierenden Brüder, die in dem ordenseifrigen Bruder den geeigneten Mann zur Führung der für die Kongregation so bedeutungsvollen Sache sehen mochten.

Die Nachrichten, die wir über Luthers Romreise haben, sind außerordentlich spärlich, auch was er selbst später darüber mitzuteilen vermochte, zum Teil so dunkel und unklar, daß man nur weniges darüber mit Sicherheit aussagen kann.

Jedenfalls war ihm der Auftrag seines Ordens sehr willkommen. Wir wissen, in welch hohem Ansehen der Papst und sein Kirchentum noch bei ihm stand, in glühender Verehrung hing er ihm an. Wer nicht ins heilige Land oder nach St. Jago di Compostella pilgern konnte, der hielt es doch für großen Gewinn,

wenigstens zu den Gräbern der Apostelfürsten zu wallen. Wie viel Ablaß war da zu erlangen! Und nirgends konnte man der Sündenvergebung gewisser werden als dort. Das waren ohne Zweifel auch Luthers erste Gedanken, als es hieß, er solle nach Rom gehen. Schon zweimal in seinem Leben, es war in Erfurt, hatte er eine Generalbeichte abgelegt, in der er dem Beichtiger alle seine Sünden, deren er sich irgend von der Kindheit an zu erinnern vermochte, offenbart. Sie hatte ihm nicht den Frieden gebracht. In Rom wollte er sie nun zum dritten Male ablegen. Das war ihm so sehr die Hauptsache, daß er später, ohne noch irgendwie eine Erinnerung an seine Ordensgeschäfte zu haben, jene Absicht als den alleinigen Grund hinstellen konnte.

Mitte Oktober 1511 wird er mit seinem Begleiter sein Kloster verlassen haben. Es war die erste größere Reise, die Luther antrat, niemals war er bisher über die Grenzen seiner engeren Heimat hinausgekommen; eine neue Welt that sich vor ihm auf. Zwar reiste er als Mönch, von einem Kloster zum andern, wo man Herberge erbat; die alten düsteren Gedanken, die Frage nach der Gerechtigkeit vor Gott und das niederdrückende Gefühl der Verworfenheit verließen ihn auch jetzt nicht, aber er hatte doch ein offenes Auge für alles Neue, was ihm entgegentrat. Er wird die gewöhnliche Route eingeschlagen haben, die durch Bayern und Tirol in die Lombardei führte. In seinen späteren Tischreden finden sich manche Erinnerungen daran, manch treffendes Wort über Land und Leute. Großen Eindruck machte auf ihn, als er aus den Bergen heraustrat, die breite, fruchtbare Ebene des Po. Er wußte zu erzählen von den herrlichen Früchten, die das milde Klima selbst auf steinigem Boden reifen ließ; aber auch wie gefährlich es werden konnte, mußte er mit seinem Begleiter erfahren, als sie einst bei offenem Fenster geschlafen und am andern Morgen wie betäubt aufwachten und sich nur mühsam weiter schleppen konnten. Man riet ihnen den Genuß von Granatäpfeln; „damit erhielt uns Gott das Leben“, erzählte er fast dreißig Jahre später. Die Bewohner fand er zwar nüchterner als seine Landsleute, über deren maßlose, in allen Ständen verbreitete Trunksucht das ganze Jahrhundert zu klagen hatte; aber ihm entging auch nicht ihre Arglist und Ver-

schlagenheit. Mit Bewunderung erfüllten ihn die trefflich eingerichteten, sauberen Wohlthätigkeitsanstalten, Hospitäler und Findelhäuser, die er in den großen reichen Städten, wie Florenz, antraf, auch der Wohlthätigkeitssinn der Bevölkerung.

Aber wie so ganz anders fand er doch alles, wie er gedacht, in jeder Beziehung! Auffallend war ihm schon, daß man in Mailand, wo man noch an der alten ambrosianischen Liturgie festhielt, in ganz anderer Weise Messe las, als anderwärts und ihm, weil er kein „Ambrosianer“, das Lesen der Messe nicht gestatten wollte. Mit der Einigkeit der römischen Kirche war es also doch nicht so weit her, als die Rede ging. Er hatte geglaubt, je größere Heiligkeit zu finden, je näher er der Zentralstätte der Christenheit kommen würde. Wie enttäuscht fühlte er sich, als er die Üppigkeit in den italienischen Klöstern gewahrte, wenn er mit ansehen mußte, wie man sich ohne Scheu über die Fastengebote der Kirche hinwegsetzte, die zu übertreten dem frommen deutschen Mönche eine schwere Sünde gewesen wäre.

Endlich lag sie vor ihm, die ewige Stadt. Als er sie zuerst erblickte, fiel er auf die Erde nieder, hob seine Hände auf und rief aus: „Sei gegrüßet, du heiliges Rom!“ Selten mochte ein Pilger mit größerer Andacht und frömmeren Sinnes ihre Straßen betreten haben.

In dem Augustinerkonvent zu Maria del Populo, der sich eines angeblich von Lukas gemalten wunderthätigen Bildes rühmen konnte, fand er Aufnahme mit seinem Begleiter. Nach einer alten Nachricht würde er etwa vier Wochen daselbst zugebracht haben, bis seine Geschäfte bei der Kurie, deren glatte Abwickelung er übrigens rühmt, erledigt waren. Da fand er Zeit genug, sich umzusehen und seinen Neigungen nachzugehen. Was der Kunstsinn der letzten Päpste an Herrlichkeiten hervorgerufen, oder was an Überresten antiker Kunst noch zu sehen war, hat auf den in dieser Beziehung gänzlich ungebildeten Mönch, wie es scheint, keinen Eindruck gemacht, desto mehr die Ruinen der großartigen Bauten aus der Kaiserzeit, die „Fußtapfen des alten Rom“, wie er sich ausdrückt, besonders das Colosseum und die Thermen Diokletians. Er hat es nicht unterlassen, die aus der alten Geschichte berühmten

Stätten zu besuchen, das Kapitol, den Tarpejischen Felsen und anderes mehr; wichtiger waren ihm doch die Kirchen und Kapellen mit den Leibern der Heiligen und den Tausenden von Märtyrern, welche die Legende in Rom begraben sein ließ. Wie viel Gnadengaben waren daselbst zu erwerben, wie viel fromme Erinnerungen wurden in ihm wach gerufen, wenn er z. B. in St. Callisto seine Andacht verrichtete, wo mehr als vierzig Päpste und viele tausend Blutzeugen ihre Ruhestätte gefunden haben sollten. Da war kein Gnadenort, den er nicht besucht hätte, und es wird keine Übertreibung sein, wenn er, auf anderem Standpunkt, von sich sagt: „Auch ich war ein so toller Heiliger, lief durch alle Kirchen und Kluften, glaubte alles, was daselbs erlogen und erstunken ist.“

Es läßt einen Blick in seine Seele thun, wenn wir hören, daß er den Wunsch hegte, daß seine Eltern schon gestorben seien, nur um sie durch eine Seelenmesse an heiligster Stätte aus dem Fegefeuer zu befreien; ging doch die Rede: „Selig ist die Mutter, deren Sohn am Sonnabend zu St. Johannis (im Lateran) eine Messe hält.“ Im Eifer um die Gerechtigkeit, im Ringen nach den Segnungen der Kirche, die hier wie nirgends sich darboten, konnte er sich nicht genug thun. Die innere Unruhe trieb ihn von einem zum andern, ließ ihn nach immer Höherem trachten, ohne ihn doch zu befriedigen, wenn er es erreicht hatte. Es zeigt den ganzen Zwiespalt seines Innern, was sein Sohn Paul aus dem Munde des Vaters gehört haben wollte: Als er das mühselige Werk vollbrachte, die 28 Stufen jener Treppe, die einst vor dem Richthause des Pilatus gestanden haben soll, auf den Knieen hinaufzurutschen, um dadurch überreichen Ablaß zu gewinnen, habe er das Wort der Schrift nicht loswerden können: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben“, ja es sei ihm vorgekommen, als ob es ihm mit Donnerstimme zugerufen würde. Sicher ist wohl das, daß jener Spruch ihn verfolgte und trotz aller Mühe, ihn zurückzudrängen, sich immer wieder regte, und gerade in den höchsten Momenten mittelalterlicher Frömmigkeit sich der Zweifel in ihm erhob, ob er auch wirklich auf diesem Wege zum Frieden kommen werde.

Hatte er schon auf der Reise durch Italien bemerken müssen, wie wenig die kirchlich-religiösen Zustände den Vorstellungen ent-

sprachen, die er sich davon gemacht, so erfuhr er im heiligen Rom selbst die bittersten Enttäuschungen. Anstatt der erwarteten Heiligkeit welche Unsittlichkeit, ganz Rom eine Stätte der Unzucht, auch der unnatürlichsten, selbst in den Kreisen der Kardinäle! Es schien, als ob unter den Augen Sr. Heiligkeit jedes Laster ungestraft geübt werden dürfte. Hier, wo er die höchste Frömmigkeit zu finden gehofft hatte, mußte er wahrnehmen, daß man selbst das Heiligste, was er kannte, das Meßopfer, mit frivoler Rede in den Staub zog und über die Lehre von der Wandlung spöttelte. Mechanisch und mit größter Hast verrichteten die Priester die geistlichen Handlungen; man machte sich wohl auch lustig über den deutschen Mönch, der mit peinlicher Gewissenhaftigkeit seine Messe las und so viel Zeit dazu brauchte. Das Geld schien die alles beherrschende Macht zu sein; da, wo die Apostel in selbstverleugnender Nachfolge Christi ihr Leben gelassen, nur Üppigkeit und hoffärtiges Leben.

Ob Luther den Papst gesehen, wissen wir nicht, aber er erfuhr genug von dem üppigen Treiben am päpstlichen Hofe, der Habsucht, dem rein weltlichen Leben Julius' II., dem kriegerischen Imperator auf dem Stuhle Petri, um sich davor zu entsetzen; und wovon man in Deutschland in ehrfurchtsvoller Scheu vor dem Papsttum kaum zu reden wagte, den Greuelthaten eines Alexander VI., davon sprach man, auch in den mönchischen Kreisen Roms, ganz offen, als von etwas Gewissem.

Es waren reiche Erfahrungen, die Luther da machte, die später für ihn von der höchsten Bedeutung werden sollten. Oft hat er es ausgesprochen, daß ihm der Besuch Roms mehr wert sei als hunderttausend Gulden, er müßte sonst besorgen, dem Papst unrecht zu thun. Damals war er noch weit entfernt, allgemeinere Konsequenzen zu ziehen. Als treuer Sohn der Kirche, wie er gekommen, nur vielleicht etwas ernüchtert, zog er über die Alpen zurück. Wenige Wochen nach Ostern 1512 dürfte er wieder in seinem Kloster und zwar zu Wittenberg angelangt sein.

Sind wir recht unterrichtet, so schrieb er damals das erste größere Schriftstück nieder, welches wir von seiner Hand besitzen, den Entwurf einer Ermahnungsrede, die der Propst von Leitzkau

auf einer Diöcesansynode zu Ziesar, welche der Bischof von Brandenburg berufen hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach am 22. Juni 1512, vor dem versammelten Klerus gehalten hat. Ausgehend von 1 Joh. 5, 4. 5 handelt er von dem Verderben in der Kirche und sieht es vor allen Dingen in den menschlichen Satzungen, Neuerungen und dem abergläubischen Wesen, welches sich allenthalben finde. Als das Allernotwendigste bezeichnet er demnach, daß die Priester überströmen von dem Worte der Wahrheit. Man spreche von den schweren Lastern im Klerus; eine weit schlimmere und grausamere Pest sei, daß man das Wort der Wahrheit nicht traktiere oder es verfälsche. „Wenn ihr", läßt er dem Klerus zurufen, „auch noch so viel auf dieser ehrwürdigen Synode beschließt und alles wohl ordnet, und hier nicht Hand anlegt, daß den Priestern, den Lehrern des Volkes, befohlen wird, mit Ausschluß aller unauthentischen Fabeln, sich mit dem reinen Evangelium und den heiligen Auslegern desselben zu beschäftigen, alle Menschenlehre zu unterlassen oder nur sparsam mit Bezeichnung des Unterschiedes einzuflechten — so werdet ihr umsonst zusammengekommen sein." Das zweite ist dann die inständige Sorge gegenüber den Lastern und Lüsten des Klerus. Werde nicht darauf Bedacht genommen, so werde die Welt die Synode mit Recht verlachen. Und den Sieg in diesen schweren Kämpfen — davon handelt Luther zuletzt — giebt der Glaube, der sich loslöst von allem, was man sieht und wodurch die Begierden erregt werden, und sich hinaufschwingt zu dem, was man nicht sieht, der durch das Anschauen des Unsichtbaren die durch das Sichtbare erregten Begierden vernichtet. „Wo dieser Glaube im Herzen ist, da ist Christus gegenwärtig, und wo Christus gegenwärtig ist, da ist alles überwindlich." Um diesen Glauben zu haben, gilt es, das Evangelium zu hören; „deshalb ist es das erste und das letzte, daß wir mit allem Eifer uns das Evangelium angelegen sein lassen, bei Tage und Nacht darin lesend, damit wir aus Gott geboren werden, und als seine Kinder nicht sündigen, und so des frohen Sieges genießen".

Dies sind die ersten Reformationsforderungen und -hoffnungen, die wir von Luther vernehmen; sie gründen sich auf die Predigt des Evangeliums, die alles andere im Gefolge haben wird.

Die Entscheidung Roms im Streite der Augustinerbrüder scheint nicht zugunsten des Generalvikars ausgefallen zu sein; er stand auch bald von der Ausführung seines Planes ab; indessen war er weit entfernt, deshalb etwa einen Groll auf Luther zu werfen, das Verhältnis zwischen beiden wurde vielmehr jetzt noch ein freundschaftlicheres als früher. Immer mehr erkannte Staupitz die hohe wissenschaftliche Begabung Luthers, der seit dem Sommer 1512 das Amt eines Unterpriors im Kloster bekleidete, und ging darauf aus, die junge Kraft an den rechten Platz zu stellen. Es mochte in der That sehr wünschenswert erscheinen, junge, tüchtige Lehrer der längst noch nicht erstarkten Hochschule zu Wittenberg zuzuführen. Die berühmte Kraft, von der man sich so viel versprochen, Jodokus Trutvetter, war nicht zu halten gewesen. Schon 1510 war er nach Erfurt zurückgegangen. Allerdings hatte Staupitz in den letzten Jahren wieder eine Reihe Augustiner nach Wittenberg versetzt, die auch schon mit theologischen Vorlesungen begonnen hatten, unter ihnen Luthers späteren langjährigen Freund Wenzeslaus Link aus Kolditz, Johannes Spangenberg u. a.; aber so weit ein Schluß aus ihrer späteren Thätigkeit gestattet ist, konnten sie doch kaum als Ersatz für Trutvetter dienen. Auf einen solchen zu denken, lag aber um so näher für Staupitz, als er selbst sich mit dem Gedanken trug, seine eigene Professorenthätigkeit, die um seiner sonstigen Amtsgeschäfte willen übrigens wohl niemals eine sehr bedeutende gewesen sein dürfte, für immer aufzugeben.

Man wird kaum irren, wenn man vermutet, daß es eben diese Erwägungen gewesen sind, welche Staupitz veranlaßten, Luther zur Erwerbung der theologischen Doktorwürde zu bestimmen. Erst als Doktor hatte er ja das Recht, über das gesamte Gebiet der Theologie nach freiem Ermessen zu lesen. Aber wie stolz er früher auf seine Magisterwürde gewesen war, so wenig strebte er jetzt nach dieser höchsten akademischen Ehre. Er hatte seine eigenen Gedanken darüber. Nur mit Widerstreben hatte er bisher zuweilen, der Pflicht gehorchend, die Kanzel bestiegen in der kleinen Klosterkirche, die nach der Beschreibung eines Zeitgenossen mehr an den Stall zu Bethlehem, wie ihn die damaligen Künstler zu malen pflegten, erinnerte, als an eine Kirche. Jedes öffentliche Auftreten war ihm wohl zuwider. Um der Welt

zu entfliehen und in Kasteiung seiner Heiligung zu leben, war er ins Kloster gegangen, und nun sollte er — das konnte ihm nicht entgehen — mit der neuen Würde Aufgaben übernehmen, die doch wieder ein teilsweises Hinaustreten in die Welt in sich schlossen, jedenfalls seinem stillen, einsamen Klosterleben ein Ende machen würden. Instinktiv fühlte er, daß damit sein Leben in andere Bahnen gelenkt werden würde. Unvergeßlich blieb ihm der Platz, wo Staupitz ihm den Beschluß kundgethan, daß er promovieren solle; noch nach Jahrzehnten zeigte er den Birnbaum, unter dem es geschehen. Es war ihm Ernst, als er sich dem Ansinnen zu entziehen suchte; in keiner Weise glaubte er den Anforderungen, die man an ihn stellen würde, gewachsen zu sein; sollte er doch jetzt — so hat er sein Leben lang die Aufgabe eines Doktors der Theologie aufgefaßt — nunmehr „für aller Welt die Schrift auslegen und jedermann lehren". Aber alle Einwendungen waren vergebens. Als er auf seinen schwächlichen Körper hinwies und erklärte, die neue Arbeit werde ihn in wenig Monaten umbringen, soll Staupitz scherzend erwidert haben: „In Gottes Namen! Unser Herrgott hat große Geschäfte, er bedarf droben auch kluger Leute; wenn Ihr nun sterbet, so müsset ihr dort sein Ratgeber sein."

Er mußte gehorchen, wenn auch mit innerem Widerstreben. Sein Kurfürst, der ihn einmal hatte predigen hören, ließ sich durch Staupitz bewegen, für die Kosten aufzukommen. Am 4. Oktober, demselben Tage, wo sein Prior Wenzeslaus Link das Dekanat der theologischen Fakultät antrat, erwarb er sich den Grad eines Licentiaten. Vierzehn Tage später folgten dann die übrigen Akte, die mit der Übertragung der Doktorwürde verbunden waren, wozu er auch die Erfurter Brüder feierlichst einlud, die es ihm übrigens später verargten, daß er sich nicht bei ihnen den Doktorhut erworben. Am Nachmittag des 18. Oktober fand die Vorfeier mit einer Disputation statt, wozu sich außer den Herren von der Universität auch Ehrengäste eingefunden hatten. Tags darauf berief die größere Glocke früh um 7 Uhr zu dem Hauptakte, den der Promotor, es war Andreas Bodenstein von Carlstadt, mit einer kurzen, von Luther beantworteten Rede einleitete. Darauf wurde wieder eine Disputation gehalten, bei der Wenzeslaus Link und

der Stadtpfarrer Nikolaus Grüneberger Luthers Beistände waren. Erst dann erfolgte die Proklamation des jungen Doktors und die Bekleidung mit den Insignien seiner Würde. Am 22. Oktober fand seine Aufnahme in den theologischen Senat statt.

Luthers Doktorpromotion durchzusetzen war das letzte gewesen, was Staupitz unmittelbar für Wittenberg gethan. Er hat es gleich darauf verlassen und wohl nur selten wieder vorübergehend besucht. Bisher war die Universität seine Schöpfung gewesen, in wenig Jahren sollte sie die Universität Luthers sein.

---

3. Kapitel.

Der Doktor der Theologie.

Ohne Zweifel hat Luther, bald nachdem er Doktor geworden, seine akademische Thätigkeit begonnen, und wie sehr er sich auch bisher stets in den gewohnten Bahnen bewegt, so wich doch gleich sein erstes Auftreten als vollberechtigter Wittenberger Lehrer von der üblichen Form ab. Während der Ehrgeiz der jungen Gelehrten von der für die unteren Stufen vorgeschriebenen kursorischen Behandlung der biblischen Bücher zu den dogmatischen Vorlesungen strebte, scheint Luther keine derartige Vorlesung mehr gehalten zu haben. Gegen alle Traditionen widmete er sich ausschließlich exegetischen Vorlesungen. Die erste, von der wir Kunde haben, war eine Erklärung der Psalmen, die er jedenfalls schon im Jahre 1513 begonnen hat und bis tief in das Jahr 1516 fortsetzte. Neu war auch sein ganzes Verfahren in den Vorlesungen. Um seinen Zuhörern den Text in die Hände zu geben, gab er denselben, natürlich in der Übersetzung der Vulgata, heraus, und fügte nur eine Vorrede und kurze Summarien über die einzelnen Psalmen hinzu. Dabei war der Druck so eingerichtet, daß die sehr weit von einander abstehenden Zeilen sowie ein breiter Rand Raum genug boten, erklärende Notizen beizufügen, die Luther wohl seinen Zuhörern gewissermaßen als Grundriß in die Feder diktierte. Er selbst hatte in seinem Exemplar, das uns auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel erhalten ist, diese Bemerkungen in dieser Weise zwischen und neben den Text geschrieben, woraus wir die allerersten Anfänge seiner Theologie erkennen können. Von einer Exegese in unserem Sinne als einer grammatisch-historischen Auslegung ist

allerdings weder hier noch später viel bei Luther zu finden; nur selten greift er zum hebräischen Grundtext, noch beherrscht ihn auch ganz die traditionelle Auffassung von einem mehrfachen Schriftsinn; aber doch zeigt sich schon in diesen ersten theologischen Auslassungen, die wir von ihm besitzen, die religiöse Eigenart des Mannes, vor allem die Eigentümlichkeit seiner Stellung zur Schrift. Staupitz hatte ihn auf Christum, als den Mittelpunkt der Schrift, gewiesen, und kein anderes Wort von ihm ist für seinen theologischen Bildungsgang von größerer Bedeutung gewesen, als dieses. Ohne Zweifel hatte Staupitz gemeint, daß man die Schrift als Gnadenwort nur verstehen könne unter stetem Hinblick auf Gottes Erbarmen, wie es in Christo erschienen, so hat es auch Luther selbst später aufgefaßt. Jetzt verband sich mit diesem Gedanken noch das deutliche Bestreben, auch exegetisch allenthalben eine Beziehung auf Christum zu finden. Er stellt es geradezu als Kanon hin: „jede Prophetie und jeder Prophet müsse von dem Herrn Christo verstanden werden, außer wo es aus den Worten ausdrücklich hervorginge, daß sie von etwas anderem sprächen". Es begreift sich, daß es einer nicht geringen Kühnheit bedurfte, um diesen Grundsatz auf die Psalmen anzuwenden und in jedem einzelnen Falle damit zu operieren. Es ist in erster Linie immer Christus, der in den Psalmen spricht, oder von dem sie sprechen. Der Heiland selbst ist es, der z. B. im 38. Psalm die Sünde der Menschheit Gott bekennt; man kann ihn daher nur dann in fruchtbarer Weise beten, wenn man ihn in Christo betet und gleichsam ihn selbst betend hört und dazu sein Amen sagt. Ja in der direkten Beziehung der einzelnen Psalmworte auf Christus geht Luther sogar so weit, daß er aus ihnen historische Schlüsse für das Leben Jesu zieht. Wenn es Ps. 6, 7 heißt: „Ich schwemme mein Bette die ganze Nacht und netze mit meinen Thränen mein Lager", so ergiebt sich daraus, daß der Herr sehr viel geweint habe, besonders in der Nacht, obwohl davon in den Evangelien nichts geschrieben sei. Es sind zum Teil seltsame Gedankengänge, in die der junge Doktor seine Schüler hineinführt, aber man muß ihre Tiefe bewundern. Was seine späteren exegetischen Schriften, bei aller Breite der Darstellung, noch heute so anziehend macht,

das zeigen schon diese Anfänge: das Schriftwort, was er erklären will, steht ihm nicht als etwas Fremdes gegenüber, er lebt darin, und auch wo er in der Weise seiner Lehrmeister künstelnd einen drei- und vierfachen Schriftsinn zu ermitteln sucht, sind es, wenn auch fern abliegende, doch meistens fruchtbare Gedanken. Und wie es bei weitem weniger gelehrte Forschung ist, als das eigene Glaubensleben, welches ihm das Schriftwort erschlossen hat, so zweckt auch seine ganze Auslegung darauf ab, seine Zuhörer in ein unmittelbares religiöses Verständnis der Schrift als des Gotteswortes einzuführen. Die Gegensätze von Gesetz und Evangelium, von Sünde und Gnade, deren Erkenntnis ihm das Studium des Römer- und Galaterbriefes vermittelt hatte, treten schon hier als die Angelpunkte seines theologischen Denkens in den Vordergrund und jene paulinischen Gedankenreihen liefern ihm den Schlüssel nicht nur zum Verständnis der gesamten Heilsökonomie, sondern auch des einzelnen Schriftwortes. Schon steht es ihm fest, daß allein der Glaube gerecht macht, — Christus wäre vergeblich gestorben, könnte man aus eigenen Werken selig werden, — aber daß er sich damit schon in einem gewissen Gegensatz zur überlieferten Kirchenlehre befand, ahnte er nicht. Auch ist er weit entfernt davon, von diesem Standpunkte aus gegen den werkfreudigen Gesetzesdienst, gegen die, welche ihr Heil in Bußen, Kasteiungen und Genugthuungen suchen, zu polemisieren; die Werkgerechten, die Leute fleischlichen Sinnes, gegen die der Herr sich in den Psalmen wendet, sind in erster Linie die Juden, und wo das strafende Wort sich auch auf die Gegenwart bezieht, sind es die Häretiker, die Leute von dieser Welt, die Gegner des göttlichen Wortes, die davon betroffen werden.

Was hier von seinen Glossen zum Psalter gesagt wurde, gilt ebenso von seinen jüngst zum erstenmale gedruckten ersten Vorlesungen darüber. Die Hauptgesichtspunkte und die Methode in diesen Scholien, die zum Teil eine weitere Ausführung der Glossen sind, zum Teil selbständig nebenher gehen, sind dieselben. Es ist unmöglich, daraus ein klares Bild von seiner Theologie zu gewinnen, wenn man anders überhaupt schon von einer Theologie sprechen darf, aber die reicheren Ausführungen gewähren immerhin einen klareren Einblick

in Luthers eigenes religiöses Leben, aus der seine Schrifterklärung erwächst. Denn wenn er auch vielfach aus den alten Autoren schöpft, so zeigt doch gerade die Art, wie er sie citiert, ihre Erklärungen billigt oder verwirft, wie sehr das religiös-praktische Moment allerwegen im Vordergrunde steht. Nach allem, was wir von seinen Erfahrungen wissen, kann man sich nicht wundern, daß nach und nach die Schriften Augustins auf ihn den nachhaltigsten Einfluß ausüben mußten und in ihnen wieder hauptsächlich dessen Konfessionen. Bei Augustin fand er zuerst ein tieferes, aus dem innersten religiösen Bewußtsein geborenes Eingehen auf die Fragen, die ihn selbst innerlich bewegten, ein energisches Betonen wahrer Buße, die damit beginne, sich zu zürnen, zu trauern, zu verabscheuen und sich zu strafen. Es ist merkwürdig zu beobachten, wie unter diesem Einfluß ein theologischer Begriff nach dem andern sich wie von selbst umbildet, — man könnte geneigt sein, darin einen unbewußten Versuch zu sehen, die mittelalterlichen Satzungen und Einrichtungen religiös oder, wenn man will, evangelisch zu verklären.

So ist z. B. von der Ohrenbeichte nirgends die Rede, wohl aber vom Beichten, dem Bekenntnis der Sünde. Die Buße ist ihm zweierlei: Bekenntnis unseres Elends und Bekenntnis der Barmherzigkeit Gottes, Selbsterniedrigung und darum Verherrlichung Gottes. Das eine ist die wesentliche Voraussetzung des andern. „In der Beichte bekennen wir, daß wir nichts sind, und alles von Gott haben.“ Das war der Ausdruck seiner unmittelbarsten religiösen Erfahrung. Noch vor wenigen Jahren war ihm gerade die Beichte immer wieder von neuem zum Schrecken geworden, weil er sich dabei mehr als sonst dem strengen Richter gegenüber sah — jetzt ward sie ihm zu einem Akt des Bekenntnisses und zum Lobe Gottes. Aber wenn sich auch mehrfach derartige Wandlungen bemerken lassen, so war der Bruch mit der Scholastik noch keineswegs vollzogen. Freilich der große Meister Aristoteles ist schon sehr in seiner Achtung gesunken; gerade seine Philosophie macht er verantwortlich für das ihm verhaßte Theologengezänke und für die aller heiligen Scheu entbehrende Geschwätzigkeit derer, die ihre Schulbegriffe in die höchsten Dinge hineintragen und von der Dreieinigkeit reden, „wie der Schuster

vom Leder", aber er ist doch selbst noch vielfach von dem Einfluß der Schule befangen, wenn er auch grundsätzlich Schriftausdrücke vorziehen will, und Stellen, welche die Rechtfertigung allein auf den Glauben gründen, stehen andere gegenüber, in denen er eine Verdienstlichkeit der Werke zugiebt. Es finden sich Äußerungen gegen manche kirchliche Mißbräuche, auch scharfe Auslassungen gegen das Verderben in der Kirche, die aber nur bezeugen, ein wie treuer Sohn der Kirche er doch ist; und wenn es auch für den, der seine spätere Entwickelung kennt, nicht schwer ist, die Linien aufzufinden, die ihn allmählich weiter geführt haben, so konnte doch niemand, der diese Vorlesung hörte, ahnen, daß dieser weltflüchtige Mönch irgendeinmal mit seiner Kirche zerfallen, geschweige denn die Welt bewegen sollte.

Nach den Psalmen hielt er Vorlesungen über den Römerbrief und den Galaterbrief, an welche sich Auslegungen des Hebräerbriefes und des Briefes an Titus anschlossen, bis er, was hier schon erwähnt sein mag, im Jahre 1519 wiederum mit den Psalmen begann. Von Vorlesungen über den Römerbrief ist uns nichts erhalten, aber Luther selbst erzählt in der Vorrede zur Gesamtausgabe seiner lateinischen Werke, wie außerordentlich förderlich gerade diese Vorlesung und das eingehende Studium der paulinischen Briefe neben den Werken Augustins für ihn gewesen, indem er sich immer mehr in das Wesen der Glaubensgerechtigkeit vertiefte und sich namentlich auch durch die Beschäftigung mit dem Galaterbrief, dem er sich immer wieder mit besonderer Vorliebe zuwandte, die paulinischen Gedanken zueigen machte. Die Vorlesungen über den Galaterbrief, den er im Oktober 1516 zu kommentieren anfing, hat er dann im Jahre 1519 nach nochmaliger Überarbeitung zum erstenmale in den Druck gegeben. Mit Recht durfte er im Hinblick auf jene Zeit sagen, daß er durch Schreiben und Lehren vorwärts gekommen, und daß er wacker gearbeitet habe, wobei er mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die klösterlichen Übungen nahmen einen großen Teil des Tages in Anspruch, so daß ihm nur wenig Zeit zu seinen umfänglichen Studien blieb, die er oft bis in die Nacht hinaus ausdehnte. Außerdem drängte sich ihm je mehr und mehr die Notwendigkeit auf, je weniger ihm

die alten Erklärer zusagten, sich mit der bisher nur wenig betriebenen griechischen und hebräischen Sprache zu beschäftigen, um aus dem Grundtext schöpfen zu können, was bei den mangelnden Hilfsmitteln keine leichte Sache war. Indessen fand er in seinem Freund und Klosterbruder, dem Erfurter Johann Lang, der seit 1511 am Studium des Klosters lehrte und der besonders für einen tüchtigen Griechen galt, einen treuen Gehilfen. Ohne Zweifel hat Luther auch für die Klosterbrüder noch besondere Vorlesungen gehalten, und seit dem Jahre 1515 war er sogar Leiter des klösterlichen Studiums; doch wissen wir nicht, worauf sich diese seine Thätigkeit erstreckt hat. Sonst hat sich nur noch die Notiz erhalten, daß, während die klösterlichen Vorschriften ihm die Stunde von 6—7 des Morgens zu seinen Vorlesungen zuwiesen, Karlstadt die ihm zukommende Stunde von 1—2 ihm überließ, weil es ihm bequemer lag.

Zu diesen Geschäften kamen bald noch andere zeitraubende, zu denen ihn das Vertrauen der Ordensbrüder berief. Wie alle drei Jahre, wurde im Jahre 1515 am Sonntag Jubilate, den 29. April, das übliche Kapitel der deutschen Augustinerkongregation, diesmal zu Gotha, gehalten, wohin sich von Wittenberg aus sowohl Luther als Lang begaben. Am 1. Mai hielt Luther daselbst eine gewaltige Predigt gegen „die kleinen Heiligen“ im Kloster, die, wohl um ihrer Schärfe willen, mit der er die Selbstgerechtigkeit der Mönche getadelt haben mochte, großes Aufsehen machte, so daß noch selbigen Tages Mutian, der schon mehrfach genannte Humanist, der in Gotha ein Kanonikat bekleidete, sich nach dem Prediger erkundigen ließ. Während Staupitz wiederum zum Generalvikar erwählt ward, wurde Luther zum Vikar über einen der Distrikte, in welche die Kongregation der besseren Verwaltung wegen geteilt war, für die folgenden drei Jahre ernannt. Der Distrikt war nicht eben groß: es gehörten dazu nur zehn Konvente, die zu Wittenberg, Dresden, Herzberg, Gotha, (Langen-)Salza, Nordhausen, Sangerhausen, Erfurt, Magdeburg und Neustadt a. d. Orla, wozu bald darauf noch ein elfter, der eben erst gegründet wurde, der zu Eisleben, hinzukam. Immerhin nahm die Aufsicht über die Ausführung der vielen kleinlichen Klosterbestimmungen und alles, was damit im Zusammenhange stand, seine Zeit vielfach in Anspruch

und nötigte ihn sogar, seine akademische Thätigkeit zu unterbrechen, denn eine der wichtigsten Aufgaben war, die Klöster zu visitieren. In der zweiten Hälfte des April 1516 begab er sich zu diesem Zwecke auf die Reise und besuchte die ihm untergebenen Konvente. In Erfurt konnte er seinen Freund Lang, der vor nicht langer Zeit aus Wittenberg zurückberufen war, als Prior einsetzen.

Von der Gottgefälligkeit des klösterlichen Lebens war er noch ganz überzeugt. Wo er alles in Ordnung fand wie in den Klöstern zu Gotha und Langensalza, deren Visitation ihm nur wenige Stunden kostete, sah er darin das Wirken Gottes. „Der Herr“, so schreibt er am 29. Mai an Lang, „arbeitet an diesen Orten, wie ich hoffe, ohne uns und herrscht in weltlichen und geistlichen Dingen, wenn auch gegen den Willen des Teufels.“ Nach sechswöchentlicher Abwesenheit kehrte er nach Wittenberg zurück und verwaltete in der Folge von dort aus die ihm anvertrauten Konvente. Seine Briefe aus jener Zeit lassen uns erkennen, wie er in väterlicher Weise die Sorge für die äußerlichsten, materiellsten Interessen der ihm Untergebenen mit der für das ewige Wohl der Brüder verband, wie ihm das sein Leben lang eigen geblieben.

Er konnte im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit sehr entschieden, ja streng sein, auch seinem Freund Lang gegenüber, mit dessen Verwaltung er nicht ganz einverstanden war, oder wenn er Brüder zur Strafe versetzen oder einen Prior wie den von Neustadt vom Amte entfernen mußte; aber immer verstand er es, dem strafenden Worte ein tröstendes beizufügen. So, wenn er einen flüchtigen Bruder, den er zurückfordert, wissen läßt, daß er ihn mit offenen Armen aufnehmen wolle, und daß jener nichts von ihm zu fürchten habe. „Ich weiß, ich weiß, daß Ärgernis kommen muß und es ist kein Wunder, wenn ein Mensch zu Falle kommt, aber ein Wunder ist es, wenn er wieder sich erhebt und steht. Petrus fiel, damit er erkannte, daß er ein Mensch sei; es fallen heute auch die Zedern des Libanon, die mit aufrechtem Scheitel den Himmel berühren, aber (was alles Staunenswerte übersteigt) sogar ein Engel im Himmel fiel und Adam im Paradiese. Was wunder also, wenn ein Rohr vom Sturmwind bewegt wird und das glimmende Docht verlöscht.“

Joh. Lang mochte sich mißmutig über das Ärgernis beklagt haben, das seinem Kloster durch einen abtrünnigen Bruder zugestoßen sei. Darauf schreibt er ihm: „Trage Sorge für den abtrünnigen Bruder bei Gott: verlaß nicht pflichtwidrig, der dich gottlos verlassen hat! Laß dich's nicht anfechten, daß ihr Ärgernis erduldet. Dazu sind wir berufen, getauft, ordiniert, daß einer des andern Last trage. Einer muß des andern Schanddeckel sein, gleich wie es auch Christus für uns war, ist und sein wird in Ewigkeit." Es verrät hohe christliche Einsicht, wenn er hinzufügt: „Sieh dich also vor, daß du nicht so rein bist, daß du von Unreinem nicht berührt werden willst, oder dich schon weigerst das Unreine zu ertragen, zu bedecken und abzuwischen. Du bist auf einen Ehrenplatz gestellt; aber was heißt das anders, als die Schmach anderer tragen. Denn so in Kreuz und Schmach, sollen wir Ruhm haben." Ein ander Mal tadelt er die „unselige Gerechtigkeit dessen, der auf Flucht und Wüste denkt", weil er die, die schlechter sind als er selbst, nicht tragen will, anstatt durch Geduld, Gebet und Beispiel ihnen zu nützen. Das heißt das Pfund des Herrn verbergen und den Mitsklaven nicht geben, was ihnen zukommt. „Bist du eine Lilie und eine Rose Christi, so wisse, daß dein Wandel unter Dornen sein wird; aber siehe nur zu, daß du nicht durch Ungeduld und unbedachtes Urteil und heimlichen Hochmut selbst zum Dorn wirst."

Und welche innere Festigkeit hatte er sich schon erworben, im Vergleich zu dem Hin- und Herschwanken zwischen Hoffen und Zweifel in den früheren Jahren! Er bekennt, noch immer gegen den Irrtum von der Werkgerechtigkeit kämpfen zu müssen: „Ich habe noch nicht ausgekämpft." Aber er vermag doch einem zweifelnden Bruder zuzurufen, ähnlich wie es Staupitz einst ihm gegenüber gethan hatte: „Lerne, lieber Bruder, Christum, und zwar den Gekreuzigten; lerne ihm singen und an dir selbst verzweifelnd sagen: ‚Du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin deine Sünde. Du hast das an dich genommen, was mein ist, und hast mir gegeben, was dein ist. In diesem Glauben nimm denn du auch die irrenden Brüder auf und mache aus ihren Sünden deine, und laß, wenn du etwas Gutes hast, es das Ihre sein.'" Einen andern Angefochtenen

tröstet er: „Ich weiß aus meiner und deiner Erfahrung, ja, aus der Erfahrung aller, die ich je unruhig sah, daß allein die Klugheit unseres eigenen Sinnes die Wurzel aller Unruhe ist; — vom Kreuze Christi kommt auf jeden sein Teil, stoß es also nicht von dir, sondern lege es als eine hochheilige Reliquie in einen goldenen Schrein, nämlich, in ein von sanftmütiger Liebe durchdrungenes Herz!“

Das sind ohne Zweifel goldene Worte, die nur gesprochen werden konnten von einem, der innerlich fest geworden war. Es klingt darin ein Neues an, was über die paulinisch augustinischen Anregungen hinausweist und auf seine Beschäftigung mit mystischen Schriften zurückzuführen ist, die zwar weniger, als man gewöhnlich annimmt, auf Luthers Theologie, als vielmehr auf die Tiefe seiner religiösen Empfindung und die Ausbildung seines Glaubenslebens von Einfluß gewesen sind.

Schon frühe war ihm die Mystik des heiligen Bernhard nahegetreten; auch nicht gerade sehr gehaltreiche, dahin gehörige Auslassungen Gersons; jetzt wurde er, allem Anscheine nach durch Vermittelung Langs, mit den Predigten des Straßburger Mystikers Johann Tauler († 1361) bekannt, die er angelegentlich seinen Freunden empfahl, auch in seinen Predigten citierte und von dem er im Jahre 1518 erklärte, daß er bei diesem in den Schulen unbekannten Manne mehr an wahrer und sicherer Theologie gefunden habe, als bei allen scholastischen Universitätsdoktoren. Wichtiger ward für ihn noch eine Schrift, die, wie wir jetzt wissen, aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammt und einen Frankfurter Deutschordensherrn zum Verfasser hat. Er hatte sie ohne Titel und Namen gefunden, erachtete ihren Inhalt aber so wertvoll, daß er sie, mit einer Vorrede versehen, zuerst 1516 bruchstückweise — wohl weil er nicht mehr davon kannte — und 1518 das Ganze herausgab. Er gab ihr den Titel: „Eyn geystlich edles Büchleynn von rechter vnderscheyd vnd verstand. was der alt vnd new mensche sey. Was Adams vnd was Gottes kind sey. vnd wie Adam ynn vns sterben vnnd Christus ersteen sall.“ In der Ausgabe vom Jahre 1518 setzte er noch darüber: „Eyn deutsch Theologie“, unter welchem Titel die Schrift berühmt geworden ist.

Er hielt sie, wenn nicht selbst für ein Werk Taulers, so doch für eine Zusammenfassung seiner Gedanken. Er glaubte das Schriftchen noch entschuldigen zu müssen, weil es in deutscher Sprache geschrieben, meinte jedoch, wie er bei Übersendung an Spalatin schrieb, daß er weder in lateinischer noch in deutscher Sprache eine heilsamere und dem Evangelium entsprechendere Theologie gefunden habe. „Schmecke also und siehe, wie freundlich der Herr ist, wenn du zuvor geschmeckt hast, wie bitter das ist, was wir sind."

Die Ausführungen dieser Schrift gehören schon nicht mehr der Blütezeit der mystischen Spekulation an und stehen den kirchlichen Gedanken bei weitem näher, aber sie bewegen sich in denselben Ausdrücken und sie behandeln das alte Problem, den Ausgleich des Unterschiedes zwischen Gott dem Unendlichen, dem wahrhaft seienden und darum Vollkommenen, und der Kreatur, dem Endlichen, die, weil sie ihr Sein nur von Gott hat, auch nur in ihm wahrhaft existieren kann, und darum sich alles Kreatürlichen entäußern muß, um zur Gottesgemeinschaft zu kommen.

Was Luther ganz besonders daran anzog, zeigt schon der von ihm gewählte Titel. Es war neben der einfachen, schlichten Sprache, die alle hochtrabende Schulweisheit verschmähte, das entschiedene Betonen des sittlichen Verderbens der Menschheit in ihrer Grundsünde, der Selbstsucht, aus der sie nimmer von selbst sich herausretten kann, sondern in Selbstverleugnung und Aufgebung des eigenen Ichs und Gelassenheit der Hilfe durch Christus gewarten muß, der, wie in ihm Gott Mensch geworden, nun auch den Menschen vergotten soll, um ihn durch Kreuz und Leiden immer mehr zum Aufgeben seiner selbst und darum zum wahren Leben in Gott zu führen. Den einen und den andern Gedanken daraus hat er sich angeeignet, so besonders den von der notwendigen Abkehr von allem Eigenen und Kreatürlichen, und in seiner Weise später, besonders in der „Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen", verwertet; auch hat er inbetreff des Stilleseins und Hoffens, der freudigen Ergebung in Gottes Gnadenwillen, viel von der Mystik gelernt, aber die im engeren Sinne mystischen Vorstellungen, die trotz des sichtbaren Bestrebens, sich in kirchliche

Form zu kleiden, auch hier hart an den Pantheismus anstreifen, haben auf ihn keinen Einfluß ausgeübt. Während sein Lehrer Staupitz, der gleichfalls zu jener Zeit in die Mystik geriet und mehrere, auch von Luther hochgeschätzte mystische Traktate schrieb, sich unter ihrer Einwirkung nach und nach in eine saft- und kraftlose Gefühlsseligkeit verlor, war Luther eine viel zu praktisch angelegte Natur, hatte er in seinem Ringen nach der Gerechtigkeit viel zu sehr die Macht der Sünde und die Wahrheit der sittlichen Verantwortlichkeit erfahren, um in jenen Gedankenkreisen sein Genüge zu finden. Es ist fraglich, ob er ihren Unterschied von der kirchlichen Lehre erkannt hat; — sicher nachweisen können wir nur, daß die Gottinnigkeit mystischer Redeweise, die Unmittelbarkeit ihrer Frömmigkeit auch die seinige in dieser Richtung förderte und daß er sich freute, in Tauler sowohl wie in der deutschen Theologie Zeugen dafür gefunden zu haben, daß der Mensch zur Erlangung des Heils aus eigenen Kräften unvermögend sei.

Zu der akademischen Thätigkeit und den Verpflichtungen, die ihm die Sorge für die Brüder, die des Studiums halber sich in Wittenberg aufhielten, und für den ganzen Ordensdistrikt auferlegte, kam noch eine dritte Beschäftigung, in der seine Begabung zunächst zu ihrer reichsten Entfaltung kommen sollte. Es ist schon früher erwähnt worden, daß es zu seinen Obliegenheiten gehörte, bisweilen im Kloster zu predigen; es war auch vorgekommen, daß er den kränklichen Stadtpfarrer Simon Heinse aus Brück, den Bruder des nachmals als Kanzler berühmt gewordenen Dr. Gregorius Brück, in der Pfarrkirche vertrat; daraufhin — es wird noch im Laufe des Jahres 1515 gewesen — erhielt er, worauf er später großen Wert gelegt hat, vom Rate einen speziellen Auftrag zur stehenden Vertretung des, wie es scheint, zur Predigt gänzlich ungeeigneten Pfarrers. Mit dem denkbar größten Eifer widmete er sich dieser neuen Aufgabe. Und der Prediger Luther hat wohl anfangs mehr gewirkt als der Lehrer. So oft, so reichlich hatte die gute Stadt Wittenberg wohl noch niemals das Wort Gottes verkündigen gehört. Je weniger er selbst davon erfahren, um so

mehr scheint es ihn gedrängt zu haben, nun seinerseits seine ganze Kraft darauf zu verwenden. Er begnügte sich nicht mit der gewöhnlichen Sonn- und Feiertagspredigt, sondern hat nicht selten mehrfach an einem Tage die Kanzel bestiegen.

Zunächst schloß er sich an die hergebrachten Perikopen an, bald dienten sie ihm doch nur als Überleitung zu dem, was ihm fürs erste wichtiger erschien. Die allereinfachsten Heils- und Lebenswahrheiten wollte er ohne Zweifel seiner Gemeinde einprägen, wenn er dazu überging, in ausführlicher, zusammenhängender Darlegung über die zehn Gebote und, als er am Mathiastage, den 24. Februar 1517, damit fertig geworden, in der Fastenzeit über das Vaterunser zu predigen. Neben einigen anderen Predigten aus jener Zeit besitzen wir die über die zehn Gebote nur noch in der lateinischen Niederschrift, wie sie auch im Jahre 1518 im Druck erschienen, die über das Vaterunser in deutscher Sprache aber nur in Überarbeitungen, von denen die eine im Jahre 1518 von einem seiner Schüler, dem unter dem Namen Agricola bekannt gewordenen Johannes Schneider, zum Druck befördert wurde, während Luther selbst erst das Jahr darauf sie in neuer Gestalt herausgab.

Legt man den modernen Maßstab an, oder auch nur den seiner späteren Predigten, so könnte man bisweilen versucht sein, sie überhaupt nicht als Predigten, sondern mehr als Abhandlungen anzusehen. Luther steht nicht an, nicht nur vor seinen Ordensbrüdern, sondern auch vor der Gemeinde den Aristoteles oder die Aussprüche mittelalterlicher Autoritäten teils billigend teils ablehnend heranzuziehen; ja es kommt vor, daß er, um dogmatische Fragen, wie die von der Dreieinigkeit, zu erläutern, sich in weitläufige philosophische Erörterungen einläßt, denen kaum die Hälfte seiner Zuhörer zu folgen imstande gewesen sein dürfte. Auch darin folgt er der Sitte der Zeit, daß er es nicht unterlassen kann, Citate aus den Dichtern der Alten einzuflechten, wobei übrigens die Art, wie er sie einführt, deutlich erkennen läßt, daß sie sich ihm ungesucht ergeben, daß er aus dem Vollen schöpft und er sich mit seinen gelehrten Kenntnissen ebenso gut sehen lassen konnte als irgendein anderer. Die Behandlungsweise seines Stoffes ist im

ganzen noch die hergebrachte: in scholastischer Zergliederung, Über- und Unterordnung wird das Möglichste geleistet. Bedenkt man, daß Luther die mönchische Derbheit sein Leben lang nicht abgelegt hat, so wird es nicht wunder nehmen, daß es in jenen Jahren an kräftigen und sehr kräftigen Ausdrücken, die er in der lateinischen Niederschrift oft unübersetzt ließ, nicht fehlt, und die geheimsten Vorgänge menschlichen Lebens mit uns unglaublich erscheinender Anschaulichkeit besprochen werden. Und doch, sieht man näher zu, so erscheint das alles fast wie Beiwerk; je mehr und mehr überkommt den Leser das Gefühl, daß der Prediger, ihm selbst unbewußt, danach ringt, sich von den Fesseln mittelalterlicher Predigtform zu befreien, und daß der gärende Most über kurz oder lang die alten Schläuche zersprengen wird.

In einem der ältesten Predigtfragmente, jedenfalls dem ersten in deutscher Sprache, was wir von Luther besitzen, bestimmt er als das erste Ziel der Predigt: „Eines predige, nämlich die Wahrheit des Kreuzes! Das ist, daß es mit den Menschen nichts ist, und er also lerne an sich selbst verzagen, in Christum zu hoffen." Und in der That, dieser mystisch-paulinische Gedanke ist der Ziel- und Angelpunkt aller dieser Predigten, zu dem er seine Zuhörer oft freilich auf großen Umwegen immer wieder zurückführt. In dieser Absicht kommt es ihm vor allen Dingen darauf an, ein kräftiges Sündenbewußtsein bei seiner Gemeinde zu erwecken. Mit jener erstaunlichen Detailkenntnis, wie sie nur der Beichtstuhl zu geben vermag, werden bei der Besprechung jedes einzelnen Gebotes alle Möglichkeiten der Übertretung aufgezählt, der sündige Gedanke bis in die entlegensten Winkel des Herzens verfolgt, aber bei aller Kasuistik, die an die üblichen Beichtspiegel erinnert, doch immer in Zusammenhang mit der allgemeinen sittlichen Verderbtheit der menschlichen Natur gebracht. Und wie er die Sünde in allem auf die falsche, selbstische Stellung zu Gott zurückführt, so legt er auch bei der Frage nach Wesen und Wert der sogenannten guten Werke als alleinigen Maßstab die Gesinnung an, aus der sie entsprungen sind. Es giebt keine Werke, die an sich, um ihrer selbst willen, Gott wohlgefallen. Auch die in besonderer Weise als solche angesehen werden, wie Beten, Fasten, Wachen, so heißt es in einer

Predigt am Tage des Apostels Johannes vom Jahre 1515, können Sünden sein, wenn sie nicht in der Furcht des Herrn geschehen, in jener Furcht, die eine Frucht ist der Liebe, die Gott über alles liebt. Und alle Werke, die in dieser Furcht geschehen, gefallen Gott wohl und sind gut, gleichviel, welcher Art sie auch sein mögen, „auch das Werk eines Schneiders, eines Schusters, eines Bürgermeisters, ja einer jeglichen Kunst und jeglichen Amtes".

Vollkommen ist nur der, und der allein vermag Gottes Gebote zu erfüllen, so setzt er sogleich bei der Erklärung des ersten Gebotes aus einander, der an Christum glaubt und von dem Affekt zu allem andern entblößt ist. Wer wissen will, ob er von sich sagen kann, daß er das erste Gebot: „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir", erfüllt, der soll darauf achten, ob er der Welt so abgestorben ist, so sicher in Christo lebt, daß ihn der Reichtum nicht stolz macht, Armut nicht niederdrückt, Ehre nicht bläht, Schmach nicht zermürbt; daß er am Leben nicht hängt, vor dem Tode nicht zittert, Wohlleben ihn nicht glücklich, Leiden ihn nicht traurig macht, daß er nach beiden Seiten hin ganz unbewegt und ruhig ist, daß es, wie es auch immer kommen mag, ihm genug ist, Jesum Christum zu haben. Wer noch nicht so weit ist, der ist kein wahrer Verehrer Gottes. Freilich, zur Vollkommenheit in der Furcht Gottes und darum zur vollkommenen Erfüllung der Gebote kommt in diesem Leben niemand, aber er ist damit nicht entschuldigt, denn die Vollkommenheit bleibt uns als Ziel vorgesteckt. Aber der Unvollkommene ist damit nicht verdammt, wenn er nur mit Seufzen erkennt und bekennt, daß er das Ziel nicht erreicht hat, und sich täglich darum müht und demütig betet: „Vergieb uns unsere Schuld" und: „Ein reines Herz schaffe in mir, Gott." Dann rechnet ihm der Herr seine Sünde nicht an um seines Glaubens an Christum willen. Und diesen Glauben bestimmt Luther als einen solchen, der alles Vertrauen auf eigene Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend aufhebt und lehrt, daß, wenn Christus nicht für uns gestorben wäre und uns rettete, keine Kreatur uns helfen könnte, und die Seele so an allem verzweifelt, und Christus allein übrig bleibt, in welchem sie auf alles hofft und ihn deshalb über alles liebt.

So legt Luther zwar auf der einen Seite in der Art der Mystiker einen großen Wert auf das passive Verhalten des Christen, auf die Selbstentäußerung, auf das Dulden und Gelassensein, aber betont doch auch anderseits in ebenso entschiedener Weise das energische Ergreifen der in Christo gebotenen Gnade, die Pflicht, die Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, und das Glaubensleben durch Werke christlicher Liebe, die allen gleichmäßig obliegen, zu bethätigen. Die insonderheit als „gute" bezeichneten Werke verwirft er nicht, er weist sie den Anfängern zu, auch der Askese redet er noch das Wort, spricht ihr aber jede Verdienstlichkeit ab und warnt vor der Gefahr des Hochmuts, die damit nur zu leicht verbunden sei.

Und wie bei seinen Vorlesungen, so spricht er auch hier allenthalben aus seiner eigensten innersten Erfahrung heraus, beruft sich wohl auch ausdrücklich darauf; aber vor allen Dingen sucht er doch seine Sätze aus der Schrift zu bewähren, „die man in Furcht und Demut behandeln, mehr mit dem Eifer frommen Gebetes als mit der Schärfe des Verstandes durchdringen soll". Zu dieser Quelle will er seine Gemeinde leiten. Er erklärt sich hier schon gegen die allegorische Auslegung und will nur den eigentlichen Sinn gelten lassen, obwohl in Wirklichkeit die Heranziehung der einzelnen Schriftstellen noch eine sehr willkürliche ist.

Überraschend ist die Kühnheit und Offenheit, mit der er schon hier gegen die als Gefahr erkannten Schäden im Kirchentum und den Formen des religiösen Lebens zufelde zieht. Während sich in den Vorlesungen zwar auch schon scharfe, aber doch immer nur gelegentliche und vereinzelte Äußerungen darüber finden, so scheut sich Luther nicht, in den uns vorliegenden Predigten die fraglichen Dinge nach ganz bestimmten, übrigens noch keineswegs evangelischen Gesichtspunkten sehr ausführlich zu besprechen und das Für und Wider zu erörtern. Es tritt dabei eine eigentümliche Neigung zur Kritik zutage, die zwar oft wunderliche Blüten hervorbringt, deren Ernst aber doch erkennen läßt, wie große Wichtigkeit er der Sache beimißt.

Schon die Erklärung des ersten Gebotes giebt ihm Gelegenheit, sich über die Heiligenverehrung auszulassen. Da eifert er

vor allem dagegen, daß man direkt von den Heiligen, nicht etwa von ihrer Fürsprache Hilfe erbitte, daß man den einen nur um dies, den andern nur um jenes anrufe. Mit Entrüstung ruft er aus: „Wir Christen schämen uns nicht, die Geschäfte mit zeitlichen Dingen so auf die Heiligen zu verteilen, als wären sie jetzt zu Sklaven und Handlangern geworden, so daß beinahe jene vielköpfige Schlange des Aberglaubens wiedergekehrt ist, daß wir wiederum jenes Chaos von römischen Göttern und gewissermaßen das Pantheon von neuem aufgerichtet haben.“ Und woher wisse man denn, daß der heilige Sebastian und der heilige Rochus von der Pest befreien, der heilige Christophorus vor jähem Tode bewahre, die heilige Appollonia gegen Zahnschmerzen gute Dienste leiste u. dgl. m. Oft wisse nicht einmal die Legende etwas davon, und kühn genug glaubt Luther die Volksetymologie dafür verantwortlich machen zu müssen: den heiligen Rochus hat man wohl deshalb zum Helfer gegen Gottes Zorn gestempelt, weil sein Name an das deutsche Wort „Rache“ (gerochen) anklingt. Er möchte beinahe darauf schwören, daß der heilige Valentin nur dadurch dazu gekommen sei, gegen die Fallsucht angerufen zu werden, weil man seinen Namen mit „Fallen“ in Verbindung gebracht hat, und den heiligen Vincenz haben die abergläubischen Weiblein nur deshalb zum Helfer beim Auffinden verlorener Sachen erkoren, weil sein Name an „Finden“ erinnert.

So bespricht er eine ganze Reihe von Heiligen, deckt oft mit derbem Spott das Ungereimte und Lügnerische in den neu fabrizierten Heiligenlegenden auf und beklagt aufs tiefste das Aufkommen neuer Verehrungen und neuer Feste, welche die altbewährten und autorisierten verdrängen — „giebt es doch Leute, welche das Fest der Empfängnis Maria für das allererste halten wollen“ —; „ich hoffe“, setzt er ironisch hinzu, „daß man auch noch dem Abraham ein Fest feiern wird“. Die heilige Anna, deren Legende ihm sehr verdächtig ist, ist schon sehr in seiner Wertschätzung gesunken. Gerade sie, die beinahe über die heilige Jungfrau erhoben werde, dient ihm als Beispiel, um zu zeigen, wie die Habsucht die Triebfeder der neuen Verehrungen sei. Sie verspricht Reichtum, — da müssen die Feste aller anderen Heiligen verdunkelt

werden, besonders die der Apostel, „vielleicht deshalb, weil sie Armut gelehrt haben“.

Das hängt damit zusammen, daß Luther gar nicht daran zweifelt, daß Gott das von den Heiligen erbetene zeitliche Gut auch wirklich gewährt, denn gnädig und barmherzig, wie er ist, nimmt er sich auch der Schwachen an, die um das Bessere und Ewige zu bitten nicht verstehen. Man soll sie deshalb tragen, bis sie belehrt und zu besserem Verständnis gekommen sind, meint Luther. Das hindert ihn aber nicht, so deutlich als möglich gegen alle Verkehrtheiten Zeugnis abzulegen und den Verbreitern erdichteter Heiligengeschichten das achte Gebot entgegenzuhalten. Nur Authentisches soll gepredigt und vor allen Dingen das Evangelium getrieben werden, das ist wie in dem früher erwähnten Sermon für den Probst von Leitzkau seine Hauptforderung an eine künftige Reformation der Kirche. Dabei weist er doch den Vorwurf zurück, als wolle er die Heiligenverehrung ganz verwerfen oder gar den verhaßten Böhmen das Wort reden: man soll die Heiligen anrufen, nämlich zur Fürbitte, und soll sie verehren in Nachahmung ihres Beispiels und ihrer christlichen Tugenden.

In gleicher Weise wie gegen die Auswüchse des Heiligenkultus eifert er gegen das gottlose Treiben, welches sich in die Bruderschaften eingeschlichen hatte, gegen ihre üppigen Feste, wie gegen die Wallfahrtssucht; und, was später für ihn charakteristisch geworden ist, jene eigentümliche Verknüpfung christlicher und rein menschlich-praktischer Gesichtspunkte für die Beurteilung der Dinge läßt sich schon hier erkennen. Sein ganzes Wirken soll der Gemeinde dienen, der Gemeinde in jeder Beziehung. So sieht er denn in der Aufrichtung neuer Bruderschaften und neuer Feste, die bald in diesem, bald in jenem Kloster gefeiert würden, nur einen Beweis der Habsucht und Gewinnsucht der Priester, und den größten Nachdruck legt er darauf, daß durch die Teilnahme daran, wie durch das Wallen die Laien zur Vernachlässigung ihrer Gemeindepflichten und zur Geringschätzung dessen verführt würden, was ihnen in ihrer Parochialkirche geboten werde. Er kennt das Ansteckende einer Wallfahrtsbewegung und weiß davon zu erzählen, daß angeblich Weiber und Dienstleute plötzlich vom Geiste ergriffen und

davongelaufen sein, aber er verhält sich skeptisch dagegen. Der heilige Geist, meint er, ist es sicher nicht gewesen; der ist ein Geist der Ordnung und wenn er dem Weibe geboten hat, dem Manne unterthan zu sein, so widerruft er das Gebot nicht. Wenn jemandes Weib oder Knecht behaupte, von solchem Geiste ergriffen zu sein, „so höre meinen Rat, nimm einen Kreuzstock von Eichenholz und heilige ihren Rücken tapfer mit einigen Schlägen, und du wirst sehen, wie durch diesen Finger Gottes jener Dämon ausgetrieben werden wird.“ In der Erinnerung an die als geheiligt geltenden Wallfahrtsstätten von St. Peter, San Jago, Jerusalem und Trier geht er auch in diesem Punkte nicht so weit, ein allgemeines Verwerfungsurteil zu fällen: Man mag wallen, wenn man will; aber man soll wissen, daß man Gott mehr dienen würde, wenn man daheim seine Seligkeit schaffte und seinem Berufe lebte.

Übersieht man das Ganze, so ist kein Zweifel: wenn auch schon von anderen, wie z. B. von dem berühmten Straßburger Prediger Geiler von Kaisersberg, manches in ähnlicher Weise gegeißelt worden, — sowie hier unter steter Bezugnahme auf die Frage nach dem Glauben und das sittliche Unvermögen menschlichen Wesens waren diese Dinge vor der Gemeinde noch nicht erörtert worden. Es war nicht eben schwer, manche Häresie darin zu finden: sicher lag darin ein Angriff auf die ganze volkstümliche Gestaltung des damaligen Lebens, wie es sich doch unter den Augen der kirchlichen Oberen, zum Teil sogar unter direkter Billigung derselben herausgebildet hatte. An einem andern Orte, wo hervorragendere Kirchenmänner von kurialistischer Färbung, oder auch nur Dominikaner ihm gegenübergestanden, wäre es wohl jetzt schon zu Kämpfen gekommen. Hier in Wittenberg war niemand, der sich eine Censur über ihn anmaßte. Freilich kamen ihm auch mißbilligende Äußerungen zu Ohren. Man war seine harte Rede, die keinen Stand scheute, nicht gewohnt. Man spottete, er habe einen zu gelben Schnabel, um alte Schälke fromm zu machen. Die Studenten nahmen es ihm übel, daß er ihren anstößigen Verkehr mit den Bürgertöchtern rügte. Aber, wie wir schon hörten, mußte er sich auch dagegen verteidigen, daß er mit den Böhmen sympathisiere, daß er gute Werke und Heiligenverehrung ganz abthun wolle und

daß er den Schwachen Ärgernis gebe. Und wenn er es auch vermeiden wollte, das letztere war wohl nicht ganz unrichtig. Wie die Verhältnisse lagen, mußte sich der Gemeinde eine gewisse Unruhe bemächtigen. Wogegen er ankämpfte: das Vertrauen auf eigenes Verdienst, gegen Abgötterei im Heiligenkultus, und alles was damit zusammenhing, war doch gerade das, worin die kirchliche Frömmigkeit ihr Höchstes zu sehen sich gewöhnt hatte. Es war natürlich, daß man mehr darauf achtete, was er verwarf, als was er stehen ließ. Nicht alle verstanden die feinen Unterschiede und empfanden nur, daß das, was ihnen heilig und wertvoll, es jetzt nicht mehr sein sollte, — das alles, während er selbst nur die eigenste Meinung der Kirche zu vertreten glaubte, und sich ausgesprochenermaßen die größte Mühe gab, die Schwachen zu schonen. Denn keineswegs hatte er etwa die Absicht, durch seine Predigten selbst reformierend aufzutreten; er hatte keinen andern Zweck, als seine Gemeinde zu erbauen und zu Christi zu führen. Aus diesem Bestreben erwuchs auch seine erste selbständige Schrift, die im Frühjahr 1517 erschien: „Auslegung der sieben Bußpsalmen", zugleich der erste Anfang seiner Bibelübersetzung. In noch ziemlich ungelenker Sprache, aber in einfach schlichten Worten giebt er eine praktische Erklärung jener Psalmen, die überall darauf ausgeht, die Erkenntnis der Sünde und der Gnade Gottes zu fördern, so daß er am Schluß bemerkt, daß jemand fragen könne, warum er denn immer nur davon rede; ob er denn nicht mehr, als auf einer Seite leiern könnte. Für die Gemeinde schien ihm das genug, und nur für sie, für „seine rohen Sachsen", nicht für die Gelehrten, wollte er das Schriftchen geschrieben haben, an dem er selbst seine Freude hatte.

Wollte er so immer der religiösen Förderung der Gemeinde dienen, ohne Bewußtsein davon, wie sehr er sich von der herrschenden Richtung entfernte und durch seine lediglich von seelsorgerischem Interesse hervorgerufene Bekämpfung von Mißbräuchen die Stützen des Volksglaubens lockerte, so verfolgte er auf dem Gebiete der Theologie und des theologischen Studiums mit bewußter Absichtlichkeit einen vollständigen Bruch mit allen bisherigen Überlieferungen. Hier galt es nicht, die Schwachen zu schonen, sondern

rücksichtslos Zuständen ein Ende zu machen, die er als ein Verderben für Kirche und Gemeinde erkannt hatte, denn auch diese Bestrebungen sollten schließlich der Gemeinde zugute kommen.

Zu sehr hatte er an sich selbst erfahren, wie ein nach der Gerechtigkeit ringendes Gemüt durch die scholastische Theologie immer tiefer in Zweifel und Hoffnungslosigkeit geführt werden konnte, als daß er ihr noch irgendwelchen Wert beizumessen vermochte. Wir hörten, wie er sogleich bei Beginn seiner akademisch-theologischen Thätigkeit einen andern Weg einschlug und nur über biblische Bücher las: je mehr er selbst sich darein vertiefte, um so mehr erstarkte in ihm die Überzeugung, daß alle wahrhaft theologische Erkenntnis, die ihm zugleich die religiöse ist, nur aus dem Studium der heiligen Schrift erwachsen könne, weil diese allein zu Christo, dem Sünderheiland leite, während alles Philosophieren über theologische Dinge immer von ihm ablenke. In der Person des Aristoteles verkörpert sich ihm diese falsche Theologie. Er ist es, gegen den er seinen ersten Kampf führt, und zwar mit einer Erbitterung, die bisweilen seltsam absticht von der glaubensgewissen, leidensfrohen Gottergebenheit, die seine Briefe gleichzeitig atmen. Sie ist begreiflich, wenn man erwägt, daß sein Kampf gegen die Scholastik eben nicht nur ein Kampf gegen eine abgelebte, verknöcherte Methode, sondern, mehr oder minder bewußt, ein religiöser gegen eine durch diese Methode gestützte und genährte Welt- und Gottesanschauung ist, zu der sein mühsam errungenes Glaubensbewußtsein sich im schärfsten Gegensatz befand. Darum will er dem Aristoteles so viel Feinde als möglich erwecken; eine Zeit lang denkt er auch daran, ihm durch einen Kommentar zu seiner Physik die „griechische Larve" abzureißen, mit der er die Kirche betrogen. Er erklärt es für einen Teil des ihm auferlegten Kreuzes, mit ansehen zu müssen, daß die besten Köpfe unter seinen Ordensgenossen an diesem „Unflat" ihre Kraft vergeuden, und empfindet es besonders schmerzlich, daß seine beiden alten Lehrer Trutvetter und Usingen davon nicht lassen wollen. Auf jede mögliche Weise kämpft er gegen diese „verlorenen Studien" des Aristoteles, des Porphyrius und der Sentenzen des Lombarden, und nicht am wenigsten durch Thesen, über die er seine Schüler nach akademischer Sitte disputieren ließ.

Mehrere solcher Thesenreihen sind uns noch erhalten. Sie zeugen in jedem Satze von der jugendlich-frischen Kampfeslust des Verfassers. Man könnte den Gegensatz gegen die bisherige Behandlung theologischer Fragen nicht schärfer fassen, und den Zusammenhang einer falschen Methode mit falschen Resultaten nicht rücksichtsloser aussprechen, als dies hier geschieht. So ließ er u. a. am 4. September 1517 einen seiner Schüler unter einer Fülle von paradoxen Sätzen auch solche verteidigen: „Es ist ein Irrtum, zu sagen, ohne Aristoteles wird man kein Theologe; vielmehr wird niemand ein Theologe, der es nicht ohne Aristoteles wird: der ganze Aristoteles verhält sich zur Theologie wie Finsternis zum Licht. Seine Ethik ist die schlimmste Feindin der Gnade.“ Und zu welchen theologischen Resultaten man ohne Aristoteles, gestützt auf Augustin und Paulus, kommt, zeigen die positiven Sätze, in denen u. a. das gänzliche Unvermögen des Menschen, an seiner Bekehrung mitzuwirken, gelehrt und dadurch die gesamte mittelalterliche Gnadenlehre verworfen wird. Man muß sich vergegenwärtigen, welche Bedeutung die scholastischen Autoritäten, die hier unter Nennung ihrer Namen zurückgewiesen wurden, dermalen noch auf allen Universitäten besaßen, um Luthers Kühnheit zu würdigen. Er war sich dessen durchaus bewußt, daß sie vielen Anstoß erregen würden, und war gespannt darauf, was man auswärts dazu sagen werde, und er hatte Sorge dafür getragen, daß seine Sätze bekannt wurden, bereit, sie auch anderwärts, z. B. in Erfurt, öffentlich zu verteidigen, damit man nicht glaube, daß er solche Dinge nur im Winkel von Wittenberg zu flüstern wage.

Es war begreiflich, daß die einheimischen Kollegen, ein Karlstadt und Petrus Lupinus, die sich auf ihre Meisterschaft in der Scholastik nicht wenig zugute thaten, von der neuen Lehrweise nicht eben sehr erbaut, sondern anfangs ihre heftigsten Widersacher waren. Besonderen Anstoß nahmen sie daran, daß Luther — es war im Jahre 1516 — von einer dem Augustin zugeschriebenen Schrift „von wahrer und falscher Buße“, auf die sie sich ihm gegenüber berufen mochten, behauptete, und zwar mit Recht, daß sie ihm untergeschoben sei. Indessen gelang es ihm, indem er sie auf den echten Augustin verwies, dessen Lehre er allein zu vertreten ver-

meinte, sie von der Rechtgläubigkeit seiner Aufstellungen zu überzeugen. Dem Amsdorf schickte er einen auf eigene Kosten gekauften Augustin ins Haus. Er war nach kurzer Zeit sein eifrigster Anhänger und empfand die neue augustinisch-paulinische Theologie als eine Befreiung. Und auch Karlstadt, der eifrige Thomist, war bald gewonnen und stürzte sich mit Hast in die bisher fast gänzlich vernachlässigten biblischen Studien. Rasch, vordringend wie er war, dabei nicht unbeeinflußt von der Aussicht auf den Erfolg, war er bald bereit, den jüngeren Kollegen in kühnen Sätzen zu überbieten. In diesem Sinne ließ er im Frühjahr 1517 eine Reihe Thesen ausgehen, die Luther als gut paulinisch und augustinisch rühmte, und wenige Wochen später, am 18. Mai 1517, meldet Luther an Lang in Erfurt: „Unsere Theologie und St. Augustin schreiten glücklich vorwärts und herrschen mit Gottes Hilfe auf unserer Universität. Aristoteles steigt allmählich herab und neigt sich beinah zum Falle, der ein ewiger sein wird. Wunderbar überdrüssig ist man der Vorlesungen über die Sentenzen. Keiner kann auf Zuhörer hoffen, wenn er nicht diese Theologie, d. h. die Bibel oder St. Augustin, oder einen andern Lehrer kirchlicher Autorität vortragen will.“

Es konnte nicht fehlen, daß man auch außerhalb Wittenbergs aufmerksam wurde. Am kurfürstlichen Hofe war es besonders Georg Spalatin, seit 1513 Hofkaplan und kurfürstlicher Geheimschreiber, der von Luther berichtete. Während seines Wittenberger Aufenthalts, wo er von 1511 an als Mentor der jungen Herzöge von Braunschweig deren Studien leitete, war dieser liebenswürdige, überaus bescheidene, für alles empfängliche Gelehrte, der in engster Verbindung mit dem Erfurter Kreise stand, mit Luther näher bekannt geworden. Bald verband sie die innigste Freundschaft, von der Luthers zahlreiche Briefe ein beredtes Zeugnis ablegen. Schon jetzt waren es seine tiefinnersten Gedanken, die Luther dem Freunde mitteilte, der in ihm bald den untrüglichen Gewissensrat verehrte. Hin und wieder nahm Luther auch schon Gelegenheit, das abergläubische Treiben am Hofe in seinen Briefen zu rügen, und wünschte solche Äußerungen auch vor den Fürsten gebracht zu sehen. Zunächst erfuhr Friedrich der Weise wohl nur von dem wach-

senden Ruhm der Hochschule und ihres hervorragenden Lehrers, den er seine Gunst wissen ließ, die er durch kleine Verehrungen bezeugte.

Daß Luthers Erfurter Lehrer an seinem Auftreten Anstoß nahmen, ist schon erwähnt. Um so freudigere Zustimmung kam aus dem Süden, zumal aus Nürnberg, wo man durch den häufigen Aufenthalt des Staupitz es längst wußte, daß Luther die Briefe des „Mannes von Tarsus“ mit wunderbarem Talent kommentiere, und wo der frühere Wittenberger Professor Christoph Scheurl sich beeilte, die Vorzüge der Wittenberger Theologen seinem weiten Freundeskreise ins rechte Licht zu stellen. Nach seinen Briefen zu urteilen, waren die Namen Luthers, Karlstadts und Amsdorfs in aller Munde. „Ich bin überzeugt“, schreibt er nach Empfang jener oben erwähnten Sätze Luthers, „daß eine große Änderung der theologischen Studien eintreten wird, so daß jemand ein christlicher Theologe ohne Aristoteles und Plato werden kann.“ Hiernach sah er in der ganzen Angelegenheit nur eine Frage nach der Methode, wenn er auch einmal und wie ich glaube zuerst Luthers und wohl auch des Staupitz Bestrebungen als eine Wiederherstellung „der Theologie Christi“ bezeichnet. Übrigens war es diesem rasch auflodernden, leicht erregbaren, keineswegs tiefen Manne, der sich für des Staupitz paulinisch-mystische Theologie erwärmt hatte, doch schon fraglich, ob es wohl auch erlaubt sein würde, ohne Aristoteles Theologe zu sein.

Luther selbst hatte, obwohl er auf litterarische Fehden gefaßt war und sie nicht ungern gesehen hätte, sich diese Frage wohl noch nicht vorgelegt. Aber in der That, hierauf kam es an. Würde es möglich sein, die neuen Gedanken Luthers — und es handelte sich doch wirklich schon um mehr als um eine bloße Methode — nur auf dem Wege des Unterrichts und des gelehrten Gedankenaustausches zu verbreiten, oder gar zur allgemeinen Geltung zu bringen?

Wir wissen, wie viel davon schon bis zur Gemeinde gedrungen war. Die Menge, die das eine oder das andere Wort aufgreift, pflegt die Folgerungen rascher zu ziehen als der vorsichtig überlegende Gelehrte. Und was ließen sich schon für Folgerungen machen! Zu einer andern Zeit hätte vielleicht dieselbe Anschauung

nur zu einer Vertiefung des religiösen Interesses in dem kleinen Kreise geführt, für den sie zunächst bestimmt. Jetzt unter den obwaltenden Verhältnissen, bei der Gesamtstimmung der Nation, dem regen litterarischen Verkehr, den Gegensätzen, welche die letzten Jahrzehnte gezeitigt hatten, war eine Verwickelung früher oder später zu erwarten.

Man muß sich diese Verhältnisse vergegenwärtigen.

Zweites Buch:

Der Beginn des reformatorischen Kampfes bis zur Entscheidung in Worms.

1. Kapitel.

Zustände in Kirche und Gesellschaft um 1517. Das Laterankonzil. Der Humanismus.

In politischer und sozialer Beziehung hatten sich die Verhältnisse in deutschen Landen seit Beginn des Jahrhunderts wenig geändert. Allerdings Kaiser Maximilian war immer populärer geworden. Es schien auch zuzeiten, als ob seine Gedanken zu Thaten werden könnten. Nach dem bayerischen Erbfolgekrieg (1503), der ihm von neuem den Ruhm persönlicher Tapferkeit eingetragen, stand er mächtiger und angesehener da als je. Mehr als einmal erwachten seitdem die früheren Pläne auf Zurückführung der alten deutschen Macht und Herrlichkeit, mit denen der gemeine Mann sogleich die Hoffnung auf eine bessere Zukunft verband; mehr als einmal war wieder die Rede von Bestrebungen, eine einheitliche Verfassung des Reiches, ein geordnetes Rechts- und Steuerwesen einzuführen. Zu einer wirklichen That kam es niemals. Ebenso schnell wie sie auftauchten, verschwanden die neuen Entwürfe: zu verschiedenartig waren und blieben die Interessen des Kaisers und der sich immermehr verselbständigenden Stände, als daß ein rückhaltloses Zusammenwirken möglich gewesen wäre.

Wer dachte noch daran, für die gemeine Sache Opfer zu bringen! Und wenn man sich einmal aufraffte, wie auf dem Tage zu Köln 1512, um dem Kaiser in seinen Nöten, die er so trefflich als die des Reiches hinzustellen verstand, mit einer Steuerbewilligung zuhilfe zu kommen, sorgte jeder Stand vor allem dafür, die Last auf den andern, schließlich auf den gemeinen Mann

zu wälzen. Und wie zwischen Kaiser und Reichsständen, lagen die Verhältnisse zwischen den Fürsten und ihren Landständen, in den Städten zwischen den regierenden Geschlechtern und den Zünften. Gerade im zweiten Jahrzehnt kam es zu blutigen Kämpfen in verschiedenen Gemeinwesen. Überall ein Kampf aller gegen alle, nirgends ein friedliches, ruhiges Gedeihen.

Verstanden es auch die Kaufleute, dank ihres Zusammenhaltens und ihrer Monopolwirtschaft, Reichtümer auf Reichtümer zu häufen und den sie beunruhigenden Raubadel oft mit blutigen Köpfen heimzuschicken, so war doch der allgemeine Wohlstand aus den früher angegebenen Ursachen, infolge der immer anwachsenden Anforderungen der großen und kleinen Herren, wie durch den Luxus, der von den großen Handelsstädten aus sich allenthalben verbreitete, in starkem Rückgang begriffen. Überall klagte man über die drückende Steuerlast, selbst unter der Regierung eines Friedrich des Weisen in Wittenberg, wo Luther einmal solche Klagen in der Predigt erwähnt und dabei auf den herrschenden Luxus hinweist. Auf dem einen oder anderen Reichstag erhoben sich wohl auch Stimmen, die eine Erleichterung der Lage des „armen Mannes“ wünschten: man legte ihre Vorschläge zu den übrigen. Es begreift sich, daß der hoffnungslose Kampf ums Dasein den Armen und Notleidenden von Zeit zu Zeit die Waffen in die Hand drückte. Zuletzt war es im Jahre 1514 unter dem Namen des „armen Kunzen“ in Württemberg zu einem blutigen Aufstand gekommen. Es war nicht schwer gewesen, ihn zu unterdrücken; aber die sozialen Zustände, die ihn hervorgerufen, dauerten fort, ebenso die oft wie früher mit religiösen Träumereien verquickten Hoffnungen der Armen auf ein bald hereinbrechendes Zeitalter der Freiheit, das eine vollständige Umkehr aller Verhältnisse herbeiführen würde.

Unterdessen feierte die Kirche oder richtiger das Papsttum seine größten Triumphe. Die vielen Anklagen und Beschwerden, die im Laufe der letzten Jahrzehnte gegen dasselbe laut geworden waren, die Ruchlosigkeiten und Gewaltakte der letzten Päpste hatten ihm die Herzen der Gläubigen nicht zu entfremden vermocht. Auf den kriegerischen Julius II., aus dem Hause der Rovere, war

im Jahre 1513 Leo X. aus dem Hause Medici gefolgt. Es wird Verleumdung sein, wenn man ihm nachsagt, daß er gelegentlich von der „Fabel von Christo“ gesprochen; doch scheint es sicher, daß er eine innere Beziehung zum Christentum außer der, daß die Christenheit in ihm den obersten Priester der Kirche verehrte, niemals gehabt hat. Er war durch und durch Epikuräer, obwohl in höherem Sinne als dies bei seinen Vorgängern der Fall gewesen. Auch seine Beförderung der Kunst, um deren willen ihn die Künstler und Poeten priesen, entsprang der Genußsucht, die nicht selten unter dem Scheine des Kunstsinnes, mit dem er sich umgab, grell genug hervorleuchtete. Auf Jagden und bei lärmenden Festlichkeiten, von denen sein Palast wiederhallte, mit Behagen dem Witz und den schamlosen Possen seiner Umgebung lauschend, wußte dieser Nachfolger Petri sein Leben zu genießen, soweit es körperliches Leiden ihm gestattete. Seine Verschwendung kannte keine Grenzen, und das Krämerblut der Mediciäer offenbarte sich in der Gewandtheit, immer neue Hilfsquellen zu erschließen und der devoten Christenheit um ihrer Seligkeit willen neue Steuern abzupressen.

Dieser Papst hatte sich verpflichtet, eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern vorzunehmen. Dazu sollte auch das Konzil dienen, welches noch Julius II. im Jahre 1512 im Lateran zusammenberufen hatte. Nicht aus eigener Initiative hatte er sich dazu entschlossen, sondern im Gegensatz zu der vom Kaiser nach Pisa berufenen Synode, die mit geistlichen Waffen die politische Gegnerschaft des Papstes treffen sollte, zu welchem Ende man wieder einmal die Beschwerden der deutschen Nation hervorgesucht und ein Reformationsprogramm zunächst zum Schutz gegen die finanziellen Übergriffe Roms aufgestellt hatte. Der Versuch, auf diesem Wege dem Papsttum beizukommen, war kläglich genug verlaufen. Wie gewöhnlich standen die hochfliegenden, nicht selten phantastischen Pläne Maximilians, der bisweilen daran dachte, sich selbst die dreifache Krone aufzusetzen, in keinem Verhältnis zu den Mitteln, über die er verfügte. Nicht einmal die deutschen Lande standen auf seiner Seite. Die Synode war kaum eröffnet, als ihn auch schon das Interesse daran verließ, und es kostete dem

Papste nicht allzu viel, das Conciliabulum auseinanderzutreiben, das drohende Schisma zu beseitigen. Teils mit Waffengewalt, teils mit den Mitteln seiner gewundenen Politik gelang es ihm auch, seine übrigen Gegner, einen nach dem andern, zu beugen oder für sich zu gewinnen. Der Besitz des Kirchenstaates ward gesichert, seine Grenzen schützten die Besitzungen der päpstlichen Nepoten; die Stadt hatte Frieden, man konnte Leo den Glücklichen nennen. Und wie der große Innocenz, seines Namens der III., der dreihundert Jahre früher die letzte Lateransynode zusammenberufen hatte, nahm auch er das Recht für sich in Anspruch, Reiche und Länder zu vergeben, auch solche, die noch jenseits des Ozeans entdeckt werden könnten.

Das Konzil, welches fünf Jahre lang, von 1512—1517, tagte und fast nur von italienischen Prälaten besucht war, schien nur den Zweck zu haben, den Glanz und das Ansehen des Papsttums zu erhöhen. Zwar hatte sogleich bei der Eröffnung der sittenstrenge Augustinergeneral Ägidius von Viterbo in einer gewaltigen Bußpredigt das allgemeine Verderben der Kirche gegeißelt und eine durchgreifende Reformation gefordert; aber als man anfing, sich damit ernstlich zu beschäftigen, fand sich, daß von den einzelnen Körperschaften, Kardinälen, Bischöfen, Mönchen, zwar jede die andere zu reformieren ernstlich gewillt war, aber von der eigenen Reformation wenig hören wollte. Schließlich kam es doch zu einigen allgemeinen Dekreten, welche größtenteils ältere Kirchengesetze erneuerten, nur wirklich geistliche, gebildete und fromme Männer zu geistlichen Ämtern zu wählen geboten, häufige Diöcesansynoden abgehalten und eine größere Ordnung in der kirchlichen Jurisdiktion eingeführt wissen wollten. Auch sonst wurden mehrere Beschlüsse gefaßt, die, häufig ausgesprochenen Wünschen entsprechend, geeignet gewesen wären, manchem äußeren Schaden des Kirchenwesens abzuhelfen, hätte man den festen Willen dazu und die nötige Selbstverleugnung gehabt.

Das Verderben im Papsttum selbst blieb dabei unberührt. Wohl niemals hatte ein Konzil den Papst so hoch erhoben, als dieses: Man konnte es als eine Antwort auf die auch den päpstlichen Stuhl treffende Rede jenes Ägidius ansehen, wenn der Do-

minikaner Thomas Vio von Gaeta, der unter dem Namen Cajetan bekannte spätere Kardinal, einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, sogleich in der zweiten Sitzung unter der Zustimmung der Versammlung die Erhabenheit des Papstes über das Konzil und seine Unfehlbarkeit entwickelte, ja, die Kirche als die geborene Magd des Papsttums bezeichnete. Da war es nur folgerichtig, wenn ein anderer Prälat sich nicht entblödete, den Papst den zweiten Gott auf Erden zu nennen, und die Synode zur Befestigung der kirchlichen Einigkeit die berüchtigte Bulle Bonifazius' VIII. (Unam sanctam), wonach man, um selig zu werden, dem Papst unterworfen sein muß, aufs feierlichste erneuerte.

Das war jedoch noch nicht die größte Ungeheuerlichkeit, mit der dieses letzte mittelalterliche Konzil, welches man, wenn auch nicht ohne Widerspruch, zum allgemeinen gestempelt hat, die Christenheit beschenkte. Nachdem die Kirche in mehr als tausendjährigem Kampfe ihren Christenglauben dogmatisch fixiert hatte, hielt man es jetzt, wohl dem Heidentum der italienischen Humanisten gegenüber, für geboten — die Unsterblichkeit der Seele als Glaubenssatz zu proklamieren.

Diese Erkenntnis war also das Schlußresultat der kirchlichen Entwickelung von 1500 Jahren.

Man muß sich wundern, daß das Gebaren dieses Konzils und der Kurie nicht mehr Widerspruch hervorrief. Zwar protestierte die Pariser Universität gegen die Aufhebung der sogen. pragmatischen Sanktion von Bourges, durch welche die Freiheiten der französischen Kirchen zugunsten des königlichen Absolutismus und der römischen Allgewalt vernichtet wurden; aber in der zeitgenössischen Litteratur und in den Briefen findet das Konzil merkwürdig wenig Beachtung. Allem Anscheine nach ist nur ein Beschluß, allerdings der, an dessen Durchführung der Kurie ohne Zweifel am meisten lag, damals in weiteren Kreisen bekannt geworden, das Ausschreiben eines neuen Zehnten zu einem Türkenkriege. Daß hierzu keine große Geneigtheit da sein würde, war nach früheren Vorgängen vorauszusehen. Das bedeutete doch nichts weniger, als einen Protest gegen die kirchliche Herrschaft. Man hat immer über die Schatzungen Roms gegrollt und sie seine Priester bisweilen entgelten lassen; um

so williger nahm man seine Segnungen an. Es ist möglich, daß hier und da auf geheimen Wegen vereinzelte Sendlinge der Husiten oder Waldenser antikirchliche Gedanken verbreiteten; wenn es der Fall war, so sind ihre Erfolge erst später hervorgetreten. Sicher durfte Deutschland für die treueste Tochter Roms gelten, sein Volk für eins der frömmsten auf Erden. Alle die Verhältnisse, wie sie früher geschildert, dauerten noch fort. Je größer das Unbehagen über die öffentlichen Zustände, um so mehr klammerte man sich an die Kirche; noch immer drängte man sich zu den Altären, war das kirchliche Interesse in stetem Wachsen begriffen; noch immer erhoben sich neue Klöster, wurden neue Bruderschaften gegründet, rang man mit Furcht und Zittern nach der Seligkeit, hastete man von einer Andacht zur andern, um immer neue Garantieen des Heils zu erlangen: da war nichts, was auf einen Umschwung deutete, außer der inneren verzehrenden Unruhe, die all diesem Treiben zugrunde lag.

Allerdings auch an Spöttern fehlte es nicht, und seit Beginn des Jahrhunderts bahnte sich in der gelehrten Litteratur, die beim Geschmacke der Zeit je mehr und mehr zur Tageslitteratur wurde, ein Umschwung an, der nach und nach die Menge der Gebildeten und derer, die es sein wollten, zu ergreifen drohte. In dem Maße, als der sogen. Humanismus sich verbreitete, die Beschäftigung mit der Litteratur der Alten zur Modesache wurde, war derselbe ein anderer geworden. Die Anhänger desselben in Deutschland, ein Agricola, ein Langen, Dalberg, Wimpfeling und ihre ersten Schüler, die den Ruf der gelehrten Schulen am Rhein und im südlichen Deutschland begründet, hatten im besten Einvernehmen mit den Vertretern der Scholastik gelebt, wie sie die treusten Söhne der Kirche waren. Ihr zu dienen, auch mit ihrer neu erworbenen Sprachkunde, war ihr eifrigstes Bestreben. Auch die jüngeren Humanisten, Konrad Celtes, Bebel, Eobanus Hesse, waren, wie schon früher bemerkt, anfangs kirchlich genug, sogar die neuen Heiligen zu feiern, aber in den letzten fünfzehn Jahren vor dem Auftreten Luthers beginnen dieselben Tendenzen wirksam zu werden,

die dem italienischen Humanismus schon mehrere Menschenalter früher ein fast heidnisches Gepräge gaben.

Der immer reger werdende Verkehr mit Italien, wovon man nicht nur die alten Klassiker, sondern auch die Anschauungen der Italiener mit herüberbrachte, gab den ersten Anlaß dazu. Zumal in dem Erfurter Kreise, der in dem gefeierten Mutian von Gotha den weisesten aller Weisen sah, begann das Interesse an dem Inhalt der alten Litteratur bald das an der schönen Form zu überragen. Allmählich wurde auch hier, ohne daß man sich dessen recht bewußt wurde, die Lebensweisheit der Alten die Grundlage einer sich immer mehr von dem Christentum lösenden Weltanschauung. Es machte sich fast von selbst, daß an die Stelle der Heiligen die Götter Griechenlands traten, ihre lichten und genußfreudigen Gestalten zu Vorbildern einer Lebensführung wurden, wie sie der Neigung des jungen übermütigen Poetengeschlechtes entsprach, das sich darin gefiel, sich zeitweilig über die wohlehrbare steifleinene Bürgertugend hinwegzusetzen. Man bewegt sich noch in kirchlichen Formen und denkt nicht daran, dagegen Opposition zu machen, wenn man sie auch im vertrauten Kreise belächelt, hin und wieder wohl auch verspottet; aber man fühlt sich wie die Weisen und die Wissenden gegenüber einer befangenen Menge, und mit der Lust an den eigenen Versen, in denen man sich gegenseitig verherrlicht, wächst die Abneigung gegen die scholastische Form der Wissenschaft, obwohl bis ins zweite Jahrzehnt noch ein leidliches Einvernehmen besteht, und die Scholastiker, wie schon erwähnt, es nicht verschmähen, ihre Werke durch die Verse der neuen Poeten den Lesern anpreisen zu lassen.

Erst eine neuere Strömung, wie sie durch Erasmus hervorgerufen wurde, und der Streit um die Ehre Reuchlins offenbarte den ganzen inneren Gegensatz zu dem alten System.

Längst galt Erasmus von Rotterdam als Führer und Haupt der Humanisten, auch bei denen, deren Dichten und Trachten eine ganz andere Richtung einschlug. In ihm schien sich alles zusammenzufassen, was das Zeitalter an wissenschaftlichem Interesse und in kritischer Beziehung bewegte.

Seine Eigenart beruht nicht zum wenigsten auf den Eindrücken

seiner Jugendzeit. Sie war keine glückliche gewesen. Der uneheliche Sohn eines Mannes, der fürs Kloster bestimmt war, war er selbst im Kloster aufgewachsen, und noch ehe er wußte, was er that, hatte er sich dazu bewegen lassen, die Gelübde abzulegen. Sie waren ihm eine drückende Last und haben ihm seine Jugend, ja sein ganzes Leben verkümmert. Noch später, als jene Verhältnisse längst hinter ihm lagen, bricht der Groll darüber gelegentlich hervor. Damals ergriff ihn die Liebe zur Unabhängigkeit, der Haß gegen allen Zwang, die Verachtung gegenüber dem Schmutz, der Habsucht und der dummdreisten Aufgeblasenheit der Mönche und ihrem geistlosen Formelkram. Dieser zarten, feinen, äußerst empfindlichen, leicht verletzlichen Gelehrtennatur war nichts mehr zuwider als alles Rohe, Gemeine. Fast allenthalben ist sein Gegensatz gegen das Hergebrachte oder gegen Personen auf ein ästhetisches Ungenügen und Antipathieen zurückzuführen.

Es gelang ihm, sich mit Hilfe wohlwollender Gönner von den ihn beengenden Fesseln frei zu machen. Fortan lebte er nur der Beschäftigung mit der Wissenschaft, gab die alten Autoren heraus, kommentierte sie und entzückte alle Welt durch die Zierlichkeit seines Stils und die Feinheit seiner Formen. Wesentlich ihm muß es zugeschrieben werden, wenn man je mehr und mehr anfing, in gebildeten Kreisen auf die lebenden Sprachen mit Verachtung herabzusehen und nur noch die lateinische gelten zu lassen.

Man kann seine Schriften nicht lesen, ohne immer von neuem dieses seltene Talent zu bewundern und über die Fülle seines umfangreichen Wissens zu staunen, noch mehr über das Geschick, dasselbe in immer neuen Wendungen an den Mann zu bringen; er ist selten originell, aber immer geistvoll, glänzend, und versteht es, den Leser glauben zu machen, daß er nur den kleinsten Teil dessen erfährt, worüber der Schriftsteller zu verfügen hat.

Was ihn zunächst auszeichnete vor der Menge der Poeten und ihm in der Geschichte der Wissenschaft eine epochemachende Stellung eingeräumt hat, war der Umstand, daß er wohl der erste war, jedenfalls der erste, der mit Erfolg aus der Beschäftigung mit den Alten allgemeine Grundsätze ableitete, die auf nichts Geringeres als eine vollständige Änderung der herrschenden Methode

auf allen Gebieten der Wissenschaft abzielten. Schon die erste Begegnung mit der Scholastik hatte in ihm Widerwillen erregt. Es war nicht so sehr ihr Inhalt als ihre Form, ihre Sprache, die Unfruchtbarkeit und die Geschmacklosigkeit ihres Verfahrens. Dazu kam, daß er nicht die leiseste Neigung für irgendwelche Systematik hatte, in Adnotationen, Scholien, Aperçus würden wir heute sagen, in denen er seinen Witz sprühen ließ und mit Sarkasmen um sich warf, gab er am liebsten seine Belehrung. Für die trockene Beweisführung der Scholastik, für ihr kühnes Beginnen, den Gedanken bis in seine letzten Konsequenzen zu verfolgen, hatte er nur Spott und Geringschätzung. Mit Entschiedenheit forderte er das gänzliche Verlassen dieser Bahnen und das Zurückgehen auf die Alten.

Auch für die Theologie. In dieser Hinsicht waren seine Beziehungen zu englischen Gelehrten, wie Colet, von größter Bedeubedeutung gewesen: nicht nur, daß dadurch das Studium des Griechischen in den Vordergrund trat, sondern auch des Neuen Testaments, worüber Colet schon seit 1495, nicht ohne Bekämpfung der herrschenden Lehrweise, an der Universität Oxford erklärende Vorträge hielt. Seitdem war auch für Erasmus die Bibel und die alten Väter das Höhere gegenüber den modernen Autoritäten, und im Jahre 1505 sprach er in der Vorrede zu einem Werke des italienischen Humanisten Laurentius Valla den folgenschweren Satz aus, daß die Theologie auf den Grundtext der Schrift zurückgehen müsse und diese allein nach den Regeln der Grammatik ausgelegt werden dürfe.

Aber schon drei Jahre früher war er selbst reformatorisch aufgetreten. Damals, im Jahre 1502, erschien zum erstenmal sein „Handbuch eines christlichen Streiters", worin er in elegantester Sprache der gebildeten Welt ein Andachtsbuch lieferte, das von allem abwich, was man bisher in dieser Beziehung kannte. Es sollte, dies war des Verfassers ausgesprochene Absicht, „dem Irrtum derer entgegenwirken, welche die Frömmigkeit in Zeremonieen und in die Beobachtung äußerlicher Dinge setzen und daher ihr wahres Wesen vernachlässigen". Thatsächlich war es eine an feinen Beobachtungen reiche, ziemlich rationalisierende Tugendlehre, die ob-

wohl biblisch verbrämt, doch ebenso viel aus Plato und Sokrates als aus der heiligen Schrift geschöpft ist und mit den wichtigsten Lehren der Kirche nur sehr geringe Fühlung hat. Vielleicht war es gerade das Neue, der Versuch einer Versöhnung der modernen humanistischen Anschauung mit dem Christentum, auch das Nüchtern-Verständige gegenüber den Überschwenglichkeiten franziskanischer Andachtsübung, die ihm Eingang, ja großen Beifall verschaffte. Nicht wenige mochten über der ernsten Tugendforderung und dem warmen Ton, in dem das Buch gehalten war, die aufklärerischen Neigungen und die schon zutage tretende Kritik kirchlicher Einrichtungen noch übersehen.

Schon stärker traten sie hervor in einem seiner berühmtesten Werke, dem „Lob der Narrheit", durch welches er der gelesenste und gepriesenste Autor der gebildeten Welt wurde. Wie wenige verstand er sein Publikum, wußte er, was es bedurfte und liebte. Diese prickelnde Darstellung, diese geschickte Mischung von Humor, schneidendem Witz, sittlichem Ernst und gelegentlicher Frivolität, entsprach dem in der Bildung begriffenen neuen Geschmack. Die darin niedergelegten Gedanken waren nicht neu, wohl aber ihre Zusammenfassung, ihre Gruppierung, und kaum irgendeiner hatte mit solcher Entschiedenheit, Schärfe und Rückhaltlosigkeit die Schäden der Zeit auf allen Gebieten des Lebens und der Kirche zu geißeln gewagt, als Erasmus. In gleicher Weise traf sein Spott die schmutzige Kutte des Mönches, wie die glänzende Krone des Papstes. Aber es war doch nicht Spott allein. Die Absicht, positiv zu wirken, eine Besserung der Zustände, zumal in sittlicher und kirchlicher Beziehung, hervorzurufen, war nicht zu verkennen. So fand jeder etwas in seinen Schriften, die Gelehrten, die spottlustige Jugend wie die Frommen, die sich nach einer Reformation der Kirche sehnten. Das war um so eher möglich, als er, vorsichtig wie er war, die Schärfe einer Äußerung sogleich durch eine andere abschwächte, ein Verfahren, das die wahre Ansicht des Schriftstellers nur die Wissenden erkennen ließ. So hat er es immer gehalten.

Er war es auch, der nach dem Vorgange des schon genannten Valla dem griechischen Texte des Neuen Testaments ein erneutes

Interesse zuwandte. Er hat den unvergänglichen Ruhm, die erste Ausgabe desselben besorgt zu haben. Im Februar 1516 erschien sie zu Basel bei Froben, dem gelehrten Buchdrucker, aus dessen Offizin auch die meisten seiner Kirchenväter-Editionen hervorgingen. Überlegt man, daß man bisher auf die lateinische Übersetzung angewiesen war, so begreift sich, daß dies ein Ereignis von fundamentalster Bedeutung war. Sogleich zur ersten Auflage hatte er einzelne Anmerkungen geliefert, umfangreichere ließ er folgen. Da ist kein Zweifel, durch Erasmus wurden der Theologie neue Bahnen erschlossen.

Der Erfolg seiner Schriftstellerei war ein ganz außerordentlicher. Das kleine schwächliche Männchen, der echte Typus eines Stubengelehrten, der in steter Sorge um seine Gesundheit war, fing an die Geister zu beherrschen. Von allen Seiten ehrte man ihn. Nicht wenigen galt er als der Herold einer neuen Zeit. Seine Anklagen gegen das Verderben in der Kirche, gegen den Aberglauben, die Mönche und ihre Fabeln fanden die lebhafteste Zustimmung und drangen in immer weitere Kreise. Und eben dies, seine Reformationsforderungen waren es, die der Mehrzahl seiner Leser das Wesentliche bei ihm schien, und wie er keinen Stand schonte, so forderte er auch in der That überall Umkehr; das meiste, was Luther später an äußerem Verderben und Mißbräuchen in der Kirche zu rügen hatte, hatte auch Erasmus schon gerügt. Auch auf die Schrift berief er sich, aber doch keineswegs so, daß sie nun den Maßstab kirchlicher Einrichtungen und kirchlicher Lehren abgeben sollte; aber es gewährte ihm ein gewisses Behagen, hin und wieder den Widerspruch kirchlichen Handelns mit den Vorschriften der Schrift aufzudecken. Von der kirchlichen Lehre hielt er nicht viel, feste Normen waren ihm allenthalben zuwider. Es ist nicht schwer eine Unzahl von Stellen nachzuweisen, in denen er vom kirchlichen Dogma abwich, aber er nahm es übel, wenn jemand dies bemerkte. Sein Leben lang hat er seine Unterwürfigkeit unter die Kirche betont, somit blieb er ein guter Katholik. Von ihr allein erwartete er eine Reformation, oder er meinte, daß sie mit der Pflege der Wissenschaften von selbst entstehen würde, nämlich eine Reinigung der Kirche vom Aberglauben, Ausmerzung alles

Anstößigen, eine Zurückführung auf einfachere Formen und auf eine moralische Tugendlehre, eine Kirche und eine Welt, in der die schöne Humanität und bürgerliche Wohlehrbarkeit, ohne alles theologische Gezänke, es dem Weisen und Gelehrten ermögliche, in geachteter Stellung und entsprechender Belohnung seinen Neigungen zu leben.

Man kann nicht sagen, daß dies das Reformationsideal der großen Menge gewesen wäre; dafür trat es aber auch bei Erasmus selten klar zutage. Seine schillernde Ausdrucksweise ließ immer allerhand Deutungen zu. Aber was jedermann daraus zu lesen vermochte, war, daß er wie kein anderer, die Mißstände aufdeckte und dem unsittlichen Treiben der Pfaffen und Mönche zuleibe ging, und das gefiel. Und so galt der geistreiche Publizist, der gelehrte Humanist, der gegen die scholastischen Zänkereien das einfache Wort der Schrift ausspielte — so faßte man die Sache auf —, alsbald als das Haupt aller derer, die eine Reformation der Kirche ersehnten.

Es fehlte natürlich nicht an Widerspruch. Die Anklagen gegen die Scholastik und ihre Hauptvertreter, die Mönche, waren zu schneidig, um nicht erwidert zu werden. Schon früh hatte sich Erasmus gegen den Vorwurf zu verteidigen, daß er die Lehren der Kirche verletze, — Grund genug für die kleinen Geister, die sich ihm anschlossen, die sich in seinem Ruhme sonnten und um eine Zeile von ihm geizten, in den Gegnern nur Dumme und Ungebildete zu verspotten, wie ihren Meister zum Himmel zu erheben. Und immer enger schloß man sich aneinander, je mehr die Gegensätze zutage traten. Der Einfluß der Mönche war immer noch groß genug. Jakob Wimpheling hatte sich kaum vor ihrem Zorn schützen können, als er 1508 zu bestreiten gewagt hatte, daß Augustin Mönch gewesen.

In der Sache des Johann Reuchlin zeigte sich, wie groß die Kluft schon geworden war.

Unter den älteren Vertretern des Humanismus war niemand, von dem man mit größerer Ehrfurcht sprach, als der schwäbische Gelehrte Reuchlin. Zu ihm blickte auch Erasmus hinauf. Hatte er doch in rastlosem Fleiß, der sich niemals genug thun konnte,

nicht nur das Studium der lateinischen und griechischen Sprache gefördert, sondern sogar die Pflege des Hebräischen in den Kreis der Wissenschaften hineingezogen. Damit hatte er sich unsterblichen Ruhm erworben. Durch seine Arbeiten war das Studium der hebräischen Sprache in Deutschland erst möglich geworden. Aber gerade dies brachte den überaus friedliebenden Mann in eine Fehde, welche die ganze gebildete Welt in Mitleidenschaft versetzte.

Ein früherer Jude Johann Pfefferkorn hatte sich, im Eifer eines Neubekehrten, durch allerlei Intriguen ein Edikt der Kaisers zu verschaffen gewußt, welches die Bücher der Juden, die angeblich mit den gräulichsten Schmähungen gegen Christus und seine Kirche erfüllt seien, einzuziehen und zu vernichten befahl. Ehe es zur Ausführung kommen konnte, hielt man doch für ratsam, noch einige Gutachten einzuholen. Die Universitäten, die sich darüber äußerten, erklärten sich dafür. Da war es Reuchlin, der, ebenfalls um seine Meinung angegangen, durch sein entgegenstehendes Urteil die Würde der deutschen Wissenschaft wahrte und den Untergang der hebräischen Litteratur verhinderte. Dies war Anlaß genug für den in seinem Eifer gehemmten Pfefferkorn, in jenem seinen Todfeind und den Gegner der guten Sache zu sehen.

Nicht lange darauf, es war im Jahre 1511, ließ er ein Pamphlet mit dem Titel „Handspiegel“ erscheinen, in dem er es wagte, dem angesehenen Manne Bestechung durch die Juden vorzuwerfen. Reuchlin antwortete mit der Entrüstung eines in seiner persönlichen und wissenschaftlichen Ehre gekränkten Gelehrten. Aber Pfefferkorn hatte mächtige Gönner, vor allem die Kölner Dominikaner, die gleich zu Anfang sich am entschiedensten gegen die Judenbücher ausgesprochen. Nun traten sie für ihren Gesinnungsgenossen ein. Anfangs noch vorsichtig, später, als Reuchlin sich einschüchtern ließ, immer offener, beschuldigten sie den Gelehrten der Begünstigung des jüdischen Unglaubens. Das war um so bedenklicher, als der Dekan der theologischen Fakultät kein anderer war, als der Dominikaner und Ketzermeister Jakob Hoogstraten. Er trat mit der Prätension auf, daß die Sache vor sein Forum gehöre. Scharfe Schriften flogen herüber und hinüber. Reuchlin mußte sich in der That vor einem Ketzergericht stellen, das im Oktober 1513 zu Mainz zusammen-

trat, und nur durch das Eingreifen des dortigen Erzbischofs Uriel, der seine Appellation an den Papst als zu Recht bestehend anerkannte, wurde er vor einer schnellen Verurteilung bewahrt.

Indessen war die Sache längst zur öffentlichen Angelegenheit geworden. Der Angriff der Kölner auf den allverehrten Mann erregte einen wahren Sturm unter den jungen Poeten. Man wußte längst, daß die Kölner Dominikaner, die eifrigsten Verfechter des Alten, sich mit Erfolg dem Aufkommen des Humanismus an jener Universität entgegengesetzt. Nun war es sonnenklar, was sie wollten, nun konnte jedermann erfahren, wohin die Beschränktheit, der Hochmut und die Unwissenheit jener Gesellen führte. Die Verachtung, die man dem Einzelnen gegenüber hegte, wurde sogleich auf den ganzen Stand der Mönche übertragen, wie sich in Reuchlin jeder beleidigt fühlte, der nur irgendwie mit der alten Litteratur oder den Versen der neuen Poeten Bekanntschaft gemacht hatte. Nur dieses Streites schien es bedurft zu haben, um die Neuerer zur enggeschlossenen Partei zu machen, die in leidenschaftlicher Fehdelust mit Wort und Schrift für Reuchlin, und damit für die gute Sache eintrat, alle Gegner der öffentlichen Verachtung preisgab. Wer nicht auf ihrer Seite stand, galt als Verächter der Wissenschaft und Sophist, überhaupt als verächtlich und als Barbar. Zu dieser Frage mußte jeder Gebildete Stellung nehmen. Und sie wurde mit einem Eifer diskutiert, als ob die ganze Welt davon abhinge. Der Kampf wurde zum eigentlichen Lebenselement der Humanisten. Mit jedem Tage wuchs das „Heer der Reuchlinisten“, das nicht müde ward, die Gegnerschaft und ihre Gefahr ins Ungeheuere aufzubauschen und seinen eigenen Preis zu singen. Eine Sammlung von „Briefen berühmter Männer“ an Reuchlin hatte der Welt gezeigt, welchen Ansehens sich der gekränkte Mann bei den besten Männern der Nation erfreute. Die „Briefe der Dunkelmänner“ mit ihrer Fülle von Unwissenheit, Dummheit und Schmutz bilden das Gegenstück dazu. Sie waren fingiert, aber ihr Inhalt war echt, von packender Wahrheit. Selten hat eine Satire schärfer getroffen, vernichtender gewirkt als diese. Es war natürlich, daß der Ausgangspunkt der Sache, die Frage von den Judenbüchern immermehr zurück-

trat. In den Gegnern Reuchlins, dessen Streit schließlich nach Jahren zu ungunsten der Dominikaner auslief, bekämpfte man bald alles, als dessen Vertreter sie mit größerem oder geringerem Recht galten, das Unwesen der römischen Kurie, die unverschämte Sittenlosigkeit der Geistlichkeit, die Lächerlichkeit ihrer Theologie und mancherlei kirchliche Einrichtungen. Theologische Diskussionen, die man früher unbeachtet gelassen hatte, wurden jetzt interessant, sofern sie neuen Anlaß zur Verspottung der Gegner geben konnten, oder gar etwa einen Theologen erkennen ließen, der es mit den Reuchlinisten hielt. Jetzt wurde jedes Wort aufgegriffen, auf das Für oder Wider untersucht. Ohne Zweifel trat das religiöse und theologische Interesse auch litterarisch in den Vordergrund, bei den einen aus eitel Abneigung gegen das Theologengezänk und seine Verfechter, bei den andern, um sich der Neulinge zu erwehren und sie mit der Macht der Kirche zu vernichten, während die große Menge der Frommen, unbeirrt davon, zwar auch von einer Reformation der Kirche träumt, die eine Besserung der kirchlichen Zustände heraufführen soll, aber mit wachsendem Bedürfnis die Gnadengaben der Kirche ergreift.

Unter diesen Verhältnissen begreift es sich, wie eine simple Schulfrage nach dem Wert der Ablässe, freilich eine Sache, die alle interessierte, Geistliche wie Laien und — das darf man nicht vergessen — die doch auch den Geldbeutel anging, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, schließlich die ganze Welt erschüttern konnte.

2. Kapitel.

Der Ablaßstreit.

Nicht weniges war es, in dem sich die Tendenzen des Erasmus und Luthers berührten. Gegen Aristoteles und die ganze scholastische Methode kämpfte dieser wie jener; beide legten hohen Wert auf die Schrift und setzten sie der Autorität der Doktoren entgegen, und, was am meisten in die Augen springt, in den meisten Reformationsforderungen trafen sie zusammen; indessen ist von einem Einfluß des Erasmus auf Luther nichts zu verspüren. Wir sahen, wie der letztere auf ganz anderem Wege zu seinen Anschauungen gekommen; auch scheint er die Schriften des Erasmus ziemlich spät in die Hand bekommen zu haben. Seine Beziehungen zu dem Kreise der Erfurter Humanisten waren nur vorübergehend gewesen. Etwas näher trat er denselben während seines zweiten Erfurter Aufenthalts, aber ihn beschäftigten andere Gedanken, andere Bücher. Zwar blieb er mit dem, was in der Welt der Gebildeten vorging, nicht unbekannt. Sein Freund Joh. Lang hielt ihn auf dem Laufenden, vor allem aber Georg Spalatin, der nicht nur zum Mutianischen Kreise gehörte, sondern allenthalben mit den Humanisten, selbst mit Reuchlin, die regsten Beziehungen unterhielt. Auch Luther mußte zu der Frage Stellung nehmen, die die Welt bewegte. Da zögerte er denn, auf eine Anfrage Spalatins hin, keinen Augenblick, rückhaltslos das unkluge und unchristliche, ketzerische Treiben zu verurteilen; aber es ist bezeichnend, was ihn am meisten dabei berührte, nämlich, daß jene sich mit solchen Dingen zu schaffen machten, während sich doch „hundertmal schlimmere Dinge auf allen

Gassen Jerusalems fänden und alles von geistlichen Götzen voll sei". „Haben denn die unglücklichen Kölner nicht innerhalb der Kirche schlimmere und gar sehr beunruhigendere Dinge, woran sie ihre Weisheit, ihren Eifer und ihre Liebe üben können?" Dabei vermochte er doch die Kampfesweise der Humanisten gar nicht zu billigen. Die „Dunkelmännerbriefe" fanden trotz ihres Witzes nicht seinen Beifall, weil sie ihm allzu viel Schmähung enthielten. Auch war ihm das ganze Gebaren der Humanisten im innersten Grunde unsympathisch, zumal ihre Art, mit jedermann kurzer Hand Freundschaft zu schließen und solche zu vermitteln, die nicht selten nur zu gegenseitiger Selbstberäucherung führe, während eine wirklich dauernde Freundschaft auf Geringschätzung des eigenen Ichs beruhen müsse. Er schätzte jene Männer, soweit sie das Studium der Alten betonten und gegen die herrschende Lehrweise Front machten; aber für ihre Schwärmereien hatte er bei aller Hochachtung vor der alten Litteratur kein Verständnis. Das Bewußtsein, mit ihnen vieles gemein zu haben, scheint er in jener Zeit in keiner Weise gehabt zu haben. Engere Beziehungen zu ihnen knüpfte er nicht an, auch wenn sie sich ihm darboten. Als er zum Behufe der Klostervisitation im Mai 1516 in Gotha war, sagte er, auf den Wunsch des Lang, dem Mutian brieflich einige Artigkeiten, aber er besuchte ihn nicht, und des inneren Gegensatzes zu Erasmus wurde er sich auffallend früh bewußt. Sogleich die erste Äußerung Luthers über ihn, die uns erhalten ist, ist eine abweisende. Seine Adnotationen zum Neuen Testament interessierten ihn lebhaft, aber schon im Oktober 1516 erklärte er dem Spalatin sein Mißfallen über des Erasmus' Auffassung des Römerbriefs. Gerade diejenigen Gedanken paulinischer Lehre, in denen sein Glaubensleben wurzelte, die Fragen von der Gerechtigkeit und der Wirksamkeit der göttlichen Gnade, traten hier gänzlich zurück, weil, wie Luther richtig bemerkte, Erasmus größeren Wert lege auf Hieronymus, als auf Augustin. Feinfühlig erkannte er auch sofort den andern großen Unterschied, der eben durch jenen bedingt war, die humanistische Überschätzung bürgerlicher Tugendübung, zumal bei den Alten, während er allein den Glauben als Maßstab für die sittliche Beurteilung gelten lassen will. Was immer außerhalb

des Glaubens geschieht, erklärt er, auch die Thaten eines Fabricius und Regulus und der vor Menschen tadellosesten Männer schmecken nach der Gerechtigkeit, wie Vogelbeeren nach einem Feigenbaum. „Nicht wenn wir Gerechtes thun, werden wir gerecht, sondern wenn wir gerecht sind, thun wir Gerechtes." Obwohl er sich entschuldigt, daß er es wage einen Erasmus zu kritisieren, was er doch nur um der Theologie und des Heiles der Brüder willen thue, wünscht er doch sein Urteil demselben mitgeteilt zu sehen.

Und je mehr er sich in ihn vertiefte, um so weniger fühlte er sich von ihm befriedigt. Sechs Monate später, am 1. März 1517, schreibt er an Lang, daß seine Neigung zu Erasmus täglich abnehme. Er lobt seinen Widerspruch gegen die Mißbräuche in der Kirche und im Klerus; „aber", setzt er hinzu, „ich fürchte, daß er Christum und die Gnade Gottes nicht genug hervorhebt, — das Menschliche steht bei ihm höher als das Göttliche. — Nicht deshalb ist jemand schon in Wahrheit weise, weil er griechisch und hebräisch versteht. — Anders lautet das Urteil dessen, der der menschlichen Freiheit etwas zuerkennt, anders dessen, der nichts kennt außer der Gnade."

In diesen Sätzen liegt in der That der ganze Gegensatz zwischen beiden Männern beschlossen. Er ist immer derselbe geblieben. Innerlich hatten sie sehr wenig gemein, und wo sie in ihren Reformationsforderungen zusammentrafen, da waren es Dinge, die wenigstens für Luther fast nur nebensächlich waren, oder doch nur ihren Wert erhielten durch ihren Zusammenhang mit den grundlegenden Fragen vom Heil.

Und während Erasmus nur für die Gelehrten schrieb, eine Verbreitung seiner nur für die Wissenden bestimmten Ideeen ängstlich zu verhüten suchte, war es bei Luther jetzt wie später das Heil der Gemeinde, um dessentwillen er seine Stimme erhob.

So schon bei der Frage, die seinen Namen zuerst in die Öffentlichkeit brachte, bei der Frage vom Ablaß.

Sie hängt zusammen mit der römischen Lehre vom Bußsakrament. Wer reuig gebeichtet — das ist etwa die allgemeine Anschauung am Ende des Mittelalters —, empfängt durch die Absolution des Priesters Vergebung der Sünde, doch nicht so, daß

er nun von aller Schuld und Strafe frei und ledig sei, sondern nur die ewigen Strafen sind ihm erlassen, dagegen lasten auf ihm noch die zeitlichen Strafen in unbekannter Größe und Schwere. Diese hat er selbst abzubüßen nach der Auflage des Priesters durch das Werk der Genugthuung, entweder hier auf Erden oder, wenn ihm dieses nicht gelingt, dermaleinst im Fegefeuer. Aber die Kirche hat auch hier die Macht, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Schon früh hatte sie eine Umwandlung schwerer, lang andauernder Bußübungen, wie sie die alte Kirche forderte, in leichtere und kürzere gestattet, die dann aber eine mehr kirchliche Form annehmen, oder spezifisch kirchlichen Zwecken zugute kommen sollten. Sie hatte also einen Nachlaß von der alten Strenge, einen Ablaß gewährt. Unter dem Einfluß des germanischen Rechts, das so viele Vergehen durch Geld wieder gut zu machen gestattet, kam später der Brauch auf, an Stelle der kirchlichen Leistungen einfach Geld für kirchliche Zwecke zu nehmen, und im Laufe der Zeit, bei der wachsenden Habsucht der Päpste und ihrer Organe, wurde dieses abgekürzte Verfahren immer gebräuchlicher, was sicher auch im Sinne der großen Menge war. Daneben gewährte, wie bekannt, zu allen Zeiten die Teilnahme an besonderen kirchlichen Unternehmungen, wie Kreuzzügen, oder an Wallfahrten, der Besuch von besonders begnadigten Stätten, Kirchen und Kapellen u. s. w. reichlichen Ablaß.

Und es fehlte der Praxis nicht an der dogmatischen Begründung. Seit dem 13. Jahrhundert wußte man, daß die Kirche über einen großen Schatz von Verdiensten verfüge. Christus hat ja viel mehr gethan, als zur Versöhnung der Menschheit nötig war, dazu kommen die überschüssigen Verdienste der Heiligen. Sie können nicht verloren sein, sondern bilden mit dem Verdienste Christi zusammen den überreichen, nie versiegenden Schatz göttlicher Gnaden, den die Kirche durch den Papst verwaltet, und aus dessen Fülle sie dem Mangel der Einzelnen in helfender Liebe entgegenkommt, bis ins Fegefeuer hinein.

Die Form, in der man Ablaß erteilte, war eine mannigfache, das Gewöhnliche, ihn nach Tagen, Wochen, Monaten, Jahren zu berechnen. Wenn jemand sieben Jahre Ablaß erhält, so will das

sagen, es werden ihm diejenigen Sündenstrafen erlassen, zu deren Abbüßung er entweder hier oder in jenem Leben sieben Jahre brauchen würde. Wie groß in jedem einzelnen Falle die nötige Bußleistung ist, das weiß niemand, auch der Priester nicht, ebenso wenig, wann man wirklich genug gethan oder genug Ablaß erworben.

Kann dies als die allgemeine Anschauung hingestellt werden, so gingen doch die Ansichten der Theologen über diese von der römischen Kirche bis heutigen Tages niemals definierte Lehre vielfach auseinander, besonders soweit es sich um die Ausdehnung des Ablasses auch auf die Abgeschiedenen handelte. Während zwar kaum in kirchlichen Kreisen ein Zweifel darüber herrschte, daß der Ablaß auch den armen Seelen im Fegefeuer wirklich zugute komme, so wurde doch darüber in den Schulen gestritten, ob der Papst kraft seiner ihm in Petro verliehenen Gewalt (via iurisdictionis) auch im Fegefeuer Ablaß erteile, oder nur vermöge einer fürbittenden Intercession (per suffragium), das heißt, der im Namen der Kirche vorgebrachten Bitte, daß der Herr den Abgeschiedenen Ablaß zuwenden möge. Offenbar war die ersterwähnte Auffassung mehr im Sinne der herrschenden Anschauung von der päpstlichen Allgewalt, die Mehrzahl der Theologen entschied sich doch für die zweite, weil sie mehr im Interesse der kirchlichen Praxis war. Denn die Neigung, Ablaß für die Verstorbenen, deren Bedürftigkeit feststand, zu erwerben, mußte wachsen, je weniger man sicher wußte, ob und wie viel in jedem einzelnen Falle es Gott gefallen würde, den Seelen davon zuzuwenden.

Auch sonst gab es der offenen und zwiespältigen Fragen genug, so über die Bedingungen vonseiten der Ablaß Empfangenden. Allerdings hat die Kirche offiziell, so weit er sich auf Lebende bezog, den Ablaß immer nur denen zuerkannt, die unter wahrhaftiger Zerknirschung des Herzens, in vollkommener Reue gebeichtet hatten. Aber der Begriff dieser vollkommenen Reue war ein vielfach umstrittener. Es gab Autoritäten, welche der Meinung waren, man könne „jene wahrhafte innerliche Reue um Gotteswillen", d. h. nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Liebe zu Gott, die doch die Voraussetzung des Bußsakramentes ist,

schon vermittelst desselben erlangen. Und nur in den seltensten Fällen wurde bei dem Verkauf von Ablaßzetteln, die diesen oder jenen Ablaß garantierten, danach gefragt, ob der Erwerber wirklich in wahrhaftiger Reue gebeichtet. Und wer konnte es wissen? Wer verstand im Volke etwas von den feinen Unterschieden von Sündenschuld und Sündenstrafe? Sicherlich lag es damals ebenso wenig wie heute im Interesse der Ablaßhändler, diese Gedanken besonders zu betonen. Zudem waren die fraglichen Ausdrücke in den Ablaßbullen für den, der nicht die ganze römische Terminologie bis ins einzelnste kennt, leicht mißverständlich. Und wenn die Sache so stand, daß nur derjenige der endlichen Seligkeit durch Befreiung aus dem Fegefeuer teilhaftig werden konnte, der entweder selbst genug gethan oder genügenden Ablaß erhielt, so lag es nahe, daß die Gläubigen meinten, durch den Ablaß geradezu die ewige Seligkeit für sich und ihre Toten zu erwerben.

Mancher ernste Kirchenmann hatte dagegen warnend seine Stimme erhoben, nicht selten war auch die Ablaßwirtschaft als eine Brandschatzung der Länder empfunden worden und waren harte Reden gegen die Päpste laut geworden; aber das religiöse Bedürfnis war doch zu groß, als daß der Ablaß nicht trotzdem in hohen Ehren gestanden hätte. Von jeher hatte sich das deutsche Volk bereit gezeigt, in dieser Form ungezählte Summen an die Päpste zu verlieren. Das neue Jahrhundert, das mit dem Jubiläumsablaß begonnen, hatte sich schon verschiedener großer Ablässe zu erfreuen gehabt — in einzelnen Gegenden Deutschlands hatte die Ablaßpredigt eigentlich niemals aufgehört —; aber auch der neueste Ablaß, mit dem erst vor kurzem Leo X. die Christenheit beschenkt, fand dankbare Aufnahme.

Nach päpstlicher Angabe war der unmittelbare kirchliche Zweck desselben, mit den Spenden der Gläubigen den Neubau der Peterskirche in Rom zu fördern. Danach fragte man nicht viel, wußte man doch längst, daß die Ablaßgelder in den seltensten Fällen dazu verwendet wurden, wozu sie gesammelt. Aber was that's? Angesehene Autoritäten, wie der Augustiner Joh. Paltz, warnten davor, sich durch den Einwand irre machen zu lassen, daß das Ablaßgeld eine schlechte Verwendung fände. Falle es doch niemand

ein zu fragen, was mit dem Gelde gemacht würde, wofür er Waren gekauft habe. Da sei die Hauptsache, daß man die Ware habe. Das war gewiß richtig.

Die Vertreibung des in Rede stehenden Ablasses hatte für einen großen Teil Deutschlands kein Geringerer übernommen, als der erste Fürst des Reiches, der Erzbischof und Kurfürst von Mainz, Albrecht von Brandenburg. Er war der Bruder des Markgrafen Joachim. Erst 1490 geboren, hatte er noch in jungen Jahren die einträglichsten und höchsten kirchlichen Würden erhalten. Kaum 18 Jahre alt, war er Domherr, 1513 Erzbischof von Magdeburg, und noch in demselben Jahre wurde er auch Administrator von Halberstadt. Nicht seine Heiligkeit oder seine geistlichen Neigungen, von denen man wenig Rühmliches zu erzählen wußte, hatten ihn so gefördert, sondern lediglich die Macht und Politik seines Hauses, die es auch zuwege brachte, daß der vierundzwanzigjährige Mann, der kaum ein Jahr früher seine erste Messe gelesen, den Stuhl des Primas von Deutschland in Mainz bestieg. Seinen Wählern hatte er sich auch dadurch empfohlen, daß er die Kosten für das vom Papst zu erteilende Pallium, das Abzeichen seiner bischöflichen Würde, selbst zu bezahlen versprochen. Dieselben waren so hoch — mindestens 20000 Goldgulden —, daß auch ein Mann von weniger Schulden und geringerer Prachtliebe als Albrecht sie kaum aus den laufenden Einnahmen hätte bezahlen können. Einstweilen hatten ihm die Fugger in Augsburg die Summe von 30000 Gulden vorgeschossen: die sollte nun, das schien beiden Teilen das Sicherste, der Ablaßhandel wieder einbringen. Unter dem 1. August 1514 hatte der Erzbischof an den Papst die Bitte gestellt, ihm den Vertrieb des Ablasses für seine weiten Kirchenprovinzen auf acht Jahre zu überlassen. Am 15. April 1515 wurde ihm das gewährt unter den von ihm selbst vorgeschlagenen Bedingungen, daß zunächst 10000 Gulden an die päpstliche Kanzlei gezahlt würden, der Ablaß bis zum 1. August verkündigt werden und alljährlich die Hälfte der Einkünfte nach Rom fließen sollte. Aber erst nach und nach kam die Sache in Gang, weil es anfangs noch an der ausdrücklichen päpstlichen Zusicherung fehlte, daß die andere Hälfte dem Erzbischof selbst zukäme.

Des kürzeren Verfahrens halber hatte dieser übrigens das Abkommen getroffen, daß Kommissare des Fuggerschen Hauses seine Quote sogleich in Empfang nehmen sollten. Man machte daraus keinen Hehl, wenn es auch längst nicht allen, z. B. auch Luther erst viel später, bekannt wurde.

Unter den Unterkommissaren zur Vertreibung des Ablasses war keiner, der mit größerem Geschick arbeitete, als der Dominikanermönch Joh. Tetzel aus Leipzig. Von seinem Lebenswandel erzählte man sich die schlimmsten Dinge, und es scheint festzustehen, daß er nur mit Mühe auf Fürbitten Friedrichs des Weisen einmal der Strafe des Ersäufens entgangen war, die ihn um Ehebruchs willen treffen sollte. Indessen empfahl ihn die langjährige Übung in der Ablaßpredigt und die hervorragende Rührigkeit, mit der er die römischen Gnaden anzupreisen verstand. Dieselben waren nach den erzbischöflichen Erklärungen reich genug. Man sprach da u. a. von vollkommener Vergebung aller Sünden, Wiedererlangung der göttlichen Gnade u. s. w. Mochte nun allerdings, wie früher bemerkt, damit gemeint sein, daß die eigentliche Vergebung der Sünde durch das unter aufrichtiger Reue und Buße empfangene Bußsakrament erlangt werde, der Ablaß selbst sich nur auf die Sündenstrafen beziehen sollte, so war dies doch nirgends offen ausgesprochen oder für den gemeinen Mann erkennbar.

Und ohne daß eine reuige Gesinnung vorausgesetzt ward, wurde durch diesen außerordentlichen Ablaß — er entsprach dem, was man sonst Jubiläumsablaß nennt —, neben anderem das in hoher Schätzung stehende Recht gewährt, sich einen passenden Beichtvater zu wählen, der auch bei Vergehungen lossprechen konnte, deren Absolution sonst den Bischöfen und Päpsten reserviert war. Ebenso erhielt man, ohne daß eine vorherige Beichte erfordert ward, nur auf Grund einer Geldzahlung die Teilnahme an allen geistigen Gütern der allgemeinen Kirche, ihren Gebeten, Messen u. s. w. zugesichert, also, da es sich im Meßopfer doch um die Wiederholung des Opfers Christi am Kreuze handelte, sogar an dem Verdienste Christi. Endlich konnten diese Gnaden auch den armen Seelen im Fegefeuer zugewendet werden.

Der vom Papste ausgesprochene Wunsch, die Gnadengaben des

Ablasses „aufs kräftigste verkündigen zu lassen", wurde von Tetzel mit großem Eifer befolgt. Nach älteren Vorbildern hatte er zu diesem Zwecke Musterpredigten drucken lassen, worin er, in wunderlichem Gemisch, aber nicht ohne Geschick, Wahres und Falsches untereinandermengend, den Ablaß anzupreisen anleitet. Es kommen darin Stellen vor, in denen er auf Christi Verdienst allein zu verweisen scheint: „In Sünde hat uns unsere Mutter empfangen, wehe, die Stricke der Sünde umgeben uns, und es ist schwer und gewissermaßen unmöglich, zum Hafen des Heils zu kommen, ohne göttliche Hilfe, denn nicht aus Werken der Gerechtigkeit, welche wir gethan haben, sondern durch seine heilige Barmherzigkeit macht er uns selig; deshalb muß man den Harnisch Gottes anziehen." Aber die so nötige göttliche Hilfe erlangt man eben durch die Ablaßbriefe, denn Tetzel fährt fort: „Ergreift die sicheren Geleitsbriefe von dem Statthalter unseres Herrn Jesu Christi; die Leute sollen wissen, daß darin alle Verdienste Christi ausgedrückt seien. — — Wer nach Rom oder anderen gefährlichen Orten reisen will, der schickt sein Geld in die Bank und giebt 5 oder 6 oder 10 Prozent, um zu Rom oder anderswo sein Geld wieder zu haben. Und ihr wollt diese Briefe nicht für einen Viertelsgulden nehmen, durch deren Kraft Ihr nicht Geld, sondern die göttliche und unsterbliche Seele sicher und ungefährdet in die Heimat des Paradieses führen könnt." Mit eindringlicher Beredsamkeit verstand er es auch, das Wehklagen der im Fegefeuer Schmachtenden zu schildern, deren Kinder oder Verwandte sie mit einer Kleinigkeit befreien könnten.

Und wie oft der Ablaß auch in den letzten Jahrzehnten angeboten worden war, wie viele auch offen oder heimlich das marktschreierische Treiben der Ablaßhändler verspotteten, noch immer gab es deren genug, die sich und den Ihren die ewige Ruhe zu erkaufen eilten. Da scheute man meilenweite Wege nicht, um die kostbaren Gnaden zu erhalten.

Mit großen Ehren empfing man die Ablaßprediger. Unter Glockengeläute, mit Fahnen und Kerzen zog die Klerisei und die gläubige Menge ihnen entgegen. Es hatte sich, und zwar, wie es scheint, unter dem Einfluß des mehrerwähnten Kardinals Raymund

v. Gurk ein bestimmtes Zeremoniell ausgebildet. Der Einholung in die Stadt folgten feierliche Prozessionen in der Kirche. Unter Beisein der gesamten Priesterschaft, mit Messe und Tedeum und unter Absingung alter schöner Gesänge wurde die zur Aufnahme des Geldes bestimmte Kiste im Gotteshause aufgestellt, darüber das Kreuz aufgerichtet und das päpstliche Wappen aufgehängt. Ein noch erhaltener Brief Tetzels giebt darüber die bestimmtesten Vorschriften. Es war, als ob das Heil nunmehr selbst in die Stadt eingezogen sei, und mit Recht sagt ein Zeitgenosse: „Man hätte nicht wohl Gott selbst schöner empfangen und halten können.“

Wir hörten, wie Luther in seinen Predigten seine Gemeinde in die Heilswahrheiten zu leiten und sie allmählich von allem abergläubischen Treiben abzulenken suchte; da war es begreiflich, wenn er auch auf den Ablaß zu sprechen kam, als die Ablaßsucht unter den angegebenen Verhältnissen auch seine Gemeinde zu ergreifen anfing. Die erste Erwähnung desselben finden wir in einer Predigt vom 10. Sonntage nach Trinitatis 1516. Daß der Ablaß das Verdienst Christi und der Heiligen enthalte, davon ist er fest überzeugt; aber er beklagt den schauderhaftesten Dienst der Habsucht, den man daraus gemacht. Anstatt zu predigen, was es denn eigentlich mit dem Ablaß für eine Bewandtnis habe, begnügen sich die Kommissare, denselben zu empfehlen und das Volk zum Geben aufzumuntern, so daß es in seiner Unwissenheit glaube, damit die Seligkeit erlangt zu haben. In seiner Mehrzahl wähne es, daß durch den vollkommenen Ablaß die Sünde derartig fortgenommen werde, daß die Seele sogleich zum Himmel auffliege, und sündige daraufhin ungestraft fort. Der Papst kann den armen Seelen Nachlaß zuwenden, aber doch nur sofern er die von ihm selbst auferlegte Pönitenz erläßt, darüber hinaus nur auf dem Wege der Fürbitte. „Wer ist nun aber sicher, daß Gott sie so aufnimmt, wie sie gethan wird?“ Große Bedenken macht ihm auch die Bestimmung, daß der Ablaß nur denen gelten solle, die unter wahrhaftiger und vollkommener Reue gebeichtet haben. Wer darf dies von sich oder anderen sagen? Wie darf man also sagen, daß die Seele dessen, für den man Ablaß erlangt hat, sogleich aus dem Fegefeuer befreit wird? So wirft er eine Reihe von Fragen

auf, ohne sie doch selbst befriedigend beantworten zu können. „Ich bekenne meine Unwissenheit“, sagt er selbst. Aber eben darum, weil man so wenig Sicheres über Wesen und Kraft der Ablässe weiß, weil so vieles zweifelhaft bleibt, will er seine Gemeinde davor warnen, allzu großes Vertrauen auf die Indulgenzen zu setzen und sich in einer falschen Sicherheit zu wiegen. „Darauf kommt es an“, so schließt er, „daß wir danach dürsten, zu Gott zu kommen aus Haß dieses Lebens und Überdruß an uns selbst“.

Aber die einmal aufgeworfenen Fragen beschäftigten ihn weiter; die Zustände der Gemeinde nötigten, sie weiter zu verfolgen. Ein Jahr vor dem Thesen-Anschlage, am 31. Oktober 1516, kam er wieder darauf zu sprechen, „da das Gepränge des Ablasses vor den Thoren sei“. Obwohl er da schon unter deutlichem Hinweis auf die Ablaßprediger von Verführern des Volkes und Fabulanten spricht, drückt er sich doch noch sehr vorsichtig aus, wenn er feierlich erklärt, daß die Absicht des Papstes beim Ablaß eine richtige und wahre sei, ebenso die Auslassungen in den Ablaßbriefen, aber sie würden nicht richtig verstanden. Und um einer falschen Auffassung des Ablasses entgegenzutreten, setzt er im Anschluß an die evangelische Geschichte von Zachäus das Wesen der rechten Buße auseinander, die viel lieber die Strafe auf sich nehmen, als sich derselben durch Ablaß entziehen wolle.

Weit schärfer sind aber einige kurze, entschiedene Sätze, mit denen er die Predigt am Matthiastage 1517, am 24. Februar, schließt. Durch den Ablaß wird nichts bewirkt, als daß das Volk lernt, die Strafe der Sünde zu fürchten, zu fliehen, zu verabscheuen, nicht aber etwa die Sünde selbst. Vielmehr zeigt sich eine große Sicherheit und Leichtsinn im Sündigen. Wenn man nicht die Strafe der Sünde fürchtete, würde keiner diese Indulgenzen umsonst haben wollen. Lieber sollte das Volk ermahnt werden, die Strafe zu lieben und das Kreuz zu umfassen. Nicht durch Indulgenzen, sondern durch Sanftmut und Demut heißt der Herr die Ruhe der Seele finden. Diese Sanftmut zeigt sich in Pein und Kreuz, wovon jene Indulgenzen befreien, so daß wir niemals die (wahre) Indulgenz erhalten und zu Christo kommen. „O über die Gefahren unserer Zeit! O ihr schlafenden Priester! O über

die Finsternis, die größer ist als die ägyptische! Wie sicher sind wir bei den so überaus schlimmen Übeln!"

Während so seine Abneigung gegen den Ablaß von Tage zu Tage wuchs, rückte Tetzel seinem Wirkungskreis immer näher, mußte Luther immer mehr von seinem und seiner Gesellen Treiben vernehmen. Es waren haarsträubende Sachen, die man sich erzählte. Die protestantische Sage kann leicht einiges ausgeschmückt, manches auch, was andere verschuldet, auf Tetzel übertragen haben; darin stimmen doch alle Berichterstatter, auch die zeitgenössischen Gegner Luthers überein, daß er „ein großer Clamant" war. Was er selbst, um den Ablaß anzupreisen, predigte, überstieg bei weitem das, was in seinen gedruckten Ablaßpredigten vorlag. Da war nichts so hoch, nichts so heilig, daß es nicht hinter der Herrlichkeit des Ablasses hätte zurücktreten müssen. Mit einer unerhörten Frivolität kam er der Volksanschauung von der Wirkung der Indulgenzen entgegen. Das Ablaßkreuz mit des Papstes Wappen — so ließ er sich vernehmen — sei ebenso kräftig, als das Kreuz Christi; wenn St. Peter jetzt da wäre, hätte er keine größere Gnade noch Gewalt als er; er hätte auch mehr Seelen mit seinem Ablaß erlöset, als St. Peter mit seinem Predigen; sobald das Geld im Kasten klinge, fahre die Seele aus dem Fegefeuer in den Himmel; Reue und Leid wäre nicht nötig zum Ablaßerwerb; auch für künftige Sünden könne man Ablaß kaufen; die Gnade desselben sei die, durch welche der Mensch mit Gott versöhnt werde.

Solche und andere „greuliche Artikel" kamen Luther zu Ohren. Bald, als im Herbst Tetzel in Jüterbogk und Zerbst sein Wesen trieb, mußte Luther auch den schlimmsten Einfluß auf seine eigene Gemeinde erfahren. Grobe Sünder, denen er ernstliche Vorhaltungen wegen ihrer Unbußfertigkeit machte, oder ihnen die Absolution verweigern wollte, wiesen ihm ihre Ablaßzettel. Greifbarer konnte der kirchliche Mißstand kaum zutage treten. Freunde, die ihm in seiner paulinisch-augustinischen Theologie gefolgt waren, wurden unsicher und baten mündlich und schriftlich um Aufklärung, die er ihnen doch nicht zu geben vermochte. „Ich wußt selbs nicht, was das Ablaß wär, wie es denn kein Mensch nicht wußte." Aber „alle Welt klagt über das Ablaß, sonderlich über Tetzels

Artikel“, erzählt er später. Wie sollte er seine Gemeinde belehren? Er fuhr fort zu predigen: „man könnte wohl Besseres thun, was gewisser wäre, als Ablaß lösen“. So auch einmal in jener Zeit vor seinem Kurfürsten auf dem Schloß, „womit er sich aber schlechte Gnade verdient“, da ja auch das Stift mit seinen Reliquien über reiche Ablässe verfügte. Und nun erfuhr er, was er bisher nicht gewußt, daß Tetzel im Dienste seines Erzbischofs, des Kurfürsten Albrecht von Mainz, stünde. Dadurch wurde die Sache noch ernster. Etwas Wahres mußte doch an dem Ablaß sein. Aber was war es, was wollte die Kirche darüber gelehrt haben? Bisher hatte sie noch nichts darüber entschieden. Also gehörte die ganze Frage noch der Theologie an, wenn sie auch die Gemeinde aufs tiefste berührte. Auf theologischem Wege mußte sie diskutiert werden. Dies womöglich zu veranlassen, entschloß er sich endlich nach langem Zagen, in der Hoffnung, dadurch zu etwas Gewissem zu kommen, was er seiner Gemeinde zu bieten vermöchte.

Einmal entschlossen ging er ans Werk, ohne sich mit irgendjemand darüber zu beraten.

Am 31. Oktober 1517, am Tage vor Allerheiligen, an welchem Feste die Wittenberger Schloßkirche ihre Kirchweihe feierte, schlug er fünfundneunzig Sätze über den Ablaß an die Thüren der Kirche an.

Das Verfahren war weder auffallend noch neu. Auch anderwärts war es akademische Sitte, in dieser Weise kirchliche Feste auszuzeichnen, konnte man doch darauf rechnen, daß bei der großen Menge von Auswärtigen, auch Geistlichen, die an solchen Tagen sich zum Gottesdienst zu drängen pflegte, die aufgestellten Behauptungen schneller als sonst bekannt wurden. Daß Luther gerade diesen Festtag wählte, mochte seinen besonderen Grund auch darin haben, daß eben an jenem in der Schloßkirche auch reicher Ablaß zu verdienen war. Deshalb hatte er, wie wir hörten, schon das Jahr vorher am Vorabend des Allerheiligenfestes Veranlassung genommen, seine Gemeinde vor dem Mißbrauch des Ablasses zu warnen.

Daß er mit seinen Sätzen leicht mit seinen Vorgesetzten in Konflikt kommen könnte, dessen war er sich bewußt, weshalb er

sich auch an seinen zuständigen Bischof, den Bischof Scultetus von Brandenburg und den Erzbischof von Mainz, vielleicht auch noch andere Kirchenfürsten brieflich wandte, um sie auf das ungehörige Treiben Tetzels aufmerksam zu machen und ihnen seine Thesen zu übersenden. Der Brief an Albrecht von Mainz, der erst am Tage des Thesenanschlags selbst geschrieben wurde, ist uns noch erhalten. Er ist der Brief eines Mönches, der im Gefühle seiner Unbedeutendheit vor der erhabenen Würde eines Kirchenfürsten in den Staub sinkt, aber doch aus seiner Christen- und Berufspflicht den Mut nimmt, auch den Großen der Welt offen die Wahrheit zu sagen. Er unterschreibt sich als „unwürdiger Sohn Martin Luther, Augustinermönch“, aber er setzt auch hinzu „berufener Doktor der Theologie“. Und wie tief er sich am Eingange des Schreibens demütigt, um seine Kühnheit, überhaupt an einen solchen Mann zu schreiben, zu entschuldigen, um so rückhaltloser ist seine Klage über das ruchlose Treiben derer, die unter des Erzbischofs Namen Ablaß predigen, eine Klage, die zur Anklage wird, wenn er ausruft: „O bester Gott, so werden die Seelen derer, die dir, bester Vater, anvertraut sind, zum Tode unterwiesen, und es entsteht und wächst für dich die Pflicht der Verantwortlichkeit für alle diese Seelen, deshalb vermochte ich nicht länger zu schweigen. — Aller Bischöfe erste und einzige Pflicht ist, daß das Volk das Evangelium lerne und die Liebe Christi. Nirgends hat Christus geboten, Ablaß zu predigen, aber das Evangelium zu predigen gebietet er inständigst.“ Er hofft, daß die Instruktion für die Ablaßkommissare mit ihren falschen und fabelhaften Versprechungen ohne des Erzbischofs Wissen und Zustimmung ausgegangen, und bittet um Christi willen sie abzuthun und den Predigern eine andere Art zu predigen aufzugeben, weil ihm sonst leicht Schimpf und Schande daraus entstehen könne. Erst in einer Nachschrift erwähnt er seiner Thesen: „Wenn es Euch, hochwürdigster Vater, gefällt, könnt Ihr meine Disputationssätze sehen, um zu erkennen, eine wie zweifelhafte Sache es um die Meinung von den Ablässen sei, von denen jene träumen, als wären sie ganz sicher.“

Und zu zeigen, wie zweifelhaft und widerspruchsvoll die im Umlauf befindlichen Ablaßtheorieen seien, war sicherlich der erste

Zweck, den Luther mit der Veröffentlichung seiner Sätze verfolgte.

Als für Theologen bestimmte Streitsätze sind sie nicht nur in lateinischer Sprache geschrieben, sondern zeigen auch sonst die übliche Terminologie. Nur an einzelnen Stellen durchbricht das religiöse Interesse das theologische und nehmen sie einen höheren Schwung an. Der Fortschritt der Gedanken ist kein streng logischer. Oft sind sie nur lose mit einander verbunden, und merkt man dem Verfasser an, daß er aus der Menge der ihn bewegenden Fragen nur eben einige ausgewählt hat. Sie tragen folgende Überschrift:

„Disputation Doktor Martin Luthers, des Theologen, zur Erklärung der Ablässe.

„Um die Wahrheit ans Licht zu bringen, wird das Nachstehende disputiert werden zu Wittenberg unter dem Vorsitz des ehrwürdigen Vaters Martin Luther, der freien Künste und der heiligen Theologie Magisters und derselben ordentlichen Lehrers. Derhalben bittet er die, welche nicht gegenwärtig darüber mit uns handeln können, dies abwesend schriftlich zu thun. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Amen."

Die ersten zwanzig Sätze handeln von dem Wesen der Buße, indem Luther anknüpfend an den Ruf zur Buße, mit dem der Herr seine Predigtthätigkeit begann, in der ersten These gewissermaßen das Grundthema hinstellt, aus welchem das übrige mehr oder weniger abgeleitet werden kann:

„Unser Herr und Meister Jesus Christus, als er sprach: ‚Thut Buße' u. s. w. wollte, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße (Sinnesänderung) sei."

Sogleich die ersten Folgerungen, die er daraus zieht, mußten im höchsten Maße disputabel erscheinen. Es war üblich, die von Gott nach der Schrift geforderte Buße mit der kirchlich verlangten Teilnahme am Bußsakrament zu identifizieren, was hier verworfen wurde, indem die Buße als eine den Christen täglich obliegende Sinneserneuerung gefaßt wird. Nur solche Strafen, heißt es weiter, kann der Papst erlassen, die er selbst aufgelegt hat. Auch die Schuld erläßt der Papst nicht; seines Amtes ist es nur, die durch Gott erfolgte Vergebung der Sünde zu erklären. Doch

hat der Herr seine Vergebung daran geknüpft, daß er den Sünder, in allem gedemütigt, dem Priester als seinem Stellvertreter unterwirft.

Die Bußbestimmungen gelten nur für die Lebenden. Falsch ist es darum, wenn die Priester den Sterbenden die Bußübungen fürs Fegefeuer vorbehalten. „Jenes Unkraut von der Verwandlung kanonischer Strafen in Strafen des Fegefeuers scheint man ausgesäet zu haben, als die Bischöfe schliefen." Das Fegefeuer und seine Pein wird von Luther nicht geleugnet, erfährt aber eine Umdeutung: es ist die Furcht und der Schrecken ob des Bewußtseins der noch mangelhaften, unvollkommenen Liebe. Darum wirft er auch die Frage auf: Wer weiß, ob alle Seelen im Fegefeuer schon befreit sein wollen?

Einzelne der greulichen Artikel Tetzels werden ausdrücklich, doch ohne seinen Namen zu nennen, als Menschenlehre und Blasphemie gebrandmarkt, und mit ihren Lehrern diejenigen als verdammenswert bezeichnet, welche vermeinen, um der Ablaßbriefe willen ihres Heiles gewiß sein zu können. Und mit der ganzen üblichen Lehre vom Bußsakrament scheint Luther zu brechen, wenn er These 36 und 37 sagt: „Jeder wahrhaft reuige Christ hat vollkommen Erlaß von Strafe und Schuld, auch ohne Ablaßbriefe. Jeder wahrhafte Christ, ob lebend oder tot, hat Teil an allen Gütern Christi und der Kirche, auch ohne Ablaßbriefe durch Gottes Gnade." Aber er setzt hinzu: „Dennoch ist des Papstes Erlaß und Austeilung keineswegs zu verachten, weil, wie ich sagte, sie eine Erklärung des göttlichen Erlasses ist." Das Widerspruchsvolle dieser Auslassungen empfindet er wohl selbst, wenn er fortfährt: „Es ist schwer, sogar für die gelehrtesten Theologen, zugleich den Reichtum des Ablasses und die wahre, echte Reue vor dem Volke zu rühmen. Wahre Reue sucht die Strafe und liebt sie, reicher Ablaß setzt sie herab und läßt sie hassen, wenigstens gelegentlich." Deshalb muß der Ablaß mit Vorsicht gepredigt werden, damit um des Ablaßerwerbes willen nicht die allgemeine Liebesthätigkeit und die pflichtmäßige Sorge für das Haus Schaden nehme, oder die Furcht Gottes darüber verloren gehe. „Man muß die Christen lehren, daß, wenn der Papst die Schinderei der Ablaßprediger kennte, er

lieber St. Peters Kirche zu Asche zerfallen ließe, als daß sie mit der Haut, dem Fleisch und Bein seiner Schafe erbaut würde." Feinde Christi und des Papstes sind diejenigen, welche „um der Ablaßpredigt willen das Wort Gottes sonst in der Kirche schweigen lassen."

Auch die Frage vom Schatz der Kirche, aus welcher der Papst den Ablaß nimmt, wird behandelt. Im Gegensatz zu seinen früheren Aussagen heißt es hier: „Die Schätze der Kirche sind nicht die Verdienste Christi und der Heiligen, weil diese immer ohne den Papst Gnade wirken für den inneren Menschen, Kreuz, Tod und Hölle für den äußeren." „Ohne Leichtfertigkeit sagen wir, die Schlüsselgewalt der Kirche, um des Verdienstes Christi willen ihr geschenkt, seien dieser Schatz." Aber das ist ja doch nicht das Höchste, was die Kirche besitzt: „der wahre Schatz der Kirche ist das hochheilige Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes. Der ist mit Recht der verhaßteste, weil er aus den Ersten die Letzten macht. Der Ablaßschatz ist mit Recht der angenehmste, weil er aus den Letzten die Ersten macht. Daher", so fügt er in deutlicher Anlehnung an einen Ausspruch des heiligen Bernhard hinzu, „daher sind die evangelischen Schätze Netze, mit denen man einst die Leute des Reichtums fischte; die Ablaßschätze sind Netze, mit denen man heute den Reichtum der Leute fischt. Die Ablässe, welche die Prediger als die größten Gnaden ausschreien, sind in der That als solche zu verstehen, sofern sie großen Gewinn bringen. Mit der Gnade Gottes und der Gottseligkeit des Kreuzes verglichen, sind sie jedoch die geringsten."

Trotz alledem soll man die Ablaßkommissare mit aller Ehrfurcht aufnehmen. Aber man muß mit offenen Augen und Ohren darauf achten, daß sie nicht anstatt des päpstlichen Auftrags ihre Träume predigen. Auch der Papst wird es so meinen, darum kann Luther sagen: „Wer gegen die Wahrheit apostolischer Ablässe spricht, der sei verflucht! Wer aber wider den Mutwillen und die losen Worte des Ablaßpredigers eifert, der sei gebenedeiet."

Solche lose Worte, deren mehrere angeführt werden, haben zur Folge, daß die Laien zur Unehre des Papstes allerlei spitze Fragen aufwerfen, z. B. warum der Papst, um der heiligsten Liebe und

der großen Not der Seelen willen, das Fegefeuer nicht ganz entleert, warum der Papst, der reicher ist als der reichste Crassus, nicht lieber von seinem eigenen Gelde als von dem der armen Gläubigen die eine Kirche von St. Peter erbaut, oder was erläßt oder erteilt der Papst denn denen, die um ihrer vollkommenen Reue willen schon vollkommenen Erlaß haben? u. dgl. m. „Solche sehr spitzige Laienargumente allein mit Gewalt dämpfen und ohne Angabe von Gründen lösen wollen, heißt die Kirche und den Papst den Feinden zum Spott und die Christen unselig machen." Aber, meint Luther, sie wären alle leicht zu lösen, oder würden vielmehr gar nicht da sein, wenn der Ablaß nach des Papstes Sinn und Meinung gepredigt würde.

Die letzten Sätze klingen wieder an die ersten an, und mahnen zur rechten Buße, die vor dem heilsamen Leiden nicht flieht:

„Hinfahren mögen darum alle die Propheten, welche zu Christi Volk sagen: ‚Friede, Friede', und ist doch kein Friede! Wohl ergehen müsse es allen den Propheten, welche zu Christi Volk sagen: ‚Kreuz, Kreuz', und ist doch kein Kreuz. Vermahnen soll man die Christen, daß sie ihrem Haupte Christus durch Pein, Tod und Hölle zu folgen sich befleißigen und daß sie so lieber durch viele Trübsal als durch einen sicheren Stand des Friedens zum Himmel einzugehen sich getrösten."

Das sind die Sätze, die die unmittelbare Veranlassung zu dem großen Kampfe werden sollten. Von der langen inneren Entwickelung seines Glaubenslebens ist darin wenig zu spüren. Luther ist weit entfernt davon, von der Glaubensgerechtigkeit auszugehen oder, wie man es vielleicht schon erwarten konnte, mit den Worten der Schrift das ganze künstliche Gebäude der überlieferten Ablaßtheorie zu zertrümmern. Von einem prinzipiellen Standpunkte, wie ihn etwa Joh. v. Wesel gehabt, der 70 Jahre früher hauptsächlich deshalb, weil in der Schrift nichts davon zu lesen, den Ablaß einfach leugnete und in scharfer, klarer Darlegung seine Nichtigkeit erwiesen, ist hier keine Rede. Es sind Streitsätze, von denen man im einzelnen nicht einmal sagen kann, wie weit sie seine eigene, noch werdende Anschauung wiedergaben, jedenfalls aufgestellt mit der Absicht zu vermitteln, und in dem frommen

Glauben, daß der Papst und alle frommen Christen die Sache nur so aufgefaßt wissen wollten, und daß es nur dieser Anregung bedürfen werde, um authentische Äußerungen darüber hervorzurufen.

So konnte freilich nur jemand denken, der, wie viel er auch von Rom und römischem Wesen kennen gelernt, die innersten Zusammenhänge des römischen Systems längst noch nicht erkannt hatte. Wenn der Ablaß nichts weiter bedeuten sollte, als wozu einzelne Thesen ihn degradierten, Nachlaß der kanonischen Strafen, wenn man diese Theorie dem Volke vortrug, was konnte dann noch die Ablaßpredigt für Erfolg haben, — ganz zu schweigen von den Erörterungen über das Wesen der Buße und der Absolution, die früher oder später zu tief eingreifenden Folgerungen führen mußten. — Aber darüber war Luther sich keineswegs klar, es muß wiederholt werden, er wollte weiter nichts als eine theologische Erörterung der Streitfrage und daraufhin eine Entscheidung der Mutter Kirche, um selbst gewiß zu werden und seine Gemeinde gewiß machen zu können. —

Wie sehr ihm auch daran lag, Urteile über seine Thesen von auswärtigen Freunden zu erhalten — es war üblich, sie in Plakatform gedruckt zu verschicken —, so hatte er es damit doch nicht sehr eilig. Einigen seiner Freunde auch in Süddeutschland waren sie bekannt geworden, ehe er daran gedacht, sie ihnen zu übersenden. Die Verbreitung derselben vollzog sich außerordentlich schnell. Dieselben liefen, wie Luther später selbst erzählt, „schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland“. Bald waren sie auch ins Deutsche übersetzt.

Das Luther überraschende Interesse, das sie fanden, ist doch sehr begreiflich. Bei der ganzen religiösen Stimmung des Volkes und der großen Bedeutung, welche der Ablaß für das damalige religiöse Leben hatte, war es kaum anders möglich. Derer, die Luthers Sätze, die er selbst für die Laien „etwas subtil“ nennt, wirklich verstanden, werden nicht eben viel gewesen sein, aber man brauchte fürwahr kein gelehrter Theologe zu sein, um nicht sofort zu erkennen, daß darin gegen die Ablaß*praxis* wenigstens ein nicht zu verachtender Angriff beschlossen lag. Und Luther war längst

nicht mehr der unbekannte Mann, als welchen er sich in seiner Bescheidenheit gewöhnlich hinstellt. In Sachsen, Thüringen und auch im südlichen Deutschland wußte man, welche Stellung er an der Universität Wittenberg einnahm. Und dieser fromme und gelehrte Theologe, zudem ein Bettelmönch, hatte Zweifel an der Berechtigung des Ablaßhandels laut werden lassen. Die Kunde davon mußte viele erregen, andere zum wenigsten neugierig machen. Und wie viele mochte es geben, die, seit lange entrüstet über die Aussaugungen Roms unter der Form des Ablasses, sich zunächst von ganzem Herzen jene Sätze in Luthers Thesen zueigen machten, die eben darauf anspielten. Sie waren es, von denen Luther erzählt, daß sie ihn als einen rechten Doktor gerühmt, „daß doch einmal einer kommen wäre, der dreingriffe“. Außerdem gab es andere, wie manche Humanisten, die an der Sache kein wesentliches Interesse hatten, sich aber des Auftretens gegen den Dominikaner freuten, wie überhaupt des Kampfes der Mönche unter einander.

Danach war auch die Aufnahme der Thesen eine sehr verschiedene. Nicht alle, die sich dafür interessierten, vermochten sie zu billigen. Es sind uns Äußerungen frommer Männer erhalten, die voll Freude, aber auch voll Bangens für den kühnen Bruder in seinen Sätzen die Wahrheit begrüßten und mit ahnungsvollem Blick schon eine neue Zeit hereinbrechen sahen. Solche rückhaltlose Zustimmung war doch anfangs nur vereinzelt. Viele, die innerlich zustimmen mochten, erschraken über das kühne Beginnen des einzelnen Mannes. Die Wittenberger Kollegen, auch Carlstadt, waren anfangs sehr zurückhaltend. Da „ging's in der erste gar schwächlich“. Dort kannte man Luther und wußte, daß er bei dem Gesagten kaum stehen bleiben werde, und wie viele andere Mißbräuche er schon angegriffen hatte. Als er am 2. November mit seinem Kollegen, dem Juristen Hieronymus Schurf, nach Kemberg fuhr, machte ihm dieser Vorstellungen und sagte: „Was wollt Ihr machen, man wird's nicht leiden?“ — worauf Luther erwiderte: „Wie, wenn man's müßte leiden?“

Die Oberen im Kloster, der Prior und Subprior, waren entsetzt über sein Auftreten, sahen schon Scheiterhaufen aufgerichtet

und warfen ihm vor, daß er den ganzen Orden in Schande bringen werde. Er antwortete ihnen: „Lieben Väter, ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so ist's bald gefallen; ist's aber in seinem Namen angefangen, so laßt denselbigen machen."

Seinen alten Erfurter Lehrern gegenüber mußte er sich längst gegen den Vorwurf des Hochmuts verteidigen. Daß man denselben auch jetzt erheben werde, sah er als gewiß an. Als er, übrigens erst am 11. November, die Thesen an Lang schickte, schrieb er daraufhin: „Wer weiß nicht, daß ohne Hochmut, oder wenigstens ohne Schein von Hochmut und den Verdacht der Streitsucht nichts Neues hervorgebracht werde?" Die Erfurter verlangten, daß Luther in allen Dingen erst ihren Rat einhole; darauf antwortete er: „Ich will nicht, daß nach menschlichem Rat und Vorsatz, sondern nach Gottes Rat geschehe, was ich thue. Denn wenn das Werk aus Gott gewesen ist, wer wird's hindern? Wenn es nicht aus Gott gewesen ist, wer wird's fördern? Es geschehe nicht mein, nicht jener, nicht unser, sondern dein Wille, heiliger Vater, der du im Himmel bist." Und das Bewußtsein, Gottes Sache zu führen und nicht aus Mutwillen einen Kampf veranlaßt zu haben, stärkte ihn auch, als er, erschrocken über das Aufsehen, das seine Sätze machten, empfand, daß „ihm das Spiel zu hoch werden wolle". Ein kleiner Zug charakterisiert seine Stimmung: seit jenem Brief an Lang unterzeichnet er sich öfters in der Weise der Humanisten, seinen Namen gräcisierend: „Martinus Eleutherios", der Freigesinnte; aber wie er es meint, läßt er erkennen, wenn er sogleich hinzusetzt: „vielmehr Knecht und gar sehr ein Gefangener". So fühlte er sich, obwohl vielfach angefochten und von mancherlei körperlichen Leiden geplagt, doch stark und frei in dem Herrn. —

Zu der vorgeschlagenen Disputation meldete sich niemand. Der Mainzer Bischof antwortete nicht. Vielleicht hatte er Luthers Brief — er residierte damals in Aschaffenburg — gar nicht erhalten. Aber mit der Sache selbst wurde er bald genug bekannt gemacht. Seine Regierungskommissare in Halle, die die Wichtigkeit der Angelegenheit, besonders den Schaden, der dem Ablaßhandel daraus entstehen konnte, sehr wohl erkannten, hatten ihm Luthers

Thesen und andere, uns unbekannte, darauf bezügliche Schriftstücke sofort zugesandt.

Die Kunde davon hätte zu keinem ungünstigeren Termine kommen können. Soeben hatte man sich vonseiten Roms bei Albrecht beschwert, daß „das heilig Negotium mit mannigfaltigen großen Unkosten, Pomp und Besoldung vieler Personen beschwert werde“, also zu wenig einbringe. Der Kurfürst mußte demnach Bedacht darauf nehmen, die Einkünfte möglichst zu erhöhen, und alles zu vermeiden suchen, was eine weitere Schmälerung der Erträge, die doch leicht durch Luthers Angriff eintreten konnte, zur Folge haben könnte. Für seine Person ließ er sich, wie er erklärt, dadurch nicht anfechten. Die inkriminierten Schriftstücke übergab er den Theologen und Juristen der Mainzer Universität, beschloß jedoch schon auf Gutachten seiner Räte, wie er am 13. Dezember reskribiert, einen „inhibitorischen Prozeß“ gegen Luther anzustrengen. Eilends hatte er auch die Thesen an päpstliche Heiligkeit gesandt, „daß solchem Irrsal zeitlich nach Gelegenheit und Notdurft widerstanden“ werde, auch um den Orden nicht auf sich zu laden. Auch davon hat der Erzbischof Kunde erhalten — und auch dies konnte er leicht nur aus Luthers Thesen entnommen haben —, daß sich etliche der Kommissare „in predigen und Herbergen mit reden und anderm vnschicklich sollten halten“. Er schreibt dies nicht dem Tetzel, sondern seinen Unterbeamten zu, und gebietet, ihnen das ernstlich zu untersagen, damit das „heilig Negotium aus Leichtfertigkeit nicht verachtet werde“. Er giebt auch erneute Instruktionen über die Verwendung des Gnadengeldes und erweitert noch den Wirkungskreis des Tetzel. So wenig Verständnis hatte dieser Kirchenfürst für die Sache, die Luther tief innerlich bewegte.

Freundlicher stellte sich der Bischof Scultetus von Brandenburg, der ihm gnädig antwortete, aber doch von der Sache abzulassen riet, da er die Gewalt der Kirche angriffe und sich selbst viel Mühe machen werde.

Die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen war doch schon nicht mehr möglich, und Tetzel glaubte nicht schweigen zu dürfen. Als Theologe wollte er dem Gegner entgegentreten. In Frank-

furt a. d. Oder erwarb er sich am Ende des Jahres 1517 die Würde eines Licentiaten, bald darauf die eines Doktors der Theologie. Zu gleicher Zeit veröffentlichte er Disputationsthesen, die zwar unter seinem Namen ausgingen, aber aller Wahrscheinlichkeit nach — und darin sah man damals nichts Arges — den gelehrten Frankfurter Theologen Konrad Wimpina zum Verfasser hatten, der von seinem früheren Leipziger Aufenthalt her den Wittenbergern nicht sonderlich hold war. Diese Thesen, 106 an der Zahl, als deren Zweck angekündigt wird, die Wahrheit zu offenbaren, die Irrtümer zu unterdrücken, das gegen die katholische Wahrheit Vorgebrachte zu beseitigen, sind lediglich der Frage vom Ablaß gewidmet und sind mit jedem Worte gegen Luther gerichtet.

In schroffster Fassung wurden hier diejenigen Theorieen über Ablaß und das Wesen der Buße, von denen Luther gemeint hatte, daß sie nicht der Auffassung der kirchlichen Oberen, vor allen Dingen auch nicht des Papstes entsprechen könnten, als gut kirchlich hingestellt. Nur bisweilen sind kurze Begründungen beigefügt. In den meisten Fällen begnügt sich der Verfasser, Luthers Sätze als Irrtum, ruchlosen Irrtum, ja als Blasphemie zu bezeichnen, so die Meinung, daß Petrus mehr vermöge als der Papst, er sagt konkreter: als Leo; — es war leicht zu erkennen, worauf Tetzel hinaus wollte: Luthers Auftreten, als unmittelbar gegen die Autorität des regierenden Papstes gerichtet, zu brandmarken.

Und schon ließen sich Stimmen genug vernehmen, welche Luther verketzerten, ihn sogar auf der Kanzel als Häretiker ausschrieen. Um die Mitte Februar 1518 wußte er schon, daß er sich Hunderte von erbitterten Feinden erworben, die zwar zu seinem Bedauern nur „vom Winkel aus“ gegen ihn eiferten, weil sie nichts zu ihrer Verteidigung vorbringen könnten, darum aber nicht minder gehässig. Besonders schmerzte es ihn, daß man den Namen seines Fürsten mit in den Handel zog, und das Gerücht verbreitete, als habe er im Auftrage Friedrichs den Handel gegen Albrecht angefangen. Das war nun eine boshafte Erfindung. Niemand konnte der Sache ferner stehen als Friedrich der Weise, dessen Vorliebe für Reliquien und die reichen Ablaßschätze der Wittenberger Schloßkirche neben Tetzel durch Luthers Sätze in erster Linie getroffen

wurde. Dieselben wurden erst spät bei Hofe bekannt. Luther wollte nicht, daß man dort früher davon Kunde hätte, als in den Kreisen, für die sie bestimmt waren. An den Wert eines weltlichen Schutzes dachte er bei Beginn der Sache ebenso wenig, wie daran, daß der Kurfürst sich verletzt fühlen konnte. Wo es die Wahrheitsliebe zu erfordern schien, hatte er übrigens auch ihm schon längst durch Spalatin abmahnende Worte zukommen lassen, auch in rein weltlichen Dingen, so noch im November 1517, wo er den Kurfürsten vor einer neuen Steuer warnt, nachdem schon die letzte zu seinem Bedauern dem fürstlichen Ansehen geschadet habe; das schreibt er Friedrich dem Weisen in demselben Briefe, in dem er ihn an das längst versprochene Geschenk eines Kleides erinnert, dessen Ablieferung durch seine Hofleute verzögert worden. Naiv genug meint er sich durch seine treue Warnung sein „Hofkleid verdient zu haben". —

Während sich schon die Wolken zusammentürmten und er dies auch wohl erkannte, ging er ruhig seinen Weg in der Arbeit für Gemeinde und Universität. Mit großem Interesse arbeitete er mit den Freunden an einer Neuordnung der akademischen Studien, gab er dem Freunde Spalatin, dessen theologische Neigungen von Tag zu Tage wuchsen, für alle Zeiten wertvolle Anweisungen über das richtige Studium der Theologie und die Wertschätzung der Kirchenväter: „Das ist sicher, weder Fleiß noch Talent vermag die heilige Schrift ganz zu durchdringen, deshalb ist es die erste Pflicht, mit Gebet anzufangen, nämlich mit dem, daß es dem Herrn gefallen möge, daß durch dich etwas zu seinem Ruhme geschehe, nicht zu deinem, oder zu irgendeines Menschen, daß er dir in seiner großen Barmherzigkeit das wahre Verständnis seines Wortes gewähren möge."

Mit dem Bekanntwerden seines Namens mehrten sich auch die Fragen über diesen und jenen Punkt vonseiten auswärtiger Gelehrten, und wenn nicht die Feinde dazu genötigt hätten, so sorgten schon die Freunde, die nähere Auskunft haben wollten, dafür, daß er sich immer eingehender mit der Frage nach dem Wert der Ablässe beschäftigte. Bald war er sich darüber klar geworden, daß sie nur eine Täuscherei der Seelen, niemand nützlich, als den

schläfrigen und faulen Christen. Davon wollte er auch öffentlich handeln. Um die unklaren und schwer verständlichen Thesen, deren Verbreitung nicht nach seinem Sinne war, zu verdrängen, dachte er sehr bald daran, eine größere Schrift mit Erklärungen derselben ausgehen zu lassen, auch eine so dringend nötige kurze Belehrung für die Laien herauszugeben. Er hatte deshalb seinen Bischof um Rat gefragt. Die Antwort verzögerte sich. Endlich schickte — es war Anfang März — der wohlgesinnte Mann keinen Geringeren als den Abt von Lehnin mit einer Botschaft an ihn. Obwohl er nichts Unkatholisches in den Thesen fand, riet er ihm doch, mit der Herausgabe ein wenig zu warten. Luther, tief ergriffen von der Freundlichkeit des Kirchenfürsten und der Ehre eines so hohen Besuchs, erklärte sich bereit dazu. „Ich will lieber gehorchen, als zu meiner Rechtfertigung Wunder thun, wenn ich's könnte“, schrieb er an Spalatin.

Lange vermochte er sich doch nicht zurückhalten. In der dritten Märzwoche wurden Tetzels Thesen in Wittenberg bekannt. Ein Buchführer aus Halle suchte sie in großen Mengen zu verbreiten, kam aber bei der für ihren Meister begeisterten Studentenschaft übel an. Fast sein ganzer Vorrat, gegen 800 Exemplare, wurde ihm mit Gewalt entrissen und, ohne daß Rektor und Senat vorher etwas davon erfuhren, zu Luthers großem Verdruß, dem er auch auf der Kanzel Ausdruck gab, öffentlich verbrannt.

Ohne Zweifel war es Tetzels Angriff, der Luther nötigte, sein bisheriges Schweigen zu brechen, nachdem ihn auch der Bischof seines früheren Versprechens entbunden. Noch in den letzten Tagen des März wird sein kleines Schriftchen „Sermon von Ablaß und Gnade“ erschienen sein. In zwanzig Sätzen sprach er da aus, was über den fraglichen Gegenstand nach seiner Meinung dem Volk not zu wissen wäre. Diese Ausführungen sind viel prinzipieller als die Thesen: Die S c h r i f t ist es, die von der scholastischen Dreiteilung der Buße in Reue, Beichte und Genugthuung nichts weiß, die keine Genugthuung fordert; sie ist es, in der er seine Punkte genugsam gegründet weiß. Der Ablaß ist nicht geboten, auch nicht geraten, sondern gehört zu den Dingen, die zugelassen und erlaubt sind. Sein praktischer Rat ist aber, daß niemand Ablaß löse. „Laß die faulen und schläfrigen Christen Ablaß lösen.“ Und zum

Schluß erklärt er: „Ob etliche mich nun wohl einen Ketzer schelten, denn solche Wahrheit sehr schädlich ist im Kasten, so achte ich doch solch Geplärre nit groß: sintemal das nit tun denn etlich finstere Gehirne, die die Bibel nie gerochen.“

Innerlich bedeutsamer war eine in jener Zeit gehaltene Predigt von der Buße, die uns in lateinischer Sprache vorliegt. Offenbar bricht er darin schon mit der ganzen Bußtheorie. Er warnt davor, auf Beichte, vollkommene Reue u. dgl. zu vertrauen, und ermahnt, seine Zuversicht bei der Absolution auf die Beichte vor Gott allein zu gründen und auf den Glauben an sein Verheißungswort. Das wahre Wesen der Buße erkennt er in fortwährender Abkehr von der Sünde und in steter Sinneserneuerung, und nur der bringt sich um die Vergebung, der nicht mit dem allein rechtfertigenden Glauben vor Gott kommt.

Dies alles war für die Gemeinde bestimmt, während er für die Gelehrten eine nach allen Seiten hin gewappnete weitere Ausführung seiner Thesen plante. Indessen nötigte ihn eine Reise in Ordensangelegenheiten, die Arbeit einstweilen zu unterbrechen.

Nachdem seine Amtszeit als Distriktsvikar abgelaufen, hatte er auf dem Generalkapitel seiner Kongregation zu erscheinen, das diesmal zu Heidelberg abgehalten werden sollte. Das war eine weite Reise und sie schien nicht ungefährlich. Tetzels Thesen, die er unter dem Titel eines Inquisitors hatte ausgehen lassen, hatten, wie natürlich, nicht nur den ganzen Dominikanerorden gegen ihn in Harnisch gebracht, sondern auch vielen anderen Luthers Häresie erwiesen. Man erfuhr in Wittenberg, mit welchem Eifer man gegen Luther predigte, ja bestimmtest seine baldige Verbrennung als Ketzer voraussagte. Neuerdings war auch ein namhafter Theologe, Joh. Eck von Ingolstadt, der auch mit den Humanisten Beziehungen hatte, gegen ihn aufgetreten. Ohne irgendwie öffentlich mit Luther zu brechen, was Luther tief verletzte, verbreitete der gelehrte, vielgewandte und überaus eitle Mann jetzt handschriftlich unter dem Namen „Obelisken“ (eigentlich Spießchen, womit man in den Handschriften verdächtige Stellen markierte) Bemerkungen zu Luthers Thesen, die voll von Schmähungen waren, ihn einen Ketzer, Böhmen, einen Verächter des Papstes u. dgl. m. schalten.

So erwuchsen ihm Feinde ringsum. Die Freunde, die heimliche Nachstellungen fürchteten, warnten ernstlich vor der Reise. Er beschloß doch, „dem Gehorsam genug zu thun“. „Je mehr jene wüten“, schrieb er an Lang, „desto mehr schreite ich vorwärts.“ „Bete nur zum Herrn, daß er selbst seinen Ruhm wirke. Sein Wille geschehe.“

Seinem Oberen, Johann v. Staupitz, der ihm davon Mitteilung gemacht haben mochte, was man sich alles von ihm erzähle, antwortete er am 31. März: „Ich glaube es wohl, daß mein Name bei vielen stinkend geworden ist. — Ich lehre, daß die Menschen sich auf nichts anderes verlassen, als allein auf Jesum Christum, nicht auf Gebete oder Verdienste oder eigene Werke; denn nicht durch unser Laufen, sondern durch Gottes Barmherzigkeit werden wir selig. Aus solcher Predigt saugen jene das Gift, das, wie du siehst, von ihnen ausgesäet wird. Aber um Ruhm oder Schmach willen habe ich weder angefangen, noch werde ich aufhören. Gott mag zusehen!“

Nur ungern gab der Kurfürst den für Luther von Staupitz geforderten Urlaub zur Reise. Er erinnerte den Generalvikar daran, wie er ihm versprochen, ihm „einen aygen Doctor an diesem man zu erziehen“, und trug ihm auf, dafür zu sorgen, daß Luther nicht länger als nötig von der Universität ferngehalten würde. Man sieht, der Kurfürst war seinem Professor freundlich gesinnt, und Luther hatte auch schon, wohl durch Spalatin, gehört, daß „er den soliden theologischen Studien Wittenbergs sehr gewogen“ und unaufgefordert ihn und Carlstadt, der jetzt wieder ganz auf seiner Seite stand, in Protektion genommen, auch nicht zulassen werde, „ihn nach Rom zu schleppen“, wovon man schon redete.

Bald nach dem Sonntag Quasimodogeniti (11. April) reiste er ab. Über Coburg und Würzburg, wo er mit Lang und anderen Brüdern zusammentraf und von dem dortigen Bischof Lorenz von Bibra, an den er einen Empfehlungsbrief seines Kurfürsten hatte, freundlich aufgenommen wurde, kam er zur festgesetzten Zeit in Heidelberg an. Am Sonntag Jubilate begann das Kapitel in der vorgeschriebenen Weise. Wie auch sonst üblich, schlossen sich an die Kapitelsitzungen gelehrte Disputationen an; sie erhielten

diesmal eine größere Bedeutung, da Luther, jetzt noch die Zierde seines Ordens, darin auftreten sollte. Am 26. verteidigte er, während sein Schüler Leonhard Beyer ihm respondierte, im Kapitelsaale des Klosters vor einer großen Versammlung eine Reihe theologischer und philosophischer Sätze. Die brennende Frage berührten sie nicht. Es waren Gedanken, die ihm persönlich viel wichtiger waren, die er da öffentlich zur Verhandlung stellte. Gestützt, wie er sagt, „auf den heiligen Paulus, das auserwählteste Gefäß und Organ Christi, und sodann auf den heiligen Augustin, dessen getreuesten Ausleger“, verfocht er das gänzliche Unvermögen des Menschen, durch eigenes Thun die Gnade zu erreichen. „Es ist sicher, daß der Mensch gänzlich an sich verzweifeln muß, um geschickt zu werden, die Gnade Christi zu erlangen.“ Auch von wahrer und falscher Theologie handelt er, oder, wie er, um die Gegensätze recht scharf zu markieren, sich ausdrückt, von der Ruhmtheologie und der Kreuzestheologie. Auf das Erkennbare an Gott, nämlich, was er durch Kreuz und Leiden offenbart, soll man sehen, nicht auf das Unsichtbare in Gott, in das sich der Ruhmestheologe verliert, der das Böse gut, das Gute bös nennt, während der Kreuzestheologe die Sache so nennt, wie sie ist, — ein Unterschied, der sich auch sogleich in der Frage von Gesetz und Gnade offenbart. „Nicht jener ist gerecht, welcher viel leistet (operatur), sondern der ohne viel Werke glaubt an Christum. Das Gesetz sagt: thue das, und es geschieht niemals; die Gnade sagt: ich glaube an diesen, und schon ist alles geschehen.“ —

Auch die Heidelberger Professoren der Theologie, die noch ganz der Scholastik ergeben waren, beteiligten sich an der Debatte, wie Luther berichtet, in bescheidener Weise, aber scharfsinnig und trefflich; nur einer, der jüngste, bemerkte unter allgemeiner Heiterkeit: „Wenn das die Bauern hörten, würden sie Euch gewißlich steinigen.“ Man wird daraus schließen dürfen, daß auch Äußerungen gegen die vulgäre Religionsübung gefallen sind.

Großen Eindruck machte Luthers sicheres und offenes Auftreten auf mehrere jüngere, zum Teil noch studierende Zuhörer, auf Johannes Brenz, den späteren Hauptreformator Schwabens; Theobald Billicanus, der sich um die Reformation Nördlingens ver-

dient gemacht; vielleicht auch auf Erhard Schnepf; — vor allen Dingen aber auf den jungen, nicht ungelehrten Dominikaner Martin Butzer, der, ganz ergriffen von Luthers Persönlichkeit, alsbald seinen Ruhm unter den Humanisten des südwestlichen Deutschlands verbreitete.

Außer im vertrauten Kreise mit den Brüdern, besonders mit Staupitz und Lang, auch mit Wenzeslaus Link, dem Nürnberger Augustinerprediger, kam Luthers Angelegenheit hier kaum zur Sprache. Er durfte frohe Tage der Erholung feiern, deren er auch dringend bedurfte. Der Pfalzgraf Wolfgang, der Bruder des rheinischen Kurfürsten, an den er ebenfalls empfohlen war, lud ihn mit Staupitz und Lang zu Gaste, bewirtete ihn aufs beste und zeigte ihm, was „jenes königliche und außerordentlich prächtige Schloß“ an Sehenswürdigkeiten hatte. An den Kurfürsten Friedrich schrieb er darauf, Luther hätte so geschickt disputiert, „daß er der Universität Wittenberg nicht geringes Lob eingetragen; es werde ihm auch viel Preis von gelehrten Leuten nachgesagt“.

Es waren angenehme Erinnerungen, die er von Heidelberg mit fortnahm. Anfangs Mai machte er sich auf die Rückreise, zum Teil wieder in Begleitung der Brüder. Bis Erfurt fuhr er mit Usingen und Lang. Vergebens suchte er den ersteren, mit dem er denselben Wagen benutzte, von der Wahrheit und Richtigkeit seines Strebens zu überzeugen. In Erfurt hoffte er, durch mündliche Aussprache Trutvetter, der immer gereizter geworden war, und, wie es scheint, ihm vor kurzem sogar grobe Unkenntnis in Theologie und Philosophie vorgeworfen hatte, umstimmen zu können. Von seinem Diener abgewiesen, schrieb er ihm einen freundlichen Brief mit der ganzen Dankbarkeit eines Schülers, der sich bewußt ist, vieles von dem Lehrer gelernt zu haben, den es aber darum um so mehr schmerzt, in den wichtigsten Dingen zu anderen Anschauungen gekommen zu sein. Er erklärt, nur zu disputieren, bis die Kirche entschieden haben würde, spricht es aber doch zugleich unumwunden als seine Überzeugung aus, daß eine Reformation der Kirche nicht möglich sei, ohne vollständige Ausrottung der Canones, Dekretalen, der scholastischen Theologie, Philosophie und Logik. Damit fiel freilich alles, worauf Trutvetters Ruhm be-

ruhte. Da war keine Verständigung möglich, auch bei einer Zusammenkunft nicht, die dann noch erfolgte. Er verließ Erfurt mit dem Bewußtsein, daß mit den Alten, die in ihrer falschen Meinung grau geworden, nichts zu machen sei. Desto größere Hoffnung setzte er auf die Jugend, die sich zu der Theologie wende, die „Jesum Christum als das wahre und einzige Licht predige“.

Am 15. Mai war er wieder daheim, übrigens frisch und gesund, wie seit lange nicht. Die Reise bei schönem Frühlingswetter — die Würzburger hofften daraufhin, wie er berichtet, auf ein gutes Weinjahr —, auch die bessere Lebensweise waren ihm gut bekommen. Die Freunde meinten, er wäre stärker und stattlicher geworden.

Sofort nahm er die unterbrochenen Arbeiten auf. In kaum einer Woche waren seine Erklärungen zu den Thesen, seine Resolutionen, beendet. Am 22. Mai schickte er sie an den Bischof von Brandenburg mit einem demütigen, wohl auch für die Öffentlichkeit bestimmten Schreiben, in dem er seine bisherige Handlungsweise rechtfertigt. Zugleich bat er den Bischof, nach seinem Gutdünken zu ändern, zu streichen, oder auch die ganze Arbeit ins Feuer zu werfen, denn ihm liege nichts daran. Er disputiere, stelle nichts als sicher hin, erwarte vielmehr das Urteil der Kirche. Der Schrift selbst, die er dem Papste widmet, setzt er außer dem Widmungsschreiben an diesen einen Brief an seinen geliebten Staupitz voran, der die Übersendung des Werkes an Leo X. vermitteln sollte.

Mit der größten Offenheit und der Ruhe eines guten Gewissens schreibt er dem Papste wie dem Bischof, wie es gekommen sei, daß er, der ungelehrte, aller Bildung bare Mann, den man jetzt einen Häretiker und Apostaten schelte und mit tausend Schimpfworten schmähe, es gewagt habe, in die Öffentlichkeit zu treten und jene Streitsätze ausgehen zu lassen, wozu er als ein vom Papste autorisierter Doktor der Theologie das Recht gehabt habe. Da er nicht widerrufen könne und sich großen Haß zugezogen habe, wolle er, um die Gegner zu besänftigen und die Wünsche vieler zu befriedigen, nunmehr Erklärungen seiner Thesen herausgeben und zwar, um sicherer zu sein, unter dem Schutze des päpst-

lichen Namens. Daraus würden alle erkennen, wie rein und einfältig er die kirchliche Gewalt geehrt und ihre Verehrung gesucht habe. Er unterläßt dabei nicht, darauf hinzuweisen, daß schon der Umstand, daß der fromme und gut katholische Kurfürst ihn an seiner Universität dulde, gegen die Wahrheit der gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen spräche. Schließlich wirft er sich dem Papste zu Füßen und ersucht ihn, mit ihm zu machen, was er wolle, Leben oder Tod über ihn zu verhängen. In seinem Ausspruche werde er den Ausspruch Christi erkennen. Habe er es verdient zu sterben, so sei er gern bereit dazu.

Man kann das nicht anders verstehen, als daß er im Vollbewußtsein seiner guten Sache in der That die bestimmte Hoffnung hat, daß der Papst ihm beistimmen werde. Er konnte versprechen, in dem Ausspruche des Papstes Christi Stimme hören zu wollen, weil er sich als guter Katholik darauf verläßt, daß Christus in ihm sprechen wird.

Hatte er dem Papst den äußeren Verlauf der Dinge auseinandergesetzt, so läßt er in dem Briefe an Staupitz den väterlichen Freund in sein Inneres schauen, legt er ihm dar, wie er zu seiner eigentümlichen Theologie gekommen. In Dankbarkeit denkt er daran, daß es doch Staupitz gewesen, der ihn durch seinen seelsorgerischen Zuspruch zur Erkenntnis des wahren Wesens der Buße gebracht, das er dann so herrlich in der Schrift bestätigt gefunden habe. Wenn er ihn bäte, seine Schrift dem Papste zu übermitteln, damit sie ihm eine Fürsprecherin gegen die Umtriebe der Übelgesinnten sei, so wolle er ihn damit nicht in seine Gefahren verwickeln. „Ich will alles nur auf meine Gefahr hin gethan haben; Christus mag zusehen, ob es das Seine ist, was ich gethan habe, oder das Meine.“ Auch hier spricht er es aus, daß er Christus als seinen Richter erwarte, der von dem römischen Stuhle aus sprechen werde; aber er denkt doch auch an die Möglichkeit, daß der Spruch gegen ihn ausfallen oder die Feinde den Sieg über ihn davontragen könnten. Wenn dies geschähe, wenn sie ihm den schwachen, müden Leib nähmen, so würden sie ihn vielleicht um ein oder zwei Stunden seines Lebens ärmer machen: „Mir genügt der süße Erlöser und Erbarmer, mein Herr Jesus

Christus, dem ich singen werde, so lange ich bin" — das heißt doch wohl, der auch gegen das Urteil der Kirche mein Erbarmer bleiben würde —, aber dieser Gedanke liegt noch fern, noch hält er die Zustimmung der kirchlichen Oberen und damit den Sieg der Wahrheit für gewiß: allerdings ein kühnes Vertrauen nach solchen Ausführungen, wie sie in den Resolutionen vorliegen.

Während er nur die Absicht hat, seine Thesen wissenschaftlich zu begründen, einzelnes auch als disputabel zu bezeichnen, schreitet er doch schon kühn vorwärts. Sogleich bei dem ihm persönlich wichtigsten Punkte von der Buße und der Frage nach dem Verhältnis des Sünders zum Priester, sowie der Bedeutung der durch diesen ausgesprochenen Absolution, führt er zwar nur weiter aus, was er schon früher ausgesprochen, übrigens jetzt auf Grund der heiligen Schrift, daß Gott allein es ist, der die Sünde vergiebt, daß der Glaube an die Verheißung Gottes auch ohne die Werke der Genugthuung die Vergebung erlangt, der Priester nur der geschehenen Vergebung vergewissert; damit verbinden sich aber schon Äußerungen, die von der Ohrenbeichte, dem Zwange, alle Sünden aufzuzählen u. dgl., nichts mehr wissen wollen. Daß der Schatz der Kirche, aus dem sie den Ablaß nähme, das Verdienst der Heiligen sei, wird jetzt geleugnet, weil niemand imstande sei, die göttlichen Gebote zu erfüllen, geschweige denn, mehr zu thun. Über viele Fragen ist er sich selbst noch nicht klar geworden, und man kann beobachten, wie die Erkenntnis während des Schreibens wächst. An der einen Stelle bekennt er sich auf das bestimmteste für die Annahme eines Fegefeuers, was ihn aber nicht hindert, wenige Seiten später eine Reihe überzeugender Gründe gegen dasselbe anzuführen, ohne doch daraus den entscheidenden Schluß zu ziehen. Mehr ins Gewicht fallen mochten bei den Gegnern seine Äußerungen über die kirchlichen Gewalten. Er will nur disputieren, bis die Kirche entschieden haben wird, auch darüber, was er aus der Schrift erwiesen zu haben meint; aber die Kirche ist ihm keineswegs der Papst oder der römische Stuhl. Er erkennt die Auflagen der römischen Kirche an, weil man der apostolischen Autorität weichen muß, und der römische Stuhl ist Obrigkeit, der man nach Röm. 13, 2 gehorchen muß; also eine Obrigkeit wie

andere auch. Daß einmal Papst Sixtus IV. eine Dekretale über den Ablaß erlassen hat, ist nicht maßgebend. Die Entscheidung der vorliegenden wichtigen Frage im Zusammenhange einer allgemeinen Reformation ist Sache eines allgemeinen Konzils, nicht des Papstes. Der Papst allein kann wenig helfen, auch er ist ja dem Irrtum unterworfen. „Mich kümmert es gar nicht, was dem Papst gefällt oder nicht gefällt, er ist ein Mensch wie die übrigen auch". Das klingt doch wesentlich anders als in der Widmungsepistel; man darf daran erinnern, daß er dort erwartet, daß Christus in Leo sprechen wird, während er hier von einem Papste spricht, der „nach seinem Kopfe redet". Von dem regierenden Papste hat er überhaupt eine gute Meinung. Er rühmt seine Unbescholtenheit und Bildung und hält ihn würdig, unter glücklicheren Verhältnissen in einem anderen Jahrhundert zu leben, — Äußerungen, die, wie ernstlich sie auch gemeint sein mochten, nimmer geeignet waren, den scharf ausgeprägten, anti-kurialistischen Charakter der Schrift weniger empfindlich zu machen.

Wie vieles lag da unvermittelt neben einander! Die ganze Devotion eines in Ehrfurcht vor dem römischen Stuhle aufgewachsenen Mönches und das kühne Selbstbewußtsein eines Christen und Theologen, der schon bereit ist, wenn es nicht anders sein kann, was er nicht hofft, seine Gewissensüberzeugung einer ganzen Welt gegenüberzustellen. Natürlich achteten die Gegner mehr auf das letztere, und man brauchte keine willkürlichen Folgerungen zu ziehen, da waren Punkte genug, die die herrschende Theologie angreifen konnte.

Und noch ehe diese Resolutionen im Druck erschienen — es wird kaum vor dem August geschehen sein — hatte Tetzel fortgefahren, gegen ihn Stimmung zu machen. Gegen Luthers Sermon vom Ablaß ließ er eine Gegenschrift erscheinen, bald auch eine zweite Reihe von Thesen, in denen die Lehre von der Allgewalt des Papstes über alles und jedes in der Kirche auf die Spitze getrieben und im Tone des Ketzermeisters davor gewarnt wird, den Artikeln Luthers oder seinem deutschen Sermon, die jenen Sätzen widersprächen, anzuhängen, oder sie zu verbreiten, „denn das Tier, das den Berg anrührt, soll gesteinigt werden".

Damit war der Streitpunkt offenkundig auf ein höchst gefährliches Gebiet übergespielt worden; vielleicht hatte man absichtlich, um Luthers Widerspruch herauszufordern, die überspanntesten Behauptungen über die päpstliche Unfehlbarkeit aufgestellt, aber Luther nahm den Fehdehandschuh nicht auf. Zwar veranlaßte ihn Tetzels Veröffentlichung zu seiner kleinen Schrift: Freiheit des Sermons, seiner ersten Streitschrift, in der zum erstenmale sein Witz und seine Schlagfertigkeit, die feine Satire, wie seine natürliche Derbheit sich über die Thorheit eines Gegners ergießt; aber auf Tetzels neue Sätze ging er nicht ein, erklärte sogar, daß er sie „des mehren Teils für wahr halte“.

Auch dem Eck von Ingolstadt, der seine Obelisken als private, von seinem Bischof geforderte Äußerungen zu entschuldigen suchte, antwortete er in einer kleinen Schrift, „Asterisken“ (Sternchen), ließ sie aber, wie jener, nicht im Druck ausgehen, sondern versandte sie nur an seine Freunde. Wie stark die Gegensätze zwischen einer biblisch gerichteten und einer sich auf den Lehrsätzen der Scholastik erbauenden Theologie auch schon waren, wie heftig die Gegner auch schon aufeinanderplatzten, es waren bisher nur Plänkeleien. Aber schon bereitete sich Größeres vor.

3. Kapitel.

Luthers Prozeß. Die Verhandlungen mit Cajetan.

Nach Rom hatte die erste Kunde von Luthers Thesen, wie wir hörten, Kurfürst Albrecht von Mainz gelangen lassen. Seiner Aufforderung, einen Prozeß gegen Luther anzustrengen, kam man jedoch nicht sogleich nach. Sr. Heiligkeit dem Papste Leo X. kam die Angelegenheit zunächst nicht sehr wichtig vor; sie erschien ihm, wie manchem deutschen Humanisten, nicht anders als ein Mönchsgezänk. Gelegentlich nannte er den Wittenberger Professor wohl auch einen feinen Kopf. Luther selbst wollte später wissen, der Papst hätte, als er seine Thesen zu Gesicht bekommen, gesagt: ein voller, trunkener Deutscher hätte sie geschrieben, wenn er wieder nüchtern würde, würde er anders darüber urteilen. Jedenfalls ließ er die Sache gehen; das einzige, das wir hören, ist, daß er im Anfang Februar 1518 dem Augustiner Gabriel Venetus, der das Generalvikariat über den gesamten Orden antrat, die Mahnung mitgab, „den Menschen zu besänftigen.“ Es sei ein leichtes, die eben aufgegangene Flamme zu löschen, während eine Verzögerung leicht schlimme Folgen haben könnte.

Das war zunächst alles. Ernster nahmen die Sache wohl von Anfang an die Dominikaner in Rom, vor allen ein Mann, zu dessen Obliegenheiten es gehörte, den in Büchern befindlichen Ketzereien nachzuspüren: Sylvester Mazzolini, von seiner Vaterstadt Prierio auch kurzweg Prierias genannt. Er bekleidete eine hohe Stelle im päpstlichen Palastdienste und war zugleich Censor aller im römischen Gebiet erschienenen Bücher. In der letzten Zeit hatte

er auch mit deutschen Angelegenheiten zu thun gehabt. Als der Prozeß des Reuchlin an der römischen Kurie verhandelt wurde, hatte er neben anderen als Richter fungiert und im Gegensatz zu seinen Kollegen, die eine Freisprechung des Angeklagten befürworteten, sich seinen Ordensbrüdern günstig gezeigt. So trat er auch jetzt für Tetzel ein. Mitten aus seinen Studien über Thomas von Aquino heraus erhob er sich, wie er in einer Zuschrift an den Papst erklärt, um gegen Luther, der seinen Nacken wider die heilige Kirche erhoben, sich als Schild entgegenzuwerfen, begierig zu erfahren, „ob Luther eine eiserne Nase oder einen ehernen Kopf habe“.

In drei Tagen rühmte sich der Verfasser sein Werk vollendet zu haben. Seine Auslassungen waren nur eine an Schmähungen reiche Verteidigung, auch der schlimmsten Sätze Tetzels, ohne irgendwelchen wissenschaftlichen Wert. Wichtig waren jedoch die Fundamentalsätze, die er seiner Schrift voransetzte. Er erklärte offen: Die allgemeine Kirche ist ihrer Kraft nach nur in der römischen Kirche und dem Papste zusammengefaßt. Sie kann nicht irren in dem, was sie über Glauben und Sitte festsetzt, ebenso wenig der Papst, wenn er als Papst handelt und, was in seinen Kräften steht, thut, um die Wahrheit zu erkennen. „Wer demnach sich nicht auf die Lehren der römischen Kirche verläßt und des römischen Papstes, als eine untrügliche Glaubensregel, von der auch die heilige Schrift Kraft und Ansehen empfängt, ist ein Ketzer.“ Dabei ist es gleichgültig, ob die Kirche etwas durch eine ausdrückliche Bestimmung oder durch gewohnheitsmäßige Übung festsetzt. Daraus folgerte er die Behauptung, die er als Maßstab für die Beurteilung der einzelnen Sätze Luthers hinstellte: „Wer hinsichtlich des Ablasses sagt, daß die römische Kirche das nicht thun könne, was sie thatsächlich thut, der ist ein Ketzer.“ — Allerdings, wenn diese dem Thomas entlehnten Grundsätze wirklich zu Rom galten, dann war für Luther wenig zu hoffen. Und kaum hatte er diese Schrift erhalten, als er erfuhr, daß es thatsächlich so war. Es war jetzt wirklich der Ketzerprozeß gegen ihn eingeleitet. Der päpstliche Fiskal Mario Perusco erhob gegen ihn die Anklage auf Ketzerei. Zu seinem Richter wurde der Auditor der päpst-

lichen „Cemerei“, Hieronymus Ghinucci, Bischof von Ascoli, und eben jener Prierias bestellt, der Luther schon öffentlich verurteilt hatte.

Und an etwas anderes als Verurteilung dachten seine Richter nicht. Vor allen Dingen trachteten sie danach, Luther in ihre Gewalt zu bekommen. Zunächst erhielt er in aller Form eine Citation, die in Wittenberg am 7. August eintraf; danach sollte er sich binnen sechzig Tagen vor seinen Richtern stellen. Aber wenige Wochen später glaubte man doch andere Mittel anwenden zu müssen. Jener Hieronymus Ghinucci und auch der Papst selbst wandten sich deshalb von neuem an den Generalvikar des Augustinerordens Gabriel Venetus, — die Stelle des Generals war unbesetzt. Derselbe mußte sich sagen, daß es seine Schwierigkeiten haben dürfte, gegen Luther von Ordens wegen vorzugehen, da man die Beziehungen seines unmittelbaren Vorgesetzten Johann v. Staupitz zu ihm sehr wohl kannte. Aber er glaubte ein Mittel gefunden zu haben, indem er seine Hoffnung auf die alte Eifersucht zwischen dem sächsischen Provinzial und dem Generalvikar der deutschen Kongregation gründete. Daraufhin befahl er dem ersteren — es war der spätere um die Reformation Westfalens hochverdiente Gerhard Hecker — in einem Schreiben vom 25. August, unter Hinweis auf ein päpstliches Breve, welches Luther als vollendeten Ketzer hinstelle, bei Strafe des Verlustes aller Grade, Würden und Ämter, diesen zu ergreifen, einkerkern zu lassen und an Händen und Füßen gefesselt in Gewahrsam zu halten, ja erteilt ihm die Gewalt, jenachdem es zur Ausführung des Unternehmens nötig erscheinen werde, Exkommunikation und Interdikt zu verhängen. Es ist zweifelhaft, ob dieser Befehl an seine Adresse gelangt ist; ein Versuch ihn auszuführen ist wohl niemals gemacht worden, gleichwohl ist das Schriftstück ein sprechender Beweis dafür, vor welchen Mitteln man in Rom nicht zurückschreckte.

Luther hat erst viel später und zwar nur eine dunkle Kunde davon erhalten, aber er wußte längst, was er zu erwarten hatte. Schon Mitte Juli spricht er davon. In den Augen der Freunde und Gönner vergrößerte sich wohl noch die Gefahr, als sie damals schon war. Der Graf Albrecht von Mansfeld ließ ihm durch Lang die Warnung zukommen, ja nicht die Stadt zu ver-

lassen. Er ließ sich dies nicht anfechten. „Ich hoffe", schreibt er an Link, „der Schuldner Jesu Christi zu sein, der vielleicht auch zu mir sagt: ‚ich werde ihm zeigen, wie viel er um meines Namens willen leiden muß'. — Es geschehe sein heiliger Wille. Je mehr jene wüten, um so mehr vertraue ich. Mein Weib und meine Kinder sind versorgt, Acker, Haus und Habe sind verteilt; schon zerpflückt man mir Ruf und Namen. Eins bleibt übrig, ein schwaches und gebrochenes Körperchen; wenn sie es nehmen, werden sie mich vielleicht um ein oder zwei Stunden des Lebens ärmer machen, aber die Seele werden sie mir nicht rauben."

Als Luther die Schrift des Prierias erhielt, erschrak er für den ersten Augenblick, ob der hohen Titel und Würden des Verfassers, aber der Inhalt veränderte seine Stimmung: er erzählt, daß er darüber habe lachen müssen. Sogleich setzte er sich daran, dem „Wald- und Wiesensophisten", wie er ihn unter Anspielung auf seinen Namen benennt, die gebührende Antwort zu erteilen; er brauchte noch weniger Zeit als jener: in zwei Tagen war die mehrere Bogen starke Schrift beendet. Den Römer hatte seine hohe Stellung nicht abgehalten, die beleidigendsten Ausdrücke zu gebrauchen; von dieser Seite wurde, was wohl zu beachten, zuerst der uns Modernen so widerwärtige Ton in der Streitlitteratur jener Zeit angeschlagen. Daß der thüringische Bauernsohn ihn nicht unerwidert ließ, war nicht zu verwundern.

Wie gering er den Gegner schätzte, zeigt der Umstand, daß er dessen Dialog zu gleicher Zeit mit seiner Entgegnung in den Druck gab. Schon Ende August konnte er seine Schrift an die Freunde versenden. Man konnte sie gewissermaßen als Antwort auf die Citation nach Rom ansehen, und an Deutlichkeit ließ sie nichts zu wünschen übrig.

Freilich das Wesentliche ist ihm auch hier die richtige Fassung der Buße: „Lebendige und wahre Buße heißt die Seele loslösen von dem Laster um Gottes willen und sie so bewahren und je mehr und mehr davon trennen." Aber der Gegner nötigt ihn, doch auch auf die prinzipiellen Fragen einzugehen, und so erklärt er denn, die Kirche virtuell, d. h. ihrer Kraft und ihrem Wesen nach nur in Christo, ihrer Repräsentation nach nur im allgemeinen Kon-

zil erkennen zu können. Auch hier spricht er es aus, daß er nur bis zu einem Konzilsbeschluß disputieren wolle. So lange könne er nicht als Ketzer angesehen werden, da er gegen eine bloße „Opinion" kämpfe. Aber nicht, wie Prierias behaupte, genüge die bloße „That der Kirche", um eine Lehre zu approbieren, also hier der Beschluß der Kirche, denn sowohl Papst und Konzil kann irren — das ist der weitgehendste Fortschritt in Luthers Anschauung in dieser Schrift —; aber er fährt nicht etwa fort, wie man erwarten sollte: „und die Konzilien haben geirrt", sondern ist im Gegenteil davon fest überzeugt, daß dies nie geschehen sei. Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, die Entscheidung eines Konzils zu fordern und zugleich Fehlbarkeit zu behaupten. Wer bürgte dafür, daß es nicht auch in seinem Falle irrte? Diese naheliegende Frage berührt er nicht, daran denkt er allem Anschein nach gar nicht, vielmehr hofft er, daß, wie die früheren Konzilien, auch das über ihn urteilende mit Gottes Hilfe die Wahrheit finden werde, etwa wie jemand getrost den Richter anruft und mit Bestimmtheit Recht zu erhalten erwartet, ohne demselben irgendwie Unfehlbarkeit zuzuschreiben.

Jene Bemerkung über die Konzilien war übrigens nur gelegentlich hingeworfen, von Luther selbst wurde ihr kein weiterer Wert beigelegt; jedenfalls zeigt sie deutlich, wie sehr er sich schon von den römischen Anschauungen über Papstgewalt, Kirche und Konzil entfernte; das wird noch klarer aus seinen gleichzeitigen Äußerungen über das Wesen des Bannes.

Mit der Frage vom Bann hatte er sich längst beschäftigt, weniger um seinetwillen, als in Rücksicht auf seine Gemeindeglieder und Anhänger, denen man schon vielfach mit dem Bann drohte. Wahrscheinlich am Sonntag Exaudi hielt er im Anschluß an das Evangelium des Tages eine Predigt darüber. Da Christus, so führt er aus, ganz allein im Menschen das Heil, den Glauben und die Liebe wirkt, so kann die Kirche durch die Exkommunikation das Heil auch nicht absprechen. Der Bann erstreckt sich nur auf die äußere kirchliche Gemeinschaft, ohne den Christen der geistlichen Güter berauben zu können. Ein Verlust dieser geistlichen Güter tritt nur dann ein, wenn der Gebannte sich derselben schon vorher

begeben hat, wenn er dem geistlichen Tode durch die Sünde verfallen ist. Der Bann ist dann eine fromme und mütterliche Züchtigung der Kirche, durch welche sie den Sünder nicht in die Hölle stoßen, sondern vielmehr zum Heil zurückrufen will. Darum soll man ihn nicht verachten, sondern mit Freuden aufnehmen, auch dann, wenn er um ungerechter Sachen willen verhängt ist. Ja ein solcher Bann ist das herrlichste Verdienst: „Selig und gebenedeit ist, der in ungerechtem Bann stirbt, weil er um der Gerechtigkeit willen in Ewigkeit gekrönt werden wird."

Mit diesen Sätzen, die Leben und Seligkeit allein von dem persönlichen Verhältnis des Christen zu seinem Heilande abhängig machen, hatte Luther, wie biblisch sie auch sind, allerdings mit allen kirchlichen Traditionen über diese höchste kirchliche Gewalt der Kirche gebrochen. Er sah voraus, daß sie großes Aufsehen erregen und ein neues Feuer anzünden würden. Und so war es. Während seine Kollegen ihm allseitig zustimmten, erzählte man sich auswärts, auf Grund einzelner herausgerissener Sätze, die man verbreitete, die greulichsten Dinge. Daraufhin entschloß er sich im August, gerade zu jener Zeit, als die römische Citation eingetroffen war, jene Predigt, soweit er sich noch ihres Wortlautes entsann, in lateinischer Sprache herauszugeben. Eine Warnung Spalatins kam zu spät. Ende August war sie gedruckt. Übrigens glaubte er jene „heilige Gewalt" so hoch erhoben zu haben, daß auch die Gegner damit zufrieden sein würden.

Jedenfalls hatte hiernach der Bann seine Schrecknisse für ihn verloren. Aber es war klar, daß ihm in Rom noch mehr als dies, vielleicht der Scheiterhaufen drohte. Wie ruhig wir ihn auch darüber sprechen hörten, ohne Not gedachte er nicht sich in die Höhle des Löwen zu wagen. Er beschloß, den Schutz seines Landesherrn anzurufen; nicht daß dieser für seine Person eintreten sollte, sondern gegen eine ungerechte Behandlung seines Professors, so wird man es zu verstehen haben, wenn er dem Spalatin schreibt, es fordere das „mit ihm die Ehre der ganzen Universität". Sofort nach Empfang der Citation, am Tage darauf, schickte er einen Boten an den Kurfürsten mit der Bitte, er und der Kaiser möchten sich beim Papste dafür verwenden, daß seine

Sache in deutschen Landen, an unverdächtigem Orte, vor unverdächtigen Richtern verhandelt würde. Diese Forderung war nicht unbillig, sie entsprach den deutschen Rechtsanschauungen.

Kurfürst Friedrich der Weise befand sich damals nicht in seinem Lande, sondern in Augsburg, wohin Kaiser Maximilian die Fürsten und Stände zu einem Reichstage berufen hatte. Auch der Papst hatte einen Gesandten geschickt. Ihn vertrat der frühere Dominikaner-General und jetzige Kardinal Cajetan, derselbe, der dem Papste auf dem Laterankonzil so unwürdige Schmeicheleien gesagt. Er brachte große päpstliche Gnaden über die Alpen. Am ersten August bekleidete er den Mainzer Erzbischof mit den Insignien eines römischen Kardinals, dem Kaiser überbrachte er einen geweihten Hut und Degen. Bedeutender waren freilich seine Forderungen, es galt den Deutschen einen neuen Zehnten aufzulegen. Wie seit langen Jahren stand wieder die Türkenfrage im Vordergrunde. Von ihrer Dringlichkeit waren Kaiser und Papst gleich überzeugt. Sie überboten sich darin, den Ständen die Notwendigkeit klar zu machen, zugunsten des Türkenkrieges einen Zehnten zu bewilligen, den schon das Laterankonzil gefordert hatte. Beide drohten gleich eifrig mit der Strafe des Himmels. Des Papstes schwerer Bann und die kaiserliche Acht sollte diejenigen treffen, „die diesen heiligen Zug verachten und dazu ihre Hilfe und Steuer nicht reichen wollten", ließ sich der Kaiser vernehmen. Die scharfe Rede machte aber wenig Eindruck. Nicht nur, daß man ernstliche und nur zu wohlberechtigte Zweifel laut werden ließ, ob Kaiser und Papst nicht ganz andere Dinge mit der Steuer auszuführen bezweckten, man berief sich sogar darauf, daß der „gemeine Mann" sich darüber beschwere, daß so vieles Geld durch die Indulgenzen aus dem Lande geführt würde. Es erschienen Traktate, welche in den schärfsten Worten das römische Unwesen und seine Erpressungen geißelten, und schließlich lehnten die Stände den Zehnten ab. Man wird kaum mit Bestimmtheit sagen können, daß die hierbei zutage tretende Stimmung schon durch den Handel Luthers beeinflußt wurde. Ähnliches hatte man auch schon früher gehört; aber seine Sache kam doch auch hier schon zur Sprache und wurde in den maßgebenden Kreisen erwogen.

Ziemlich zu derselben Zeit wie in Wittenberg wurde auch in Augsburg der Dialog des Sylvester bekannt, ebenso Luthers Äußerungen über den Bann, die das größte Aufsehen erregten. Ohne Zweifel hatte der päpstliche Legat selbst den Kaiser mit Luthers Sache bekannt gemacht, und dieser beeilte sich, in einem Schreiben vom 5. August dem Papste seine Ergebenheit zu bezeigen und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß er dem höchst gefährlichen Treiben bald ein Ziel setzen werde. Dabei leitete ihn sicher hauptsächlich das politische Interesse, gerade jetzt, wo es ihm daran lag, womöglich die Wahl seines Enkels zum römischen Könige noch bei seinen Lebzeiten durchzusetzen, sich die Kurie geneigt zu erhalten. Den kurfürstlichen Räten gegenüber konnte er sich ganz anders aussprechen, gelegentlich auch die Bemerkung fallen lassen, der Kurfürst möge den Mönch fleißig bewahren, weil man seiner vielleicht einmal bedürfe. Innerlich wurde er von der vorliegenden Frage nicht berührt.

Obwohl auch in Augsburg zu Luthers großem Leidwesen Stimmen laut wurden, die den Kurfürsten bezichtigten, Luthers Sätze zu verteidigen, ging er doch, durch Spalatin dazu veranlaßt, auf dessen Wunsch ein und bemühte sich persönlich, bei Cajetan eine Sistierung des Prozesses durchzusetzen und ein Verhör Luthers in Deutschland zu veranlassen. Es wurde hin und her verhandelt, und obwohl der Papst in einem warnenden Breve an den Kurfürsten, vom 23. August, Luther als „ein Kind der Bosheit" bezeichnet und dessen Auslieferung gefordert hatte — ein anderes, damals noch unbekanntes Breve, von dem noch zu reden sein wird —, Luther geradezu als Verurteilten behandelt wissen wollte, gebot die politische Konstellation, auf die Wünsche des einflußreichen Fürsten Rücksicht zu nehmen. Es wurde wenigstens so viel erreicht, daß Luthers Sache in deutschen Landen vorgenommen werden solle: gegen Ende des Reichstags sollte er in Augsburg vor dem Legaten des Papstes seine Verteidigung vorbringen. Zu gleicher Zeit kündigte man dem Kurfürsten an, daß ihm der Papst die höchste Auszeichnung zugedacht, die Erteilung der goldenen Rose. —

Während dies in Augsburg verhandelt wurde, hatte sich an

der Universität Wittenberg eine große Veränderung vollzogen. Endlich hatte Luther erreicht, was er lange erstrebt. Es war ein Lehrer der griechischen Sprache berufen worden, und es war gelungen, eine Kraft ersten Ranges zu gewinnen: am 25. August traf Philipp Melanchthon in Wittenberg ein. Er war noch sehr jung, fast noch ein Knabe, erst am 16. Februar 1497 war er als Sohn ehrsamer Bürgersleute, Namens Schwarzert, geboren, aber schon ging ihm der Ruf großer Gelehrsamkeit voran. Unglaublich früh hatten sich seine einzigartigen Talente, zum Teil unter der Leitung seines berühmten Großonkels Reuchlin, zu reicher Blüte entfaltet. Noch nicht dreizehn Jahre alt, bezog er im Oktober 1509 die Universität Heidelberg, schon 1511 war er Baccalaureus. In Tübingen, wohin er im Herbst 1512 übersiedelte, wurde er zwei Jahre später Magister. Was es nur immer Wissenswertes gab, suchte er sich anzueignen; auch mit theologischen Studien beschäftigte er sich, sein Herz gehörte jedoch zunächst der alten Litteratur. Im Jahre 1516 gab er den Terenz heraus, nachdem er zuerst erkannt, daß derselbe in Versen geschrieben. Zwei Jahre später erschien seine griechische Grammatik, für lange Zeit das gebrauchteste Handbuch in deutschen Schulen. Er erschien als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit, gleich gewandt in der Rede wie mit der Feder, in der Zierlichkeit des Stils konnte er mit Erasmus wetteifern.

In Wittenberg war man anfangs etwas überrascht, als das kleine, schwächliche Männchen erschien. Aber sogleich in seiner Antrittsrede „über die Notwendigkeit einer Verbesserung der Studien“ gewann er sich aller Herzen. Nie hat eine Persönlichkeit auf Luther größeren Eindruck gemacht, als dieser „kleine Grieche“. Er konnte von ihm reden wie von einem Knaben, sorgte sich wie ein Vater darum, ob er das rauhe Klima Wittenbergs vertragen würde u. dgl. m., und sah zugleich mit staunender Bewunderung zu dem jungen Kollegen hinauf, der sein kongenialster Genosse werden sollte. „Bald“, schreibt er an Spalatin, „haben wir von seiner Erscheinung in Statur und Person abgesehen, beglückwünschen in ihm bewundernd die Sache. — Verachtet nicht seine Person und sein Alter, er ist ein Mann, jeder Ehre wert.“ Seine Witten-

berger Thätigkeit begann er mit einer Vorlesnng über Homer und einer anderen über den Brief des Paulus an Titus. Es war wohl das erste Mal, daß an einer deutschen Hochschule ein Humanist von Fach mit den Hilfsmitteln seiner Wissenschaft über ein biblisches Buch las. Und mit Begeisterung schreibt Luther von seinen Erfolgen: „Wir treiben jetzt alle Griechisch um des Verständnisses der Bibel willen“, meldet er dem Staupitz. „Melanchthon hat sein Auditorium voll von Zuhörern, besonders alle Theologen bringt er zum Studium des Griechischen.“ Auch über die Gewinnung eines Lehrers der hebräischen Sprache schwebten jetzt Unterhandlungen, die neuen biblisch-theologischen Studien blühten und man dachte an umfassende Reformen. Schon erhob sich die Frage, ob es nicht nötig wäre, auf einen andern Modus zu denken, um die akademischen Grade zu erwerben, da die Scholaren nur noch ungern jene Lektionen durchmachen wollten, die nach dem alten Herkommen dazu nötig waren.

Alle diese Dinge beschäftigten Luther auf das lebhafteste zu derselben Zeit, wo ihn die schwersten Gefahren bedrohten und er sich derselben bewußt war. Größer und schwerer erschienen ihm selbst die inneren Kämpfe, die er zu bestehen hatte. „Unvergleichlich Schlimmeres erdulde ich, wie du weißt“, schreibt er an Staupitz, „was mich zwingt, diese zeitlichen und augenblicklichen Blitze gering zu achten.“ Neben den alten immer von neuem auftauchenden Zweifeln an dem eigenen Heil, waren es jetzt wohl Fragen, wie die nach der sittlichen Berechtigung seines Handelns. Die Frage, „ob er allein klug sei“, hat ihn oft und vielmals gequält, und das ist begreiflich; aber sein Gewissen bezeugte ihm doch, wie er in demselben Briefe schreibt, daß er die Wahrheit lehre. Er weiß, daß die Anfechtungen, die ihn deshalb treffen, vom Herrn kommen, und bittet den väterlichen Freund, dafür zu beten, daß er sich nicht allzu sehr darüber freue und darauf vertraue.

Die Zahl seiner Freunde und derer, die mit innerer Teilnahme dem Gange der Ereignisse folgten, war in den letzten Monaten erheblich gewachsen, wenn auch manche über seinen Sermon vom Bann stutzig geworden waren. Seine Schriften wurden eifrig gelesen. Der Traktat gegen Sylvester Prierias war in höchstens

vierzehn Tagen vergriffen; freilich meinte Luther, daß die Dominikaner, um sie zu unterdrücken, die Schrift aufgekauft hätten. In Basel veranstaltete man, auf Veranlassung des später besonders um die Reformation Straßburgs verdienten Wolfgang Capito, schon einen Nachdruck seiner Traktate. Wie man dort Luthers Auftreten auffaßte, ihm schon eine bedeutend weiter gehende Wichtigkeit beimaß, zeigt das „an die redlichen Theologen" gerichtete Vorwort: „Hier habt ihr die theologischen Schriften des ehrwürdigen Vaters Martin Luthers, von dem die meisten halten, daß er von Christo, welcher endlich ein Auge des Erbarmens auf uns gerichtet, wie ein zweiter Daniel gesandt sei, um einige Mißbräuche an den Tag zu bringen und zu erweisen, die in der Kirche entstanden sind, während die Theologen die evangelische und paulinische Gotteslehre vernachlässigten, und sich mit ihren Ampliationen und Restriktionen und Appellationen und anderen Narreteidingen und spitzfindigem Wortkram abgaben. Ja, wollte Gott, daß alle Theologen bei dieser Gelegenheit aus ihrem Schlafe erwachten. — Bedenken mögen die Theologen bei dieser Gelegenheit, daß die Lehrmeinungen und Bestimmungen der Schule keineswegs dem Christenvolke als Glaubens- und Gewissenslasten aufgehalst werden sollen; bedenken, daß die Welt bei den jetzt hin und wieder auftauchenden Studien anfängt sich zu besinnen, daß die Laien gar nicht mehr so unwissend als ehemals. Christum und sein Evangelium und Paulus sollen sie vor allen Dingen lieben, lesen, darin leben und weben, dann werden sie auch finden und einsehen lernen, daß es sich mit gewissen Dingen allerdings anders verhält, als es bisher die theologischen Frag- und Antwortsteller gelehrt haben. Darum, meine Brüder, ist es an der Zeit, daß wir aufstehen vom Schlafe." Von vielen Seiten vernahm er freundliche Zustimmung, aber auch ängstliche Mahnungen zur Vorsicht. Es ist überraschend zu beobachten, wie selbst die ergebensten Anhänger des Papsttums sich von demselben jeder Tücke versahen. Staupitz, der sich damals bei dem ihm befreundeten Erzbischof von Salzburg aufhielt, riet ihm, Wittenberg zu verlassen und zu ihm zu kommen, „damit wir zusammen leben und sterben."

Als endlich die Entscheidung kam, daß er in Augsburg er-

scheinen solle — sie kann erst in der letzten Woche des September in Wittenberg eingetroffen sein —, machte er sich sogleich auf den Weg. Die nur zu berechtigten Warnungen der Freunde konnten ihn nicht abhalten, obwohl ihm, wie er später bekannte, zuweilen bange wurde und er den Scheiterhaufen vor Augen hatte, ihn auch der Gedanke quälte: „Was für eine Schande werde ich meinen Eltern sein!"

Ihn begleitete ein Bruder seines Klosters, Leonhard Bayer, derselbe, der ihm bei seiner Disputation in Heidelberg respondiert hatte. Sein Weg führte ihn über Weimar, wo der Kurfürst auf der Rückreise von Augsburg sich aufhielt. Dort predigte er am Michaelistage. Dann ging die Reise südwärts. Der Kurfürst hatte ihm zwanzig Gulden dazu verehrt, auch sonst durch Empfehlungsbriefe und besondere Anordnungen an seine noch in Augsburg befindlichen Räte dafür gesorgt, daß es ihm an Beistand nicht fehle. In Nürnberg lieh er sich von seinem Freunde, dem dortigen Prior Wenzelaus Link, der sich ihm anschloß, eine bessere Kutte, um würdig vor dem Kardinal erscheinen zu können. Auch hier noch suchte man ihn zurückzuhalten. „Ich fand", so schrieb er von dort, „einige Kleinmütige, die mich sogar davon abzuhalten suchten, nach Augsburg zu gehen. Aber ich blieb fest. Auch in Augsburg, auch inmitten seiner Feinde, herrscht Christus. Es lebe Christus, es sterbe Martinus und jeder Sünder, wie geschrieben steht! Es werde erhöht der Gott meines Heils. Lebt wohl und verharret in Standhaftigkeit." So schrieb er an uns unbekannte Freunde, wohl die Wittenberger Kollegen. Den ganzen Weg machte er zu Fuß, nur wenige Meilen vor Augsburg zwang ihn körperliches Übelbefinden, einen Wagen zu mieten.

Am 7. Oktober kam er in Augsburg an. Im dortigen Karmeliterkloster, wo einer seiner Schüler, Johann Frosch, ein Wittenberger Licentiat, das Priorat bekleidete, stieg er ab. Dem Kardinal ließ er sogleich seine Ankunft melden. Er versprach, ihn freundlich zu empfangen. Die kurfürstlichen Räte jedoch, Dr. Rühel, und Philipp v. Feilitsch, so wie sonstige Freunde, an die er empfohlen war, u. a. Dr. Konrad Peutinger und der Kanonikus Langemantel, hielten für gut, daß er sich nicht eher stellen sollte, bis er einen

kaiserlichen Geleitsbrief erhalten. Die Sache verzögerte sich, weil Maximilian fern von der Stadt dem Weidwerk oblag. Unterdessen suchte ein Italiener, dem er auch empfohlen, mehrfach auf Luther einzuwirken und ihn womöglich noch vor der Zusammenkunft mit dem Kardinal zum Widerruf zu bewegen. Als echter Italiener, wie Luther sagt, meinte er, daß es sich ja nur um die sechs Buchstaben handele, revoco, ich widerrufe, und als Luther dies zurückwies und erst eines bessern belehrt werden wollte, fragte er spöttisch, „ob er mit dem Kardinal ein Ringelrennen anstellen wolle“. Unverblümt bekannte er es als seine Ansicht, daß es erlaubt sei, lügnerische Sätze zu predigen, wenn sie nur Gewinn brächten und den Beutel füllten. Er warf auch die Frage auf, ob Luther denn meine, daß Kurfürst Friedrich seinetwegen zu den Waffen greifen werde, und als Luther erwiderte, daß er das gar nicht wolle, fragte er weiter, wo er denn dann zu bleiben gedenke, worauf Luther ruhig antwortete: „Unter dem Himmel.“ Auf diese Antwort war er nicht gefaßt; er ging fort, ohne wiederzukommen.

Es waren bange Tage des Wartens für Luther. Das Gerücht von seiner Ankunft hatte sich bald verbreitet, alle wollten, wie er sich ausdrückt, den Herostratus sehen. Seine Aufnahme im Kloster war eine vortreffliche, die angesehensten Leute der Stadt zeigten sich ihm gewogen, es war ihm der Freundlichkeit fast zu viel; aber er war sich dessen bewußt, daß er vor einer schweren Entscheidung stand, und schwankte zwischen Furcht und Hoffnung. Damals hat er den ersten Brief an Melanchthon geschrieben, den wir besitzen. Er betrifft Universitätsangelegenheiten, die Berufung eines Lehrers der hebräischen Sprache, die er auch von hier aus betrieb, aber er ist zugleich ein Zeugnis von der beginnenden engen Freundschaft mit dem jungen Gelehrten, dessen „süßem Umgang“ er fürchtet für immer entrissen zu werden, wie der Begeisterung für die neue Richtung der Wittenberger Studien: „Lieber will ich untergehen, als durch Widerruf der Anlaß zur Vernichtung der besten Studien werden.“

Erst am 12. Oktober, nachdem er inzwischen seinen Geleitsbrief erhalten, kam Luther das erste Mal mit dem Kardinal zu-

sammen. Unter den damaligen Gelehrten gab es ohne Zweifel nur wenige, die so gut unterrichtet waren über die Frage, um die es sich handelte, als dieser Kirchenfürst, wie schon früher bemerkt, einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, die Zierde und der Stolz seines Ordens. Noch ohne Kenntnis von Luthers Thesen, hatte er am Ende des Jahres 1517 eine gelehrte Abhandlung über den Ablaß geschrieben, und den Streitfragen über das Bußsakrament sind mehrere seiner zahlreichen Traktate gewidmet, zu denen er sogar seine Muße während des Augsburger Aufenthalts benutzte. Man hätte hiernach erwarten können, daß er am ehesten geneigt sein würde, auf eine wissenschaftliche Behandlung der Sache einzugehen, doch war er gerade einer der entschiedensten Verfechter der von Luther in Zweifel gezogenen Theorieen, außerdem Dominikaner und, wie wir hörten, erfüllt von der Höhe und Unantastbarkeit päpstlicher Macht und Würde.

Luther war darüber belehrt worden, wie er sich vor einem so hohen Prälaten zu benehmen habe. Als er mit Link und einigen anderen Freunden bei ihm eintrat, warf er sich zur Erde nieder. Der erste Empfang war ein freundlicher. Der Kardinal sprach von seiner Gelehrsamkeit und seinen vielen Schülern, von denen er gehört. Zur Sache übergehend, bemerkte er, daß er seine Angelegenheit freundlich und väterlich beilegen wolle, verwahrte sich übrigens sogleich gegen jeden Gedanken an eine private oder öffentliche Disputation. Auf Grund eines päpstlichen Mandats erklärte er, an Luther eine dreifache Forderung stellen zu müssen: er möge in sich gehen und seine Irrtümer widerrufen; das Versprechen abgeben, auch in Zukunft davon abzustehen, und geloben, sich alles dessen zu enthalten, was die Kirche verwirren könnte. Luther bat um Auskunft, worin denn seine Irrtümer beständen, er sei sich keiner bewußt. Da waren es zwei Sätze, die der Kardinal hervorhob: die Behauptung Luthers in seiner 58. These, der Schatz der Kirche, nämlich der, aus dem sie den Ablaß nimmt, sind nicht die Verdienste Christi und der Heiligen, weil diese auch ohne den Papst die Gnade wirken, und sodann ein Satz aus seinen Resolutionen, wonach nicht das Sakrament als solches, sondern der dazu gebrachte Glaube es sei, der die rechtfertigende Gnade erlange.

Cajetan hätte noch manchen andern Satz herausgreifen können, der den kurialistischen Theorieen entgegenstand; daß er gerade diese wählte, zeigt den gewiegten Theologen: die bezeichneten Sätze waren von weittragender Bedeutung. Auch meinte der gelehrte Dominikaner, Luther bei diesen Punkten am leichtesten überführen zu können. Unter triumphierendem „Gekicher" seiner Umgebung verwies er auf eine Bulle Klemens' VI. vom 27. Januar 1343, in welcher der römische Stuhl erklärt habe, daß allerdings im Ablaß Christi Verdienst ausgeteilt werde. Luther scheine diese Bulle gar nicht zu kennen; worauf dieser erwiderte, daß er sie sehr wohl kenne, auch noch eine andere darauf bezügliche Auslassung Sixtus' IV., daß sie aber nichts gegen ihn bewiesen, da die päpstlichen Dekretalen oft die heilige Schrift verkehrten und sie nicht richtig benutzten. Darauf sprach der Kardinal den entscheidenden Satz aus, die Dekrete des Papstes seien ohne weiteres anzuerkennen. Der Papst habe Macht über alle Dinge, auch über die Konzilien, habe er doch erst letzthin das Konzil von Basel verurteilt.

Das letztere war richtig, aber dieser thatsächliche Beweis päpstlicher Machtvollkommenheit war keineswegs allgemein anerkannt. Das bisherige Bollwerk der Rechtgläubigkeit, die Universität Paris, hatte dagegen appelliert. Hierauf berief sich Luther, doch der Kardinal beteuerte, daß jene dafür ihre Strafe erleiden würde.

Viel wichtiger war für Luther der andere Punkt. Wir wissen, unter welchen schweren inneren Kämpfen er zur Überzeugung von der umfassenden Bedeutung des Glaubens gekommen, wie er hierdurch allein innerlich fest und der göttlichen Vergebung gewiß geworden war. Und nun behauptete Cajetan, daß man mit festem Glauben zum Sakrament kommen müsse, sei eine neue und irrtümliche Lehre, man müsse vielmehr darüber ungewiß sein, ob man die Gnade erlange oder nicht. Eben diese geforderte Ungewißheit, der Zweifel, ob man sich auch genügend für die Gnade „disponirt" habe, war es gewesen, der Luther so lange gequält, den er dann glücklich überwunden durch festes Vertrauen auf die Gnadenverheißungen Gottes. Das sollte er nun widerrufen. Im Berichte an den Kurfürsten schrieb er später: „Wenn ich diese Ansicht vom Glauben verleugnete, würde ich Christum verleugnen." Noch im

Tode wollte er sich dazu bekennen. So erklärte er auch dem Kardinal aufs bestimmteste, worauf dieser erwiderte: „Ob du willst oder nicht willst, du mußt heute widerrufen, sonst werde ich um dieses einen Punktes alle deine Sätze verurteilen."

Gleichwohl lag ihm offenbar mehr an dem andern Punkt, weil dieser die Frage von der Gewalt des Papstes berührte. Darauf kam er immer wieder zurück. Wider seinen Willen kam es doch zu einer Art von Disputation, bei der er sich auf päpstliche Dekretalen und scholastische Autoritäten berief, auch das Gewicht seiner Stellung in die Wagschale legte, während Luthers Entgegnungen aus der Schrift unbeachtet blieben oder von den anwesenden Italienern belacht wurden. Er sah ein, daß so nichts erreicht werden könne. Es mußte ein anderer Weg eingeschlagen werden. Er erbat sich Bedenkzeit und ging.

Das Mißtrauen seiner Berater gegen die „Welschen" war nach dieser Zusammenkunft erheblich gestiegen. Auch Staupitz, der inzwischen ebenfalls in Augsburg angekommen war, um Luther treu zur Seite zu stehen, riet wie die übrigen, möglichst formell vorzugehen. Als Luther am 13. zum zweitenmale vor dem Kardinal erschien, verlas er vor Notar und Zeugen eine „Protestation". Sie enthielt die Erklärung der Ehrerbietung wie des Gehorsams gegen die Kirche auch für die Folgezeit. Was die Forderungen des Kardinals anbeträfe, so sei er sich zwar nicht bewußt, irgendetwas gegen die heilige Schrift, die Kirchenväter, päpstliche Dekretalen oder die rechte Vernunft gesagt zu haben, unterwerfe sich aber dem Urteil und einer rechtmäßigen Bestimmung der heiligen Kirche, auch allen denen, die es besser verstünden. „Zum Überfluß erbiete ich mich persönlich hier oder anderswo auch öffentlich Rechenschaft abzulegen von dem, was ich gesagt habe. Wenn dies Ew. Hochwürden nicht gefällt, bin ich bereit, auch schriftlich etwaigen gegen mich vorgebrachten Einwürfen zu antworten, und über sie Urteil und Sentenz der berühmten Doktoren der kaiserlichen Universitäten zu Basel, Freiburg, Löwen und, wenn das nicht genügt, auch der zu Paris zu hören."

Der Kardinal lächelte über dieses Verfahren. Seine Antwort war eine erneuerte dringendere Aufforderung zum Widerruf; er

habe nur die Absicht, ihn mit der Kirche und dem Papste zu versöhnen, auch werde es Luther schwer werden, wider den Stachel zu löcken. Man sieht, und so faßte es Luther auch auf, er behandelte ihn schon als verurteilten Ketzer. Von einer Disputation wollte er nichts wissen, und so bat Luther, sich schriftlich verantworten zu dürfen. Erst auf Verwendung des Staupitz wurde ihm dies gewährt.

Es ist ein merkwürdiges Schriftstück, was er daraufhin verfaßt. Um die von dem Legaten angefochtenen Sätze zu rechtfertigen, sucht er nachzuweisen, daß die fragliche päpstliche Kundgebung wirklich der Schrift zuwiderlaufe. Gewiß soll man den päpstlichen Dekretalen gehorchen, jedoch natürlich nur insofern, als sie der Schrift und den Kirchenvätern nicht widersprechen. Man muß sie hören, „wie die Stimme des Petrus"; aber auch Petrus hat nach Gal. 2 geirrt. Da ist es kein Wunder, wenn auch seine Nachfolger bisweilen fehlgehen. Bei der Zusammenkunft der Apostel, von der die Apostelgeschichte im 15. Kapitel erzählt, galt die Ansicht des Petrus nicht eher, als bis Jakobus und die ganze Gemeinde beitrat. Er bezieht sich auf einen berühmten Kanonisten, Nikolaus v. Tudesco, Bischof von Palermo, der erwiesen habe, daß nicht nur ein allgemeines Konzil, sondern unter Berufung auf 1 Kor. 14, 30 sogar jeder beliebige Gläubige, wenn er bessere Gründe und Autoritäten beibringe, über dem Papst stehe. „Deshalb muß man das Wort des Petrus so hören, daß noch Raum da ist für dies überführende Wort des Paulus." Und über allem steht das Wort Christi. Dabei macht er doch den Versuch, den Inhalt jener Dekretalen mit seiner und der Schrift Lehre in Einklang zu bringen, meint auch schließlich, nachdem er mit allen Mitteln einer wunderlichen Dialektik eine Reihe von Gründen dafür angeführt hat, daß der Papst es nur so gemeint haben könne, was doch nur ein Beweis dafür ist, wie furchtbar schwer es ihm wurde, auch äußerlich mit jenen Autoritäten zu brechen, von denen er sich innerlich schon so weit entfernt hatte. Desto bestimmter und fester verficht er die Notwendigkeit des Glaubens beim Sakrament. Hier kennt er keine Vermittelung, sondern geht sogleich weiter, fügt Schriftwort an Wort, auch Citate aus den Vätern,

um in kurzen, schlagenden Sätzen die Rechtfertigung allein aus dem Glauben überhaupt zu erweisen, aber auch bereit, sich eines Besseren belehren zu lassen. Der Kardinal möge sich beim Papst für ihn verwenden, daß er seine Seele, die nur das Licht der Wahrheit suche, nicht in die Finsternis hinausstoße. Er werde sich nicht schämen, Falsches zurückzunehmen, sich vielmehr freuen, daß die Wahrheit zum Siege komme. „Nur zwinge man mich nicht, etwas wider mein Gewissen zu thun, denn ohne jedes Bedenken glaube ich, daß dies die Lehre der Schrift sei."

Das seien Worte, meinte der Kardinal, versprach jedoch die Schrift, die ihm Luther am 14. Oktober übergab, nach Rom zu schicken. Von neuem forderte er ihn auf zu widerrufen, und überschüttete ihn mit einem Strom scholastischer Theologie. Wohl an die zehn Male, erzählt Luther, habe er versucht zu sprechen, aber ebenso oft habe ihn der Kardinal niedergedonnert. Da fing auch Luther an zu schreien. Es kam zu einer erregten Scene, die für den Kirchenfürsten um so peinlicher wurde, als Luther ihm bei der Auslegung der fraglichen Dekretale, um die es sich wieder handelte, nachwies, daß etwas ganz anderes darin stände, als jener meinte, und in wenig ehrerbietigem Tone ausrief, der Kardinal möge nur nicht denken, daß die Deutschen keine Grammatik verständen. Während Luther immer wieder Gründe aus der Schrift hören wollte, focht Cajetan lediglich mit seinen scholastischen Autoritäten und der kirchlichen Gewalt. Zwischen diesen beiden Männern war keine Verständigung möglich. Der Kardinal hatte immer nur die eine Antwort: „Widerrufe". Als Luther seinerseits wiederum bessere Belehrung forderte, fiel Cajetan endlich aus der Rolle des väterlichen Beraters, die er, wenn auch mit schlechtem Erfolg, fortwährend zu spielen sich bemühte, gänzlich heraus und drohte, falls Luther nicht widerrufe oder am festgesetzten Tage vor seinen Richtern erscheine, werde er über ihn und seinen Anhang den Bann, und über alle, zu denen er sich wenden werde, das Interdikt verhängen, wozu er schon ein genügendes Mandat vom heiligen Stuhle habe.

Aber Luther blieb standhaft. Endlich erhob sich der Kardinal

und sagte: „Geh! Widerrufe oder komm mir nicht wieder vor die Augen.“ Und Luther kam nicht wieder.

Indessen hoffte Cajetan noch durch Staupitz und Link auf Luther einwirken zu können, aber vergebens. Staupitz konnte sich darauf berufen, daß er sich immer darum bemüht, Luther zu vermögen, sich der Kirche demütig zu unterwerfen, was er ja auch gethan habe. Mehr in der Sache zu thun, lehnte er ab, er sei jenem auch an Talent und Gelehrsamkeit nicht gewachsen. Der Kardinal vertrete ja die Stelle des Papstes, sei der höchste Prälat am Orte, er möge ihn doch selbst überreden, worauf der Kardinal unwillig erwidert haben soll: „Ich will nicht mehr mit dieser Bestie reden, denn er hat tiefe Augen und wunderbare Spekulationen in seinem Kopfe.“

Staupitz hatte den sicheren Eindruck, so schrieb er am folgenden Tage an den Kurfürsten, daß der Kardinal mit seinen hübschen Worten, „die nur leer oder eitel seien“, Luther nur zum Widerruf bringen wolle, ja, daß er durch Luthers Entgegnungen in die Enge getrieben, danach suche, „wie er das unschuldige Blut vertilgen möchte“.

So weit er es vermochte, suchte Staupitz auch jetzt noch Luther zur Nachgiebigkeit zu bewegen, aber er war so weit entfernt davon, ihm Widerruf zuzumuten, daß er vielmehr den Zagenden und in jenen Tagen vielfach Angefochtenen aufrichtete. „Gedenke, Bruder“, rief er Luther zu, „daß du dies im Namen unseres Herrn Jesu Christi angefangen hast“, ein Wort, welches ihm, wie er später einmal schrieb, von oben herab gesagt zu sein schien. Auch entband ihn Staupitz von der Ordensregel: falls ihm Schweigen auferlegt würde, sollte er nicht um seines Gelübdes willen zum Gehorsam verbunden sein. Staupitz wollte wohl auch selbst der unangenehmen Notwendigkeit überhoben sein, etwa auf Befehl des Generals gegen Luther einschreiten zu müssen, denn eben jetzt verbreitete sich das Gerücht — sicher auf Grund jenes früher erwähnten Befehls an Gerhard Hecker —, das nur von Cajetan und seinen Begleitern herrühren konnte, der Augustinergeneral habe gegen Luther ein Mandat erlassen, und Dr. Peutinger wollte wissen, daß es auch Staupitz mit Gewalt und Kerker bedrohe. Daraufhin verließ er mit Wenzeslaus Link, ohne sich

beim Kardinal zu beurlauben, schon am 16. die Stadt, während Luther in gänzlicher Verkennung der Verhältnisse noch immer auf ein weiteres Entgegenkommen des Kardinals wartete, ohne doch selbst in irgendwelcher Weise seinen Standpunkt zu ändern. Noch am selben Tage, an welchem er seine letzte Zusammenkunft mit dem letzteren hatte, ließ er Spalatin wissen, daß er nicht daran denke, auch nur eine Silbe zu widerrufen. Gleichwohl wendete er sich auf den Wunsch des Staupitz noch brieflich an den Kardinal. Demütig bekennt er, in der Sache vom Ablaß wohl etwas zu hitzig vorgegangen zu sein, versprach auch, davon zu schweigen, wenn es die Gegner gleichfalls thäten, im übrigen verwahrt er sich sehr entschieden gegen die Autorität eines Thomas von Aquino und ähnliches und wünscht darum die Sache vor den Papst gebracht zu sehen. Schon diese Zurückweisung des Thomas mußte Cajetan überzeugen, daß weitere Verhandlungen unnütz seien, und Luther selbst glaubte wohl kaum daran, daß sie Erfolg haben könnten. Sein Sinn stand längst darauf, an ein Konzil zu appellieren. Nur dahin kann es verstanden werden, wenn er eine Entscheidung der Kirche fordert. Seine Ratgeber hielten jedoch dafür, den ordnungsmäßigen Weg einzuschlagen und erst von dem „übel berichteten Papst an den besser zu berichtenden“ zu appellieren. In aller Form Rechtens wurde ihm das betreffende Schriftstück zurecht gemacht, worin er seine Richter als parteiisch zurückweist, von den resultatlosen Verhandlungen mit Cajetan berichtet und um seiner Sicherheit willen eine Vernehmung vor gelehrten und rechtschaffenen Männern an einem sichern Ort erbittet. Wenn sich darin wiederum Ausdrücke äußerster Devotion gegenüber dem Papste finden, er diesen angeht, mit ihm zu machen was er wolle, auch von neuem erklärt, in seinem Ausspruche die Stimme Christi vernehmen zu wollen, so sind das ohne Zweifel hergebrachte Formeln, das Ganze eine Konzession an die Freunde, oder, wie er es wenige Wochen später öffentlich fast entschuldigend bezeichnete, ein Akt der Ehrerbietung gegen die Person des Papstes.

Am 16. Oktober hatte er das Schriftstück unterzeichnet, am 18. gab er dem Kardinal davon Kunde, indem er zugleich mitteilte, daß er nunmehr entschlossen sei, abzureisen. Auch hier heißt es: „Ich

erwarte, was die Kirche sagen wird. Nicht als Gegner will ich streiten, sondern als Schüler will ich hören. — Wie ich sie nicht verdiene, so habe ich auch keinen Grund römische Zensuren zu fürchten. Durch Gottes Gnade bin ich so beschaffen, daß ich Zensuren weit weniger fürchte als Irrtümer und eine falsche Meinung in Glaubenssachen, indem ich weiß, daß eine Zensur nichts schadet, sondern vielmehr nützt, wenn der gesunde Glaube und die Wahrheit mit mir ist."

Es war klar, daß hiernach auch der Kardinal, wenn nicht früher, so jetzt die Verhandlung als abgeschlossen betrachten mußte, und Luther vergeblich auf eine Antwort wartete. Unterdessen berieten die Freunde, was weiter zu thun sei. Man dachte einen Augenblick daran, daß Luther Wittenberg verlassen und sich nach Paris begeben sollte, und traf schon Vorbereitungen dazu, mußte den Gedanken aber einstweilen fallen lassen, weil man das nötige Geld nicht aufbringen konnte. Aber mit jedem Tage wurde man auf Grund der umlaufenden Gerüchte um Luthers Sicherheit besorgter, und dies um so mehr, je weniger der Kardinal etwas von sich hören ließ. Schließlich hielt man heimliche Flucht für geboten und überließ es dem Bruder Leonhard die Appellation dem Kardinal einzuhändigen. In der Nacht vom 20. zum 21. Oktober verließ Luther durch ein Pförtchen der Stadtmauer, das ihm Langemantel öffnete, die Stadt. Von einem alten Ausreiter der Stadt begleitet, wie er später erzählt, „nur mit Kniehosen, ohne Messer und Wehr, auch ohne Sporen" ritt er davon auf der Straße nach Nürnberg, am ersten Tage acht Meilen weit bis ins Städtchen Monheim. Als er des Abends im Stalle abstieg, fiel er stracks in die Streu.

Die schnelle Flucht war nicht unbegründet. Noch in Nürnberg erhielt Luther durch Spalatin die Kopie eines päpstlichen Breves an Cajetan, welches, obwohl es schon vom 23. August datiert war, ihn als einen vollendeten Ketzer bezeichnete, ihn festnehmen und bis auf weiteren päpstlichen Befehl verwahren hieß. Die Vollmachten, die dem Kardinal erteilt wurden, waren ganz außerordentliche. Nicht nur solle er alle Anhänger Luthers exkommunizieren dürfen, sondern unter Androhung der schärfsten kirchlichen Strafen von allen

geistlichen wie weltlichen Gewalten Luthers gefängliche Einziehung fordern. Es ist ein neues Zeugnis für Luthers Hochachtung für Leo X., daß er nicht glauben wollte, daß ein so diabolisches Breve von diesem Papste habe ausgehen können, und auch neuere haben es um seiner Ungeheuerlichkeit willen für eine Fälschung erklären wollen, während es doch nur beweist, welchen Einfluß Luthers Feinde bei der römischen Kurie schon erlangt hatten, und mit welcher Leichtigkeit man in Rom das deutsche Rechtsgefühl mit Füßen zu treten geneigt war. Indessen zog Luther heimwärts.

Als er am 31. Oktober wieder in seinem Kloster angekommen war, schrieb er an Spalatin: „Ich bin voll Freude und Frieden, so daß ich mich wundere, daß diese meine Anfechtung vielen und großen Männern als etwas Großes erscheint.“ Über den Weg, den er nunmehr einzuschlagen habe, war er sich vollkommen klar; daß der Papst seine Appellation annehmen würde, wagte er kaum mehr zu hoffen. Daraufhin war er fest entschlossen, nunmehr an das höchste Tribunal der Christenheit, ein Konzil, zu appellieren.

Zunächst ging er daran, seine Augsburger Erlebnisse mit den darauf bezüglichen Aktenstücken zu veröffentlichen. Sie sollten zugleich, woran ihm augenscheinlich viel lag, falschen Gerüchten entgegentreten und seine ablehnende Stellung gegenüber den päpstlichen Dekretalen öffentlich rechtfertigen. Von irgendwelcher Abschwächung ist freilich nichts zu spüren, im Gegenteil verschärft er noch seine früheren Auslassungen und entschuldigt sich gewissermaßen, wie schon erwähnt, daß er seine Ansicht dem Urteil des Papstes unterworfen, was er nur aus Ehrerbietung gethan habe, denn die göttliche Wahrheit stehe auch über dem Papste. Jene bewußte Dekretale verwirft er jetzt unumwunden und sucht auch an anderen seine Behauptung zu erweisen, daß dieselben vielfach die Schrift verdrehen. Dadurch wird er zu Erörterungen über das Wesen der römischen Kirche geführt, in denen er schon deutlich zwischen dem Reich Gottes und der römischen Kirche unterscheidet und es für eine Thorheit höchst alberner Menschen erklärt, die Kirche Christi an Zeit und Ort zu binden und zu behaupten, daß man ohne Unterwerfung unter den Papst kein Christ sein könne, während es doch lange Zeit Christen gegeben, die keinem Papst unterthan gewesen. Aber

noch mehr. Mit Entrüstung erklärt er sich gegen die modernen Schmeichler des Papstes, die diesen über das Konzil stellen und durch Verwerfung des einen Konzils durch ein anderes nichts Sicheres übrig lassen. „Ja, es giebt Leute, welche unverschämt genug vorgeben, der Papst könne nicht irren und stehe über der Schrift. Läßt man solche ‚Monstra‘ gewähren, dann geht die Schrift zugrunde, dann auch die Kirche und es bleibt nichts übrig, als das Wort eines Menschen in der Kirche.“

Diese scharfen Worte haben ohne Zweifel eine persönliche Beziehung; wenigstens läßt sich nachweisen, daß sie unter dem unmittelbaren Eindruck eines Briefes von Cajetan an den Kurfürsten geschrieben sind, der am 19. November in des letzteren Hände kam und noch am selben Tage abschriftlich an Luther weitergesandt wurde. Der Kardinal beklagte sich darin bitter über Luthers Verhalten und stellte an den Kurfürsten das Ansinnen, Luther nach Rom zu schicken oder aus seinem Lande zu jagen.

Die ganze Sache bereitete der kurfürstlichen Regierung, wie begreiflich, große Verlegenheit. Auch dem minder Weitblickenden konnte es nicht entgehen, daß hieraus Verwickelungen entstehen könnten, die nur zu leicht geeignet wären, den Lebensabend des friedliebenden Fürsten zu trüben, und doch gebot das Gerechtigkeitsgefühl, Luther nicht ohne rechtmäßiges Urteil auszuliefern. Die Art und Weise, wie der Kardinal dem Fürsten zu verstehen gab, daß es nur das Vertrauen auf seinen Schutz sein könne, worauf Luthers kühnes Auftreten sich gründe, mußte ihn, der darauf Wert legte, für einen gut katholischen Fürsten zu gelten, in höchstem Maße verletzen. Man hätte sich nicht wundern können, wenn er darüber auf Luther unwillig geworden wäre. Wir hören nichts davon. In der ihm eigenen hochherzigen Offenheit übersandte er ihm, wie gesagt, das Schreiben und erwartete Luthers Gegenrede. Und noch an demselben 19. November verfaßte Luther einen umfangreichen Brief an den Kurfürsten, in dem er den wahren Hergang der Dinge erzählt und noch einmal mit großer Klarheit seine Stellung zu den in Augsburg zur Sprache gekommenen Fragen präcisiert, auch von neuem sich bereit erklärt, Rechenschaft abzulegen und sich belehren zu lassen. Die Haupt-

sache ist und bleibt ihm die Frage nach der Rechtfertigung aus dem Glauben, alles andere behandelt er wie nebensächlich. Von seinem Kurfürsten versieht er sich alles Guten. Ihn nach Rom zu schicken, wo nicht einmal der Papst seines Lebens sicher sei, hieße zum Mörder werden. Nur das eine, dies nicht zu thun, bittet er, und dafür verwandten sich auch die Kollegen; dagegen will er gern, um den Kurfürsten vor Schmach zu bewahren, das Land verlassen.

Und damit war es ihm Ernst. Staupitz hatte ihn von der Ordensregel entbunden, kein klösterlicher Gehorsam band ihn mehr an die Stätte seiner bisherigen Wirksamkeit. Der Gedanke, seinem Kurfürsten Ungelegenheiten zu machen, war ihm unerträglich. Würde der Kurfürst ihn auch vor der Bannbulle schützen wollen oder auch nur können? Er erwartete sie jetzt täglich. Wenn sie eingetroffen, wollte er gehen „ungewiß", wie er schreibt, „wohin, vielmehr sehr gewiß wohin, denn Gott ist überall". Seiner Gemeinde, die ihm auch in dieser Zeit des Bangens fortwährend am Herzen lag, und für die er eben jetzt seine Auslegung des Vaterunsers „für die einfeltigen Laien, nicht für die Gelehrten" drucken ließ, that er zu wissen, daß er vielleicht einmal unerwartet schnell ohne Abschied die Stadt verlassen haben würde, und ermahnte sie, durch das Wüten des Papstes sich nicht schrecken zu lassen, sondern alles Gott zu befehlen.

Indessen wollte er selbst kein Rechtsmittel unversucht lassen. Am 28. November vollzog er vor Notar und Zeugen in der kleinen Kapelle zum Leichnam Christi, auf dem Kirchhofe, der die Stadtkirche umrahmte, feierlichst seine Appellation an ein Konzil. Es ist ihm nicht unbekannt, daß die Päpste mehrfach dergleichen Appellationen verboten haben, aber ebenso gut weiß er, daß die Nationen sich an dergleichen Verbote nicht gekehrt, und erst vor kurzem die Universität Paris gegen die Aufhebung der pragmatischen Sanktion von Bourges appelliert hatte. Jene Appellation bildete denn auch augenscheinlich das Schema seines umständlichen, durchaus in den üblichen Formeln gehaltenen Schriftstückes. Erst nach Bekanntwerden der päpstlichen Bulle sollte es in die Öffentlichkeit kommen, doch ließ es der Drucker zu Luthers Leidwesen schon in den ersten Tagen des Dezember ausgehen.

Einen Augenblick hielt es auch der Kurfürst für das Beste, daß Luther außer Landes gehe, aber eben doch nur einen Augenblick. Sind wir recht berichtet, so hatte Luther auf die Kunde davon am 1. Dezember noch einmal die Freunde um sich versammelt, um endgültig Abschied zu nehmen, als ein Brief Spalatins einlief, der ihm im Auftrage des Kurfürsten zu bleiben befahl. „Ich lese und lehre wie früher", schrieb er an Spalatin, trug sich aber dabei doch auch jetzt noch mit dem Gedanken, Wittenberg verlassen und nach Frankreich gehen zu müssen, besonders weil es ihm fraglich war, ob der Kurfürst nicht seine Auffassung ändern würde, nachdem er wider dessen Willen „die Augsburger Verhandlungen" herausgegeben. Eine letzte Warnung Spalatins, der je mehr und mehr der vertraute Unterhändler wurde, kam zu spät. Es war der Zensurbehörde — wir wissen nicht welcher — nur möglich, einige scharfe Zeilen durch Druckerschwärze unleserlich zu machen. Übrigens ließ Luther den Spalatin wissen, daß er sich darüber nicht täusche, daß er außerhalb Wittenbergs große Gefahr laufen, aber im Falle seines Bleibens auch vielfach der nötigen Freiheit im Reden und Schreiben entbehren würde. Und eben in diesen Wochen drängten sich ihm neue Erkenntnisse auf, die das römische Verderben betrafen, deren Tragweite er zwar noch nicht übersah, die aber doch die Freiheit der Diskussion dringend wünschen ließen, Gedanken, deren Entwickelung an anderer Stelle im Zusammenhang nachgegangen werden muß.

Sein Kurfürst hielt sich daran, daß Luther ja bereit sei, sich widerlegen zu lassen; ihn auszuliefern, lehnte er ab, ebenso ihn zu vertreiben, was auch zum großen Nachteil seiner Universität ausschlagen würde. So antwortete er am 8. Dezember, während man schon von weiteren römischen Maßnahmen hörte. Allerdings die täglich erwartete Bannbulle blieb aus, es würde sich auch wunderbar ausgenommen haben, wenn man sie zu derselben Zeit in das Land eines Fürsten geschickt hätte, dem soeben vonseiten des Papstes die goldene Rose übersandt werden sollte, und gegen den man den Verdacht aussprach, daß er sein ketzerisches Landeskind in ungebührlicher Weise begünstige. Zudem lag der Kurie augenblicklich aus politischem Interesse sehr viel daran, sich den angesehensten Reichsfürsten geneigt zu halten.

Lediglich deshalb wird man das äußerste einstweilen zurückgestellt haben. Dazu kam, daß man in Rom keine Vorstellung davon besaß, welche Tragweite der Handel in Deutschland schon genommen hatte.

Ein sächsischer Edelmann, Karl v. Miltitz, päpstlicher Kammerherr und Notar, der seit mehreren Jahren auch die Geschäfte des Kurfürsten an der Kurie besorgte, war schon seit dem September dazu ausersehen, Friedrich dem Weisen die mehr genannte goldene Rose zu überbringen. Bald darauf, aber noch ehe man von den Mißerfolgen Cajetans Kunde erhalten, erhielt er auch den Auftrag, die Angelegenheit Luthers im Sinne der Kurie zu betreiben. Eine ganze Anzahl von Breven, an den Kurfürsten, seine Räte, Hauptmann und Magistrat von Wittenberg, wie an andere, in denen Luther als Sohn des Verderbens, ja des Satans figuriert, sollten ihm die Wege bahnen. Schon am 9. Dezember, noch vor seiner Ankunft, wußte Luther, daß er den Auftrag habe, seine Auslieferung zu fordern und ihn nach Rom zu führen. Aber kaum in Deutschland angelangt, erkannte der noch junge, lebenslustige, für alle Eindrücke empfängliche und leicht zu überzeugende Mann, wie falsch man in Rom die Sache beurteilte. Nicht einer einzelnen Persönlichkeit, einem Greise, wie er geglaubt, sah er sich gegenübergestellt, sondern einer großen, die ganze Nation interessierenden Bewegung. Darüber unterrichtete ihn zunächst der kurfürstliche Rat, Degenhard Pfeffinger, mit dem er in Bayern zusammentraf. Nirgends aber mochte ihm dies mehr entgegentreten, als im Verkehr mit den alten Freunden und Bekannten in den humanistisch gesinnten Kreisen Augsburgs und Nürnbergs. Wie er selbst erzählt, fand er unter fünf Leuten kaum zwei, die sich in diesem Handel auf Seite der Kurie stellten. Wie die Dinge am päpstlichen Hofe standen, wußte er ebenso gut, ja wohl besser als andere, und trotz seines längeren Aufenthaltes daselbst fühlte er sich als Deutscher. Bei der Stimmung, die er vorfand, hielt er es für gut, diese Seite hervorzukehren, zumal beim Wein, für den er sich die alte deutsche Neigung bewahrt hatte, ging er aus sich heraus, konnte er Dinge erzählen, die von einem päpstlichen Nuntius zu hören nicht geringes Erstaunen erregten. In Nürnberg, wo er mit Christoph Scheurl

verkehrte, wollte er übrigens wissen, daß der Papst sich in den schärfsten Ausdrücken über Tetzel und die plumpe Art des Prierias ausgesprochen, und man glaubte es ihm, obwohl derselbe Mann berichtete, daß der Papst — und so verhielt es sich — soeben, und zwar nachdem er Luthers Antwort auf die Schrift des Prierias erhalten, eine Dekretale erlassen, die die Ablaßtheorieen von Luthers Gegnern als gut kirchlich bezeichnete und alle anders Denkenden mit dem Banne bedrohte.

Jedenfalls war Miltitz sich sehr bald darüber klar geworden, daß auf dem von der Kurie bezeichneten Wege nichts zu erreichen wäre. So beschloß er denn, „die goldene Rose und den Sack mit Ablässen" wie Scheurl sich ausdrückt, einstweilen in Augsburg zu deponieren und nicht als päpstlicher Kommissar, sondern als Privatmann nach Sachsen zu reisen, des „Fürsten Gemüt zu erforschen" und, so versprach er es den Nürnberger Freunden, womöglich Luther mit dem Papste zu versöhnen. Pfeffinger hatte ihm gute Hoffnung gemacht, und so begann er alsbald den Vermittler zu spielen. In Sachsen angekommen, forderte er sogleich Johann Tetzel vor sich nach Altenburg, aber er mußte ihn in seinem Kloster zu Leipzig selbst aufsuchen. Der unglückliche Mensch, der sich aller Verachtung zugezogen, wagte es nicht, die Stadt zu verlassen. Als Miltitz seine Amtsführung untersuchte, zeigten sich schlimme Dinge, selbst grobe Veruntreuungen wurden ihm nachgewiesen. Er bekam scharfe Worte zu hören, und Schlimmeres wurde ihm in Aussicht gestellt, so daß selbst Luther Mitleid mit ihm hatte. In Kummer und Gram ist er ein halbes Jahr darauf gestorben.

Anfangs Januar 1519 kam dann eine Zusammenkunft zwischen Miltitz und Luther und zwar in Altenburg zustande, bei der auch Spalatin und der kurfürstliche Rat Fabian von Feilitzsch zugegen waren. Wie Cajetan forderte auch Miltitz zunächst Widerruf, sprach von den unrechten Lehren über den Ablaß, die Luther unter das Volk geworfen, wodurch er dem Ansehen der Kirche geschadet u. dgl. m.; aber als Luther dies ablehnte, dem Kurfürsten von Mainz und dem Papste die Schuld beimaß, ließ er doch mit sich reden. Nach mehrtägigen Verhandlungen kam man überein, den ganzen Handel

einem deutschen Bischof zur Untersuchung zu bringen, der, natürlich erst auf Grund eines päpstlichen Mandats, die von Luther zu widerrufenden Punkte angeben sollte. In erster Linie wurde der Freund des Kurfürsten, der Erzbischof von Trier, Richard von Greiffenklau in Vorschlag gebracht, doch dachte man auch an den Bischof von Salzburg, zu dem Staupitz freundschaftliche Beziehungen hatte, wie an den von Naumburg. Unterdessen sollte beiden Parteien Schweigen auferlegt werden. Außerdem versprach Luther, in einer öffentlichen Erklärung das Volk nicht nur zum Gehorsam gegen den päpstlichen Stuhl, sondern auch dazu zu ermahnen, seine Schriften nicht zur Schmach, sondern zur Ehre der römischen Kirche zu verstehen, auch dem Papste selbst in einem demütigen Schreiben zu bekennen, daß er zu hitzig und scharf gewesen, übrigens nur als ein „treu Kind" der Kirche wider die lästerliche Predigt der Ablaßkrämer gefochten. Davon versprach sich Miltitz den besten Erfolg. Nach freundlichem Zusammensein schied man im besten Einvernehmen. Miltitz entließ Luther mit einem Kuß. Doch Luther traute ihm nicht. „Es wird wohl ein Judaskuß gewesen sein", meinte er, aber auf den Wunsch der von der Liebenswürdigkeit des Miltitz hingerissenen Freunde war er auf seine Vorschläge eingegangen. Ob man in Rom das eigenmächtige Vorgehen des Miltitz billigen werde, war ihm von vornherein fraglich, und er erwog dies mehr als andere, aber er kam seinen Verpflichtungen nach. Während er, wovon sogleich noch mehr zu reden sein wird, sich mit Studien über das Wesen des Papsttums beschäftigte, die ihm in erschreckender Weise von Tag zu Tag je mehr und mehr seine Haltlosigkeit offenbarten, beugte er sich noch einmal vor seinem zeitweiligen Vertreter. Am 3. März schrieb er, und zwar in Altenburg und darum wohl unter dem Einfluß des Hofes, den verabredeten Brief an den Papst, so demütig, wie man es wünschte. Freilich von einem Widerruf, erklärte er, könne keine Rede sein, ein solcher werde auch wenig helfen, zu tief seien seine Schriften in die Herzen der Leser eingedrungen, aber er wolle schweigen, wenn auch die Gegner schwiegen. „Vor Gott und der Welt bezeuge ich, daß ich nicht die Absicht gehabt oder noch habe, die Gewalt der römischen Kirche oder Ew. Heiligkeit anzutasten, oder irgendwie zu untergraben; vielmehr bekenne

ich, daß die Gewalt dieser Kirche über alles geht, daß ihr nichts vorzuziehen ist, sei es im Himmel oder auf Erden, als allein Jesus Christus, der Herr unser aller.“

Ähnlich spricht er sich auch aus in seiner kleinen Schrift für das Volk: „Unterricht auf etliche Artikel, die ihm von seinen Abgönnern aufgelegt und zugemessen werden können.“ Den falschen Verdächtigungen, die sich an seine Auslassungen über die das religiöse Leben der Menge unmittelbar berührenden Punkte angeschlossen, will er entgegentreten: darum handelt er von Fürbitte der Heiligen, Fegefeuer, Ablaß, Geboten der Kirche, guten Werken, und, so war es verabredet, von seiner Stellung zur römischen Kirche. Nahe liegende Konsequenzen seiner bisherigen Lehren weist er hier noch zurück, keine der kirchlichen Lehren über die genannten Punkte oder kirchlichen Übungen verwirft er gänzlich: er redet von ihnen vor den Laien wie in seinen Predigten über die zehn Gebote, in klarer Unterscheidung des Gewissen oder, was ihm noch gewiß erscheint, und des Ungewissen, dessen, was Pflicht ist, und was in jedermanns Belieben steht. Daß es ein Fegefeuer giebt, leugnet er nicht, ebenso wenig den Ablaß, aber welcher Art die Pein des Fegefeuers, und ob man „mit Ablaß ins Fegefeuer rauschen kann“, erklärt er nicht zu wissen: „Glaub's wer da will, ich will's nit glauben, es werde denn besser bewiesen.“ Sehr bestimmt unterscheidet er auch Gottesgebote und Kirchengebote. Man soll wohl beide halten, aber nicht etwa das Gebot Gottes beiseite setzen, um das Gebot der Kirche zu erfüllen. Darum wäre es besser, einen Teil der kirchlichen Gebote abzuthun, „auf daß man Gottes Gebote auch einmal scheinen und leuchten ließ“. Von der römischen Kirche spricht er mit großer Ehrfurcht. Die Zahl ihrer Märtyrer beweist, „daß Gott einen besonderen Augenblick auf sie habe“. Ob es wohl schlimm dort stünde, soll man sich doch um keinerlei Sünde oder Übel, das man erdenken könne, von ihr trennen. Aber wie weit die Gewalt des römischen Stuhles gehe, das auszufechten, ist Sache der Gelehrten. Das ist auch gleichgültig für der Seelen Seligkeit, denn Christus hat seine Kirche nicht auf äußerliche Gewalt und zeitliche Dinge gegründet, sondern auf die inwendige Liebe, Demut und Einigkeit.

„Dem heiligen römischen Stuhl soll man in allen Dingen folgen, doch keinem Heuchler nimmer glauben“, — Äußerungen, bei denen man sich mancherlei denken konnte. Sie sind, mit anderen verglichen, nur verständlich, wenn man erwägt, daß Luther in dieser Zeit und noch lange sich in der Unterscheidung von Papsttum und römischer Kurie gefällt. Religiösen Wert hatte das erstere für ihn persönlich schon nicht mehr. In demselben Briefe, in dem er gelegentlich dieser Schrift auch dem Spalatin bezeugt, daß er es zufrieden sei, daß der Papst Herr aller sei, schreibt er: „Was geht's mich an? weiß ich doch, daß man sogar den Türken ehren und ertragen muß um der Gewalt willen (die ihm von Gott gegeben ist). Die römischen Dekrete sollen mir nur das Evangelium unverworren lassen.“

Und Miltitz scheint mit dieser Schrift zufrieden gewesen zu sein. Er gab sich die möglichste Mühe, das von ihm geplante Einigungswerk zustande zu bringen. Längst hatte er nach Rom berichtet, jetzt reiste er in Deutschland umher, um Cajetan zu treffen und sich mit ihm zu verständigen, auch mit dem Kurfürsten von Trier hatte er angeknüpft, — es verlohnt nicht der Mühe, die Einzelnheiten zu verfolgen: das Ganze war eine Episode, die Luthers Entwickelung nicht aufzuhalten vermochte.

4. Kapitel.

Die Leipziger Disputation und ihre nächsten Folgen.

Nicht ohne besondere Beziehung hatte Luther in jener für das Volk bestimmten Schrift die Bemerkung gemacht, es sei Sache der Gelehrten, die Frage auszufechten, wie weit die Gewalt und Obrigkeit des Papstes sich erstrecke: als er dies schrieb, war er eben daran, jene Frage ihrer Entscheidung näher zu bringen. Durch einen Mann, der noch manchmal in der Geschichte Luthers und der Reformation in unheilvoller Weise auftreten sollte, Johann Eck von Ingolstadt, war er dazu gedrängt worden.

Drei Jahre jünger als Luther — am 13. Novbr. 1486 war er geboren — war auch Johannes Mayr aus Eck, oder Eck, wie er sich nach seinem Geburtsorte nannte, wie jener aus dem Bauernstande hervorgegangen. Unter der Fürsorge eines priesterlichen Oheims entwickelte er früh seine reichen Talente. Erst 12 Jahre alt, bezog er die Universität Heidelberg. In Tübingen setzte er seine Studien fort und wurde daselbst im Jahre 1501 Magister. Nun begann das theologische Studium. Nachdem er Tübingen noch im selben Jahre verlassen und sich kurze Zeit in Köln aufgehalten, betrieb er es hauptsächlich in Freiburg. An Vielseitigkeit der Studien konnte er sich mit jedem messen, und was ihm an tieferer Durchbildung gebrach, verstand er durch eine glänzende Dialektik zu verbergen. Schon früh hatte er den Ruf eines gewandten Redners, noch mehr eines schlagfertigen Disputators, der über alles und jedes zu reden wußte und vor den kühnsten Behauptungen nicht zurückschreckte.

Daß er es dabei mit der Wahrheit nicht immer genau nahm, war nicht unbekannt. Auch wußte man von dem brennenden Ehrgeiz, der ihm eigen war. Übrigens scheint ihm sein Leben lang mehr an äußerer Ehre als an Achtung gelegen zu haben. In den Mitteln, die ihn zum Ziele führen sollten, war er nicht wählerisch. An der Universität zu Freiburg, wo er acht Jahre lang lernend und lehrend sich aufhielt, konnte er um seiner maßlosen Schmähsucht willen nicht aufkommen, desto größeren Einfluß erlangte er in Ingolstadt, wo er seit 1510 als Professor und Kanonikus von Eichstedt seinen Wohnsitz hatte. In den letzten Jahren hatte er viel von sich reden machen; nicht so sehr durch seine theologischen Werke, als durch die hämische Art und Weise, wie er bald diesem, bald jenem, so auch dem Erasmus, etwas am Zeuge flickte, noch mehr durch seine Disputationen in Bologna und Wien, in denen er u. a. im Interesse der Augsburger Fugger kühn genug war, für das Zinsnehmen einzutreten, was damals jedermann für Wucher erklärte. Der Ruhm, den er sich dabei erworben, war nicht groß; auch wagten selbst seine Freunde nicht, seinen Lebenswandel zu rühmen. Doch galt er immerhin für einen hervorragenden Theologen, stand auch mit einer Anzahl angesehener Humanisten im Briefwechsel und rühmte sich ihrer Freundschaft.

Von seinem Angriffe auf Luther ist schon die Rede gewesen. Noch ehe Luther erwidert, und ohne sein Wissen — es war während seiner Reise nach Heidelberg — hatte sich Karlstadt gegen ihn erhoben und zu dem Zwecke mehrere Thesenreihen ausgehen lassen. Sie sind insofern beachtenswert, als in ihnen zuerst prinzipiell die Schrift als oberste Norm des Glaubens hingestellt wird. Darüber kam es trotz der Vermittelungsversuche der beiderseitigen Freunde zu einer litterarischen Fehde, in der die beiden ehrsüchtigen Gegner in immer schärferen Tone die verschiedensten Punkte augustinischer Theologie, die Frage von Sünde und Gnade, vom freien Willen 2c. behandelten. Von Luther, der sich durch ein Entschuldigungsschreiben Ecks hatte besänftigen lassen, war dabei schon keine Rede mehr. Eck hatte sehr bald eine Disputation vorgeschlagen: nur zu gern wurde dieser Gedanke von Karlstadt acceptiert. Es kam nur

auf die weiteren Bedingungen an, vor allem den Ort der Zusammenkunft. Darüber verhandelte Luther in Carlstadts Namen mit Eck während seines Aufenthalts in Augsburg. Man einigte sich endlich über Leipzig, nachdem Eck Wittenberg, Luther aber Köln, Paris oder Rom als zu entlegen abgelehnt hatte. Und schon am 12. Dezember, noch ehe man wußte, wie die Leipziger sich dazu stellen würden, ließ Eck 12 Disputationssätze erscheinen, die wunderbarerweise die Streitpunkte mit Carlstadt gänzlich ignorierten, dafür aber unverkennbar Satz für Satz, ja fast Wort für Wort gegen Luther gerichtet waren.

Es war kein Zweifel, daß Eck, was er auch bald offen bekannte, dadurch nichts anderes beabsichtigte, als auch Luther auf den Kampfplatz zu rufen, und wie entrüstet dieser auch war, es blieb ihm nichts übrig, als darauf einzugehen. Sein Versprechen, zu schweigen, konnte nicht mehr bindend sein, nachdem es auch die Gegner gebrochen, die freilich von jener rein privaten Abmachung mit Miltitz nichts wissen konnten. Ohne Rücksicht auf die neue Gefahr, ja mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit nahm er die Sache auf. Ecks Thesen betrafen Luthers Lehre von Buße, Ablaß und Glauben u. s. w., aber nur eine, die letzte, die sich auf eine gelegentliche Äußerung in seiner Erklärung zu den 95 Thesen bezog, schien ihn damals ernstlich zu interessieren. „Wir leugnen", schrieb Eck, „daß die römische Kirche vor den Zeiten Sylvesters (Papst von 314—335) keinen Vorrang vor den anderen gehabt habe, erkennen vielmehr den, der den Stuhl des heiligen Petrus inne hat und seinen Glauben bewahrt, als den Nachfolger Petri und den allgemeinen Statthalter Christi an." Keinen Augenblick täuschte sich Luther darüber, daß seine Gegner nicht ohne bestimmte hinterlistige Absicht diesen Punkt, über den sich der Hauptstreit entwickeln mußte, hervorgesucht, ließ sich doch dabei am leichtesten eine Häresie hervorlocken. Nur diese äußere Anregung hatte gefehlt, um Luther sich darüber klar werden zu lassen, was ihn die letzten Monate hindurch beschäftigt hatte. — —

Seit dem Herbst des Jahres 1518 war er in vieler Beziehung ein anderer geworden, oder bahnten sich wenigstens neue Entwickelungen an.

Als echter Mönch war Luther aufgewachsen, ohne Familie, ohne Vaterland. Von dem, was die Welt bewegte, die Züge des Kaisers, die Erfolge der Venediger, die Kunde von den neuen Handelswegen, war nur wenig bis in seine Zelle gedrungen. Wohl hatte er hin und wieder durch die Freunde von dem Treiben der Humanisten gehört. Im Kampf gegen die Scholastik war er mit ihnen einig; was er sonst von den Früchten ihrer Thätigkeit zu sehen bekam, wie sie in schmählicher Rede den Gegner zerzausten, Geringfügiges aufbauschten, ohne für das eine, was not thut, sich zu erwärmen, war ihm unsympathisch. In der Stille hatte er sich entwickelt, und auch in der Zeit, als ihn seine amtliche Thätigkeit als Lehrer, Distriktsvikar und vor allem als Prediger und Seelsorger zu einem teilweisen Hinaustreten in die Welt nötigte, blieb seine Neigung die stille Kontemplation, wovon seine Briefe mit ihrer leidensfreudigen Stimmung, mit ihrer Betonung mystischer Gelassenheit, des Stilleseins und Hoffens, des Tragens des Kreuzes das beredteste Zeugnis ablegen. Darum, was in der Welt vorging, bekümmerte er sich auch dann nicht viel, als er durch den Ablaßstreit aus dem mönchischen Gelehrtenleben aufgeschreckt wurde, wenn auch die Anklänge an die Mystik seltener werden, der sich entwickelnde Kampf ihn zwingt, aus seiner Passivität herauszutreten. Wenn man seine Briefe mit denen anderer Gelehrten aus jener Zeit vergleicht, ist man überrascht, wie überaus wenig Beziehungen auf die Zeitverhältnisse und die zeitgenössische Litteratur sich darin finden. Nur das Allernächste, was Pflicht und Beruf in Gemeinde und Universität erheischen, scheint ihn zu beschäftigen. Auf das unmittelbar religiöse Leben, auf die Frage vom Heil und seine theologische Begründung hatte sich bisher all sein Streben gerichtet. Dahinter trat ihm alles zurück. In seinen Briefen vom Sommer 1518, auch in denen an Spalatin, der ihm gewiß in seiner Art mancherlei darüber mitteilte, findet sich keine Spur von Teilnahme für die Vorgänge auf dem Reichstage zu Augsburg, die doch viele Kreise in Spannung erhielten.

Da, Ende August, in denselben Tagen, als er darauf wartete, was man über ihn beschließen werde, ob man ihn nach Rom ausliefern werde oder nicht, erhielt er eine Schrift, die damals noch ungedruckt

in Form eines Briefes verbreitet wurde, eine Schrift, die vor ihm eine neue Welt aufthat. Sie war für den Reichstag bestimmt und warnte in den schärfsten Worten vor der Bewilligung des Türkenzehnten, indem sie, wie Luther an Spalatin schreibt, in der unumwundensten Sprache, die römischen Kniffe enthüllte, welche augenscheinlich die Florentiner, die geizigsten Leute unter dem Himmel, ersonnen haben. — „Daß die Kardinäle die Legaten der Habsucht sind, weißt du vielleicht noch nicht, ist aber sicher, wenn das, was berichtet wird, wahr ist." Von dem, was die Litteratur der letzten Jahre über diesen Gegenstand hervorgebracht, von dem, was die deutsche Nation auf so vielen Reichstagen an Beschwerden gegen die römische Kurie vergeblich hatte laut werden lassen, hatte er noch keine Ahnung.

Um so mehr gab ihm das zu denken, was er da las. Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Schrift hören wir ihn zum erstenmale von „Deutschland" reden. „Falls Sylvester", schreibt er am 1. September an Staupitz, „fortfährt, mich mit seinem Geschwätz zu reizen, will ich meinem Geist und meiner Feder die Zügel schießen lassen und ihm zeigen, daß es in Deutschland Leute giebt, die seine und die römischen Kniffe kennen." Noch wagte er nicht, rückhaltlos an die Wahrheit des Gelesenen zu glauben. Die Zusammenkunft mit Cajetan und den Italienern seiner Begleitung belehrte ihn eines besseren; Deutsche und Italiener, Deutsche und Romanisten wird seitdem eine stehende Antithese. Schon am 11. Oktobr. schreibt er von Augsburg aus an Melanchthon: „Die Italiener wissen alle nichts von Christo, noch von dem, was Christi ist: und diese Leute haben wir zu Herren und Meistern unseres Glaubens und der Sitte." So beginnt er zu reflektieren, zu verallgemeinern.

Und Luther war nicht der Mann danach, solche Eindrücke leichten Herzens sich aus dem Sinne zu schlagen. Neue Schriften, die ihm zukamen, die in ähnlicher Weise das Verderben der römischen Kurie und ihre Aussaugung Deutschlands zum Gegenstande hatten, befestigten dieselben. Zudem nötigten ihn das Auftreten Cajetans und die Herausgabe seiner „Augsburger Verhandlungen", der Frage nach dem Wesen des Papsttums immer näher zu treten. Eine Fülle überraschender Gedanken steigt ihm da auf: „Ich weiß

nicht, woher mir diese Gedanken kommen", schreibt er einmal am 11. Dezember 1518, „die Sache hat nach meinem Urteil kaum angefangen, geschweige denn, daß die römischen Großen auf ihr Ende hoffen können."

Mitte Dezember hielt Kurfürst Friedrich mit seinem Bruder eine Zusammenkunft in Jena, um einen endgültigen Beschluß wegen der Türkenhilfe zu fassen. Dazu forderte Spalatin ein Gutachten von Luther, ob der Türkenkrieg aus der Schrift zu billigen sei. Daß eine solche Frage überhaupt aufgeworfen wurde, zeigt, welchen Eindruck die gegen den Türkenzehnten laut gewordenen Stimmen schon gemacht hatten. Noch vor wenigen Jahren wäre sie unmöglich gewesen. Auch Luther beschäftigte sich mit ihr; in einer vor kurzem gehaltenen, Aufsehen erregenden, Predigt hatte er sie verneint. „Mir scheint", schrieb er jetzt an Spalatin, „wenn überhaupt gegen die Türken gekämpft werden muß, so muß man bei uns anfangen." Ein Krieg, „der nicht vom Himmel her geführt worden", habe nie einen guten Ausgang gehabt. „Da aber die römische Kurie heute die Tyrannei aller Türken überbietend mit solchen Ungeheuerlichkeiten gegen Christus und seine Kirche kämpft, der Klerus in Geiz, Habsucht und Schwelgerei versunken ist, das Aussehen der Kirche allenthalben das kläglichste, da ist keine Hoffnung auf einen guten Krieg und einen glücklichen Ausgang. Gott selbst kämpft, so weit ich sehe, gegen uns: ihn muß man zuerst erobern mit reinem Gebet, heiligem Leben und reinem Glauben." So wiegt er ab zwischen Papst und Türke und kommt zu dem Schluß: „daß die römische Kurie heute schlimmer ist als der Papst, glaube ich beweisen zu können", so schreibt er an seinen Freund Link, aber noch mehr, schon spricht er die Ahnung aus, es möchte der Antichrist selbst sein, der in der römischen Kurie sein Wesen treibt.

Der ganze Winter 1518 auf 1519 war eine schwere Zeit bebedeutsamer, innerer Entwickelung. Von allen Seiten mahnte man zur Nachgiebigkeit, und wir hörten, in welchem Umfange er dazu bereit war. Mochten andere mit Bestimmtheit das Beste hoffen — wer übersah damals die tiefinnersten Gründe des Gegensatzes —, er selbst fühlte, wie wenig auch er das Trennende noch übersah, doch instinktiv zuweilen, je tiefere Blicke er in das Wesen des

Papsttums that, daß es hierüber noch zu sehr ernsten Erörterungen kommen müßte, und konnte hin und wieder in seinem Unmute wünschen, daß es dann wenigstens bald geschehe.

In solcher Stimmung traf ihn der Angriff Ecks. Man hat keinen Grund, daran zu zweifeln, daß seine Entrüstung über dessen Verfahren echt war, daß er überhaupt nur ungern den Kampf wieder aufnahm; aber sollte dies einmal sein, so kam es ihm augenscheinlich nicht ungelegen, daß Eck ihm Veranlassung gab, sich gerade über das Papsttum zu äußern. Am 13. Januar hatte er an Scheurl geschrieben: „Wer weiß, was Gott aus diesen Ungeheuern hervorzubringen beschlossen hat. Was mich anbetrifft, so habe ich weder Furcht, noch den Wunsch, die Sache zu verschieben. Es giebt noch vieles, was die römische Hydra unangenehm berühren kann.“ Und einige Wochen später, nachdem er Ecks Thesen in den Händen hatte, schreibt er: „Eck kämpft neue Kämpfe gegen mich, und so wird es kommen, daß ich das thue, mit Christi Hilfe, woran ich längst gedacht habe, nämlich einmal mit einem ernsten Buche gegen die römische Hydra loszufahren.“

So nahm er den Kampf auf. Ein offener Brief an Carlstadt kennzeichnete zunächst vor aller Welt das Auftreten Ecks. Als dieser darauf geantwortet, zu seinen ursprünglich zwölf Thesen noch eine, angeblich anfangs vergessene, die gegen Carlstadt gerichtet war, hinzugefügt hatte, ließ auch Luther, etwa Ende März, dreizehn Gegenthesen ausgehen. Sie wiederholten die von Eck angefochtenen Auslassungen in schärferer, bestimmterer Form. Inbetreff des Papsttums ging er jetzt weiter als je zuvor: kühn genug behauptete er, daß die römische Kirche über allen anderen stehe, könne nur aus den „frostigsten“, in den letzten 400 Jahren aufgekommenen päpstlichen Dekreten erwiesen werden, welche doch die beglaubigtste Geschichte der letzten 1000 Jahre, den Text der heiligen Schrift oder das Dekret des nicänischen Konzils, des heiligsten von allen, wider sich hätten.

Er machte keinen Hehl daraus, daß er gerade auf diese These das Hauptgewicht lege und sie mit allen Mitteln zu verfechten gedächte. Darauf verwies er auch einen Leipziger Theologen Hieronymus Düngersheim aus Ochsenfurt, der mit ihm einen Brief-

wechsel über diese Frage angefangen. Hatte dieser Luther vorgeworfen, daß er, wie man vernehme, sich „krampfhaft“ an das Konzil von Nicäa klammere, so erwiderte Luther: „Ich stütze mich auf das Evangelium.“ Das sollte seine Waffe sein, wenn auch nicht allein.

Während die Freunde mit banger Sorge der Sache entgegensahen, Carlstadt, wie es den Anschein hat, nicht ohne Furcht für seine päpstliche Pfründe ihn am liebsten dazu bestimmt hätte, seine These aufzugeben, stürzte er sich in umfängliche historische Studien. Es war ihm nicht leicht, die Zeit dazu zu finden. Was lastete nicht alles in diesem Winter auf ihm, zum Teil Amtliches, zum Teil selbst Übernommenes! Da waren die Vorlesungen, da waren die vielen Zeremonien, zu denen ihn sein Mönchtum verpflichtete. Täglich zur Vesperzeit legte er den Kindern die zehn Gebote und das Vaterunser aus, außerdem predigte er. Anfang April 1519 erschien der erste Teil seiner Auslegung der Psalmen, die er in Dankbarkeit seinem Kurfürsten widmete. Daneben arbeitete er an der sein Glaubensleben so tief berührenden Erklärung des Galaterbriefes, trug er sich mit dem Gedanken an einen Sermon über das Bedenken des Leidens Christi, Schriften, die beide, wie manche andere, noch in demselben Jahre erscheinen sollten. Neben diese friedliche, segensreiche Arbeit für die Gemeinde trat nun die Vorbereitung für den Kampf. Schon Ende Februar hatte er dem Spalatin, der überaus besorgt war, auseinandergesetzt, welchen Gang er bei der Disputation einzuschlagen gedächte. Am 13. März schrieb er ihm: „Ich wälze auch die päpstlichen Dekretalen für meine Disputation und (ins Ohr sage ich es dir) ich weiß nicht, ob der Papst der Antichrist selbst ist oder sein Abgesandter. In so erbärmlicher Weise wird Christus von ihm in seinen Dekreten schimpfiert und ans Kreuz geheftet“ — Erkenntnisse, die ihm die Schrift als das allein Sichere nur um so wertvoller machten. Zu den Dekretalen schrieb er zunächst Anmerkungen nieder, die er an Spalatin schicken wollte, damit dieser sich überzeugen könne, was es heiße, Gesetze zu machen unter Vernachlässigung der Schrift. Später fand er es dann zweckmäßiger, eine umfangreiche Beweisführung aufzusetzen, unter mancherlei schweren inneren An-

fechtungen, über die er jetzt wieder zu klagen hatte, kam sie zustande. Das ist seine „Resolution über die Gewalt des Papstes", die er gegen seinen ursprünglichen Willen, um dem wirren Gerede, das sich über seine Absicht erhoben hatte, entgegenzutreten, noch vor der Disputation in den Druck gab.

Danach erschließt sich ihm das wahre Wesen des römischen Primats wie aller weltlichen Obrigkeit, hauptsächlich aus der Stelle Röm. 13, 1. Als thatsächlich vorhanden ist darum auch die Gewalt des Papsttums als von Gott geordnet zu betrachten. Das ist ihm der stärkste Beweis für die Pflicht des Gehorsams. Aber auch wenn dem nicht so wäre, die ganze Frage ist zu geringfügig, um deshalb die Einigkeit zu lösen, Liebe und Demut aufzugeben. Aber etwas anderes ist es, wenn man den päpstlichen Primat als unmittelbar von Gott gestiftet (iure divino) hinstellt und mit Gewalt und Schrecken seine Anerkennung fordert, was nur Haß entzündet. Mit Unrecht beruft man sich auf Matth. 16, 16—18, an welcher Stelle der Herr die Jünger fragt: „Wer sagt denn ihr, daß ich sei?" Wenn dort Petrus allein antwortet, so ist er, wie schon die Alten ausgelegt haben, nur der Mund der Jünger, die alle die Offenbarung Gottes in Christo erkannt haben. Darum wird auch dem Petrus nicht allein die Schlüsselgewalt, die Macht zu binden und zu lösen, erteilt, sondern allen, die denselben Glauben haben und bekennen, d. h. der Kirche, der Gemeinschaft der Heiligen, von der wir allein sicher wissen, daß sie im Besitz der Offenbarung des Vaters ist. Bezöge sich jenes Wort von der Schlüsselgewalt nur auf Petrus, wäre Petrus der Fels, auf dem die Kirche erbaut ist, und nicht vielmehr dessen Glaube, so verlange die Konsequenz, auch jenes zweite Wort an Petrus: „Hebe dich, Satan, von mir", auf den künftigen römischen Bischof zu beziehen. Dem widerspricht aber der Umstand, daß dem Petrus, obwohl er kurz nach Empfang der Schlüsselgewalt geirrt hat, diese nicht wieder entzogen worden ist, eben darum, weil er sie nur für die Kirche empfangen hat. Die Schlüsselgewalt ist also überall da, wo derselbe Glaube ist, wie ihn Petrus gehabt hat, und was die römische Kirche besitzt, besitzt damit auch jede noch so kleine Gemeinde. Wo das Wort Gottes gepredigt und geglaubt wird, da ist der wahre

Glaube, ist der unbewegliche Fels; wo aber der Glaube, da die Kirche, die Braut Christi, da alles das, was dem Bräutigam eigen ist, was der Glaube mit sich bringt, die Schlüssel, die Sakramente, die Gewalt und alles andere.

Eben diese Darlegungen, in denen er klarer als im Sermon vom Bann die Zugehörigkeit zur Kirche lediglich auf den Glauben gründet, zeigen den wesentlichsten Fortschritt in Luthers dogmatischer Entwickelung. Augenblicklich mochten den Lesern die Folgerungen wichtiger sein, die er daraus für seine These zog. Da jede christliche Gemeinde dieselben Rechte besitzt wie die römische, der Primat des Papstes eine menschliche Einrichtung ist, nicht etwa in Petrus seinen Nachfolgern übertragen worden ist, so müssen alle jene vermeintlich auf göttlichem Rechte beruhenden Ansprüche des Papsttums als unevangelische Anmaßungen bezeichnet werden. Alle menschlichen Einrichtungen in der Kirche dürfen, wenn sie überhaupt bestehen sollen, nur der Kirche dienen, nicht gegen sie gerichtet sein: das Primat des Papstes muß daher abgeschafft werden, wenn er der Kirche zum Schaden gereichen sollte. Und ist das nicht in der That der Fall? Das wird nicht direkt ausgesprochen, aber die päpstlichen Dekrete, die Luther zumeist für erdichtet halten will, bringen, wie er sagt, in der Kirche eine Verwirrung hervor, die größer ist als die babylonische. Bei Erwähnung der kurialistischen Behauptung, daß Petrus auch die Rechte der irdischen Herrschaft erhalten, ruft er aus: „Und da träumen wir noch von einem guten Zustand der Kirche und erkennen nicht den Antichristen inmitten des Tempels!" Und endlich heißt es: „Zum Schlusse sage ich, daß ich nicht weiß, ob der christliche Glaube es dulden kann, daß auf Erden ein anderes Haupt der allgemeinen Kirche bestehe, außer Christus."

Es muß sehr fraglich erscheinen, ob diese Auslassungen zur Beruhigung der Gemüter zu dienen vermochten, jedenfalls mußten sie die allgemeine Spannung, mit der man der Disputation entgegensah, noch erhöhen. Es waren manche Schwierigkeiten zu überwinden, ehe es dahin kam. Schon einer Disputation Carlstadts war die Leipziger theologische Fakultät, die sich damals keines besonderen Ansehens erfreuen durfte, und die aus ihrem Schlafe

aufgerüttelt zu werden fürchtete, entgegen gewesen. Herzog Georg von Sachsen, der Freund des Erasmus, voll regsten Interesses für alles, was die gelehrten Kreise bewegte, hatte sie fast dazu zwingen müssen, ihre Zustimmung zu geben. Als nun aber auch Luther auftreten wollte und die Leipziger auf seinen Ketzerprozeß hinwiesen, wurde auch Georg bedenklich, zumal eine Predigt, die Luther einmal in Dresden gehalten, keinen guten Eindruck am sächsischen Hofe hinterlassen, indem man dort, wenn wir recht berichtet sind, sehr bald schlimme Konsequenzen fürchtete, welche die Lehre vom alleinrechtfertigenden Glauben für das religiöse Leben der großen Menge haben könnte. Auch mischten sich die Bischöfe in die Angelegenheit und suchten die Disputation zu verhindern.

Während der langwierigen Verhandlungen darüber wurde das bevorstehende Ereignis allenthalben, wohin die Kunde davon drang, als eine Sache von der höchsten Wichtigkeit besprochen. Eck suchte nach Möglichkeit für sich und gegen die Wittenberger Stimmung zu machen. Die Leipziger Kollegen, die schon längst auf Wittenberg eifersüchtig waren, kamen ihm dabei nur zu sehr entgegen. Man hörte, daß man sogar auf der Kanzel daselbst das Volk ermahnte, nicht den neuen Ketzern anzuhängen. Die Franziskaner der sächsischen Ordensprovinz hielten es für angemessen, auf einem Kapitel, das im April in Jüterbogk abgehalten wurde, von Ordens wegen gegen Luther vorzugehen und beim Bischof von Brandenburg gegen Sätze Luthers, die sie aus Gesprächen mit Wittenberger Studenten erfahren, Klage zu führen. Luther ließ ihnen eine scharfe Abfertigung zuteil werden. Die Sache war zunächst nicht von Belang, ließ aber doch erkennen, wie scharf die Gegensätze sich zuspitzten. Da macht es denn freilich einen werkwürdigen Eindruck — Luther fand es lächerlich —, wenn gerade jetzt Miltitz vom Rhein her im Einvernehmen mit Cajetan sich hören ließ und Luther auf Grund der alten Abmachungen vor dem Kurfürsten von Trier zu erscheinen aufforderte. Luther lehnte es ab; fehlte doch auch die päpstliche Autorisation dazu.

In den Kreisen der Humanisten war Ecks Auftreten gegen Luther nicht eben beifällig aufgenommen worden und hatte vielfach Mißtrauen erregt. Bei der ketzerrichterlichen Tendenz desselben lag es nahe, jetzt den Handel Luthers mit dem Reuchlins in eine Linie

zu stellen. Das hatte Luther selbst schon gethan, öffentlich zuerst in den „Augsburger Verhandlungen". Im Dezember 1518 schrieb er auf Melanchthons Veranlassung in diesem Sinne an Reuchlin und bezeugte dem ehrwürdigen Manne seine Ehrfurcht. In der Folge schien es den Freunden ratsam, auch weitere Verbindungen anzuknüpfen. Wiederum unter dem Einfluß des Melanchthon schrieb er sogar am 28. März 1519 an Erasmus. Es mochte ihm schwer genug fallen, aber er that's und zwar ganz in der unter den Humanisten üblichen, der Eitelkeit des großen Gelehrten schmeichelnden Redeweise, die derselbe längst an seinen Bewunderern gewöhnt war und die ihm kaum noch einen Eindruck machte. Mochte der Brief immerhin weniger an den Theologen als an den Humanisten, den Vorkämpfer gegen alles Unwesen in Kirche und Wissenschaft, gerichtet sein, er macht doch auf den, der seine früheren Urteile über Erasmus kennt, der weiß, wie sehr sich Luther des innerlichen Gegensatzes bewußt war, den Eindruck des Geschraubten und Unnatürlichen.

Immer näher rückte der Termin der Disputation, deren Beginn auf den 27. Juni angesetzt war. Noch in den letzten Wochen wußte Luther nicht, woran er war. Eine offizielle Zulassung erhielt er nicht, doch wurde dem Carlstadt auch freies Geleit für diejenigen zugesichert, die er mitbringen würde. Also lediglich als dessen Begleiter, unter dessen Fittichen, wie er selbst einmal sagt, konnte sich Luther einführen. Erst in Leipzig selbst wurde ihm die Teilnahme am Gespräch zugesagt.

Dort hatte man die umfassendsten Vorbereitungen getroffen. In einem Saale des herzoglichen Schlosses, der alten Pleißenburg, sollte das geistliche Turnier vor sich gehen, durch besonders dazu bestimmte Räte hatte der Herzog alles ordnen lassen. Auch dafür war gesorgt, daß bei der voraussichtlich zahlreich zusammenströmenden Menschenmenge durch Bewaffnete die Ordnung aufrecht erhalten wurde.

Zuerst erschien Eck auf dem Kampfplatz. Schon am 22. Juni traf er ein. Ein Schreiben seiner Freunde, der Fugger, empfahl ihn dem Herzog. Er hatte Zeit, das Terrain zu rekognoscieren, die Leipziger Gelehrten durch seine Jovialität und seinen Witz für sich einzunehmen.

Indessen rüstete man sich auch in Wittenberg. Dort ließ man es sich nicht nehmen, den gefeierten Lehrern ein stattliches Geleit zu geben, dem sich auch der junge Herzog Barnim von Pommern anschloß, der damals in Wittenberg studierte und der nach der Sitte der Zeit als fürstliche Person alsbald die Würde des Rektors überkommen. Voran fuhr Carlstadt in einem offenen Wägelchen, dann Luther und Melanchthon. Auch Amsdorf, Johann Lang aus Erfurt und andere in der Folge berühmt gewordene Männer wollten nicht fehlen. An 200 Studenten, mit Spießen und Hellebarden bewaffnet, liefen neben den Wagen einher. So zog man am Freitag nach dem Fronleichnahmsfest, am 24. Juni, in Leipzig ein, gerade zu derselben Zeit, als der Bischof Adolf von Merseburg ein freilich wirkungsloses Verbot der Disputation an den Kirchthüren anschlagen ließ. Als man in die Grimmaische Straße einbog, beim Eingang in den Pauliner-Kirchhof, widerfuhr dem Carlstadt ein Unglück: an seinem Wagen brach ein Rad, er fiel in den Kot. Unterdessen fuhr Luther vorüber und nahm so die erste Stelle ein. Das gaffende Volk sah darin eine Vorbedeutung: Luther werde siegen, Carlstadt unterliegen.

Bei dem Buchdrucker Melchior Lotther, wahrscheinlich in der Hainstraße, nahm Luther Quartier, auch Melanchthon und andere Wittenberger schlugen daselbst ihre Herberge auf.

An den nächsten beiden Tagen gab es noch manches zu ordnen. Beinahe wäre die ganze Sache daran gescheitert, daß Eck an den früheren Verabredungen nicht festhalten wollte. Dem Manne der schnellen Rede, der nicht gewohnt war, jedes Wort auf die Goldwage zu legen, waren die Notare unbequem. Er konnte geltend machen, daß dadurch die Lebendigkeit des Redeflusses leiden würde. Dagegen legten die Wittenberger darauf Wert, Rede und Gegenrede genau verzeichnet zu sehen. Auch darum handelte es sich, ob man die Akten einem Schiedsgericht vorlegen sollte, worauf auch Herzog Georg drang, und wer dazu auszuersehen sei. Schließlich gab Eck die Notare zu und Carlstadt willigte in ein theologisches Schiedsgericht, über das man sich erst später einigen wolle. Bis zu dessen Urteilsspruch sollten die Akten nicht veröffentlicht werden dürfen.

Diese Abmachungen waren nun nicht nach dem Sinne Luthers. Wen sollte er als Schiedsrichter anrufen, er, der jetzt das volle Bewußtsein hatte, so schrieb er später an Spalatin, daß er mit seiner großen These allein stand, Papst und Universitäten ihn verurteilen würden? Da wollte er lieber ganz auf die Disputation verzichten. Darüber bekam er bittere Worte zu hören, und nicht ohne Grund bemerkten die Freunde, daß dies dem Ansehen Wittenbergs gar sehr zum Schaden gereichen würde. Nur ungern gab er nach. Erst im letzten Augenblick, als er selbst mit der Disputation beginnen sollte, unterschrieb er die Bedingungen, übrigens mit der Bemerkung, daß er seine Appellation aufrecht erhalte und die römische Kurie als Schiedsrichterin nicht anerkenne.

Indessen strömten Fremde von allen Seiten herbei, Gelehrte und sonstige Notabilitäten, zum Teil aus weiter Ferne. Auch Böhmen wollte man bemerkt haben. Die ganze Stadt war in Aufregung. Selbst in die Herbergen und Wirtsstuben, wo die Wittenberger und Leipziger Studenten bisweilen hart an einander gerieten, pflanzten sich die Gegensätze fort.

Montags, den 27. Juni, zur festgesetzten Stunde früh um 7 Uhr versammelte man sich im Fürstenkollegium der Universität. Nach einer Begrüßungsrede, die der Ordinarius der Juristenfakultät Dr. Simon Pistoris hielt, zog man in festlichem Zuge je zwei und zwei, immer ein Wittenberger und ein Leipziger Magister, begleitet von bewaffneten Mannen aus der Bürgerschaft, zur Thomaskirche, um dort eine feierliche Messe zu hören. So war das Ganze kirchlich eingeleitet. Aber noch konnte die Disputation nicht beginnen. Als man wiederum in feierlichem Zuge in der Pleißenburg angelangt war, erwartete die Versammelten noch eine sehr lange Eröffnungsrede, die von dem noch jungen aber hochgeschätzten Professor der griechischen Sprache Peter Mosellan gehalten wurde. Ohne auf den Gegenstand der Verhandlungen näher einzugehen, sprach er im allgemeinen von der Art theologischer Disputationen und mahnte zu Sanftmut und Nachgiebigkeit. Hierauf stimmten Sänger den alten Weihegesang „Veni sancte spiritus“ an, während die Anwesenden auf den Knieen lagen. Darüber war die Stunde des Mittagmahls gekommen, weshalb

man sich trennte. Erst nachmittags begann das eigentliche Redeturnier.

Der Saal, in dem sich eine große Menge von Zuhörern versammelt hatte, war festlich geschmückt. Zwei Katheder standen einander gegenüber. Das für Eck bestimmte zierte das Bildnis des h. Georg, das andere war dem h. Martin geweiht. So schienen die Kämpen in den Schutz dieser streitbaren Heiligen gestellt zu sein.

Es war zwei Uhr nachmittags, als Carlstadt und Eck auf den Kampfplatz traten. Wie verschieden waren sie schon äußerlich! Peter Mosellan hat sie, wie auch Luther, geschildert. Eck groß, kräftig, massig gebaut, mit einer gewaltigen Stimme begabt, die einem „Ausrufer oder Tragöden" Ehre gemacht haben würde; dem ganzen Aussehen nach mehr an einen Fleischer erinnernd als an einen Theologen. Dagegen Carlstadt von kleiner Statur, mit einem dunklen, sonnenverbrannten Gesichte, einer unklaren, wenig angenehmen Stimme.

Schon die ersten Scharmützel zeigten, daß die größere Gewandtheit aufseiten Ecks war. Nicht daß er über ein besonders fließendes, glänzendes Latein verfügt hätte, die Humanisten vermißten vielmehr durchaus die Anmut ciceronischer Redeweise, aber es fehlte ihm nie an Worten, und wie immer kann ihm auch hier sein ausgezeichnetes Gedächtnis zuhilfe. Während Carlstadt leicht ängstlich wurde, Bücher brauchte, sich auch wohl etwas zuflüstern oder einen Zettel mit Notizen zustecken ließ, wogegen Eck entschiedenen Einspruch erhob, hatte dieser immer etwas zu erwidern, häufte er aus dem Gedächtnis eine Fülle von Argumenten, Bibelsprüchen und sonstigen Citaten ohne Auswahl zusammen, gleichviel, woher sie stammten und ob sie richtig waren, ob sie paßten, oder nicht, warf er gelegentlich kühne Bemerkungen hinein, um die Aufmerksamkeit von einem ihm unangenhmen Gebiete abzulenken, und verstand es, auch wenn alles gegen ihn sprach, sich die Miene des Siegers zu wahren.

Die Lehre vom freien Willen, worüber sie vom 27. Juni bis zum 3. Juli verhandelten, vermochte kaum die Aufmerksamkeit wachzuerhalten. Neues war es eben nicht, was man vorbrachte, auch fehlte es nicht an Wiederholungen. Es ward nachgerade

langweilig. Zudem waren es überaus heiße Tage. Kein Wunder, daß der Saal sich bisweilen stark lichtete, hin und wieder ganze Reihen von Magistern und Studenten in einen sanften Schlummer verfielen. Glücklicherweise fielen in diese Zeit zwei Feiertage, der Peter-Paulstag und das Fest Mariä Heimsuchung.

Den ersten benutzte Luther zu einer Predigt, um die ihn der Herzog Barnim gebeten. Da man ihm keine Pfarrkirche zur Verfügung stellte und die Schloßkapelle zu klein war, so predigte er im Disputationssaale. Schon das Evangelium des Tages, Matth. 16, 13—19, machte es fast unvermeidlich, die streitigen Punkte zu berühren, soweit sie von praktischer Bedeutung waren. Man nahm doch großen Anstoß daran, und Eck beeilte sich, am darauffolgenden Marienfeste eine Gegenpredigt zu halten. So war das Ganze nun auch unmittelbar vor die Gemeinde gebracht, als tags darauf, Sonntag, den 3. Juli, öffentlich bekannt gemacht wurde, am nächsten Tage werde Luther auftreten.

Sofort belebte sich wieder das allgemeine Interesse. Schon seine äußere Erscheinung, wie sie Eck gegenübertrat, durchaus die eines asketischen Mönches, konnte ihres Eindrucks nicht verfehlen. Luther stand damals in der Blüte seiner Jahre. Davon sah man ihm wenig an. „Wer seinen mittelgroßen, schlanken Körper ansieht, kann beinah alle seine Knochen zählen, so hat ihn Sorge und Studium erschöpft“, erzählt Mosellan. Seine Stimme war hell und klar. Man beobachtete, daß er mit einem Blumenstrauß in der Hand, an dessen Duft er sich stärkte, das Katheder bestieg, auch ein silbernes Ringlein trug, worin die Gegner teuflische Kräfte sehen wollten. Anderseits bemerkte man doch schon damals manches, was wir erst als spätere Eigentümlichkeit Luthers anzusehen gewohnt sind, so neben der „unvorsichtigen, allzu bissigen Form im Tadel der Gegner,“ die offene freie Art sich zu geben; „nichts Stoisches hat er an sich, noch finsteren Stolz, im freundschaftlichen Verkehr kann er fröhlich und heiter plaudern, lebendig und sicher, stets heiteren Antlitzes, wie sehr auch immer die Gegner drohen mögen. Man kann daher kaum glauben, daß er so Schweres ohne göttliche Hilfe vollbringt.“ So urteilte derselbe Mosellan.

Eck mußte bald erkennen, daß ihm jetzt eine ganz andere Persönlichkeit gegenüberstand. Was auch dem Fernerstehenden auffiel, war die „erstaunliche“ Kenntnis der heiligen Schrift, die Sicherheit, mit der er die einzelnen Stellen gegenwärtig hatte und sie auch nach dem griechischen oder hebräischen Text zu verwerten verstand.

Wie zu erwarten, wandte man sich sogleich zur These vom Papsttum. „Naturgemäß würde dabei über die Auslegung von Matth. 16 gestritten, und ob die Kirche auch ein irdisches Haupt bedürfe. Luther konnte sich vielfach auf die alten Kirchenväter stützen, in denen sein Gegner wenig zuhause war. Anderseits wies ihm Eck nach, daß er in historischer Beziehung zu viel behauptete; schon der heilige Bernhard hätte, und zwar auf Grund einer merkwürdigen Auffassung der Stelle Joh. 5, 19, woselbst von einer himmlischen und einer irdischen Monarchie die Rede sein sollte, von einer dem Papste durch Christus übertragenen Universalmonarchie gesprochen. Dagegen konnte Luther nichts einwenden, bemerkte aber, daß er bei aller Verehrung für den heiligen Bernhard dabei beharren müsse, daß es darauf ankomme, den wahren und richtigen Schriftsinn zu ergründen, weshalb er Bernhards wunderbare Auslegung nicht zulassen könne. Eben darin schieden sich ihre Wege: Eck stritt lediglich mit Autoritäten, beeilte sich übrigens, als ihm Luther mit der Schrift zusetzte, die Angelegenheit auf ein Gebiet überzuspielen, auf dem er Meister war. Schon am 5. Juli warf er die Bemerkung hin, daß Luthers Ansicht, daß die Unterordnung unter den Primat des Papstes (wobei Luther besonders auf die griechische Kirche hinwies), nicht zur Seligkeit notwendig sei, schon zu Konstanz mit den Artikeln des Hus und anderer Ketzer verurteilt sei. In hämischer Weise bat er um Entschuldigung, daß er dies erwähne, aber nach seinem geringfügigen Urteile müßte Luthers These und was sonst hier vorgebracht worden, die böhmischen Ketzer in ihren Irrtümern in hohem Maße bestärken, und schon höre man, daß sie sich darüber beglückwünschten.

Die Absicht des Gegners war nicht zu verkennen, und mit Entrüstung wies Luther Ecks Anschuldigung zurück, die ihn zum Ketzerpatron machen wolle, während er die Trennung der Böhmen von

der einen Kirche immer verurteilt habe. Am Nachmittage nahm er die Sache selbst wieder auf: ob ein Artikel sich bei Hus oder Wiclif fände, erklärte er, kümmere ihn nicht. Übrigens seien unter den Artikeln des Hus manche recht christlich und evangelisch.

Diese Äußerung erregte das allergrößte Aufsehen. Davon was Hus eigentlich gelehrt, wußte man nicht mehr viel, aber die Greuelthaten der Husiten, die man in unmittelbare Verbindung damit brachte, waren noch in aller Munde. Man kannte keine schlimmeren Ketzernamen, als Böhmen, „Pickarden". Auch Herzog Georg, der einer der eifrigsten Zuhörer war und fast niemals fehlte, fuhr bei Luthers Worten auf, stemmte, wie ein Augenzeuge erzählt, beide Arme in die Seite, und sagte, daß man's auch im ganzen Auditorium hören konnte: „Das walt die Sucht." Doch Luther ließ sich nicht irre machen, ruhig verwies er auf die heilige Schrift, als die alleinige Grundlage des Glaubens, über die hinaus Artikel des Glaubens aufzustellen, kein Papst und auch kein Inquisitions-Tribunal Macht habe. Darüber, daß er damit indirekt auch das Verfahren des Konzils zu Konstanz verurteilte, war er sich nicht klar. Als Eck diese Konsequenz zog und erwiderte, das sei eben recht böhmisch, die heilige Schrift besser verstehen zu wollen als die Päpste, Konzilien, Doktoren und Universitäten, als die auf dem Konstanzer Konzil versammelten Väter, da fiel er Eck ins Wort und rief: „Es ist nicht wahr, daß ich gegen das Konstanzer Konzil gesprochen habe", und weiterhin nennt er es eine „unverschämte Lüge". So scheute er noch davor zurück, dieses Konzil direkt und rückhaltslos des Irrtums zu zeihen. Er führt bestimmte Artikel des Hus an, die er nicht für ketzerisch halte, aber vielleicht, meint er, sind sie nur untergeschoben, gehören sie gar nicht zu den dort wirklich verurteilten. Aber dabei bleibt er, „unfehlbar ist nichts außer dem Worte Gottes, nicht einmal das Konzil." Darüber wurde mehrere Tage aufs heftigste gestritten. Die gewandte Dialektik, mit der Eck, ohne auf Luthers Hauptsatz von der Schriftautorität näher einzugehen, schwerwiegende Folgerungen aus dessen Äußerungen zog und mit selbstgerechter Entrüstung vor aller Welt seinen Abscheu vor dem „Zöllner und Sünder", der ein Konzil des Irrtums bezichtigen konnte, zur Schau trug, scheint Luther zeitweilig überrascht zu haben; nur so erklärt es sich, daß er, entgegen früheren Auslassungen,

das Zugeständnis machen konnte, daß Konzilsbeschlüsse, soweit sie den Glauben betreffen, auf jede Weise angenommen werden müßten.

Die Zeit für die vorliegende These war längst verstrichen. Man wandte sich endlich noch zu der Frage vom Fegefeuer, Ablaß u. s. w., worüber man noch mehrere Tage disputierte, ohne daß etwas Neues herauskam. Hier waren die Gegensätze nicht so groß, denn Eck hütete sich, angesichts der gegen den Ablaß vorhandenen Stimmung, den Bogen allzu hoch zu spannen. Desto mehr ließ er seiner Rede freien Lauf; Luther kam kaum noch zu Worte, weil Eck die ganze Zeit für sich in Anspruch nahm. Unmutig zog er sich zurück, worauf Carlstadt am 14. Juli noch einmal den Kampfplatz betrat. Eck hätte wohl noch länger disputiert; ohne Ermüdung hatte er beinah drei Wochen den Angriffen zweier Gegner standgehalten. Sonst hatte man wohl allenthalben genug, und der Herzog brauchte sein Schloß, er erwartete Gäste. Nachdem man endlich übereingekommen, die Akten an die theologischen Fakultäten zu Paris und Erfurt zur Begutachtung zu schicken, machte ein feierlicher Redeakt der Disputation am 15. oder 16. Juli ein Ende.

Unversöhnt und ohne daß eine der beiden Parteien sich hätte den Sieg zuschreiben dürfen, ging man auseinander. Freilich Eck erhob sogleich mächtiges Triumphgeschrei, hielt es jedoch für gut, sich durch Jakob Hoogstraten von Köln den Pariser Kollegen empfehlen zu lassen. Jedenfalls behauptete er den Kampfplatz: noch länger als acht Tage blieb er in Leipzig, ließ er sich von den dortigen Kollegen, welche die Wittenberger gröblich vernachlässigt, mit allerlei Festlichkeiten feiern, durfte er sich in der herzoglichen Gunst sonnen.

Unterdessen zogen die Wittenberger im ganzen mißmutig heim. Zumal Luther war wenig befriedigt. Daß Eck ihn zu Konsequenzen gedrängt, die ihm noch fern gelegen und die ihm gefährlich werden konnten, kümmerte ihn wenig; gerade mit der Disputation über die Frage vom Papsttum war er noch am meisten zufrieden, aber im ganzen meinte er doch, es sei schlecht disputiert worden, und beklagte seine verlorene Zeit. Die Hoffnung, daß eine öffentliche gelehrte Erörterung der Förderung der Wahrheit dienen werde, hatte sich nicht erfüllt. Das für Luther Wichtigste, die Frage vom Heil, war

kaum gestreift worden. Bei der Kampfesweise Ecks, berichtet er, sei es schließlich darauf angekommen, wer das beste Gedächtnis und die gewandteste Zunge habe. Herzog Georg, dessen gemessene Freundlichkeit auch gegen ihn und Carlstadt er zu rühmen wußte, habe recht gehabt, wenn er einmal äußerte: „Ob nach menschlichem oder göttlichem Recht, jedenfalls ist und bleibt der Papst immer der Papst."

Doch dachte er nicht daran, den Gegenstand fallen zu lassen. Schon um der Gegner willen war es nicht möglich. Bereits Ende August gab er „Erklärungen" zu den in Leipzig verhandelten Thesen heraus. Eine Widmung an Spalatin berichtete über die einzelnen Vorgänge. Nicht ein Titelchen nahm er zurück. Noch bestimmter als dort behauptete er, daß Konzilien irren könnten und geirrt hätten, um sich nur desto fester auf die Schrift zu stützen, an die er doch jetzt in seinem gereifteren Christenbewußtsein schon kritisch herantritt, und in der Weise der alten Kirche, je nachdem die einzelnen Schriften mehr oder weniger Christum predigen, so hat er es wenigstens später gefaßt, Wertunterschiede zu machen anfängt. —

Der Eindruck der Disputation auf die Teilnehmer und Augenzeugen war sehr verschieden. Melanchthon, der für jeden sein Teil Bewunderung hatte, auch Ecks bedeutende Gaben anerkannte, war zweifelhaft, inwieweit solche Streitigkeiten noch christlich genannt werden könnten. Ähnlich urteilte Mosellan. Sicher gab es viele in Leipzig, welche die Gewandtheit Ecks, die Bestimmtheit, mit der er den Gegner zum Ketzer gestempelt, überzeugt hatte, während andere, wie ein Leipziger Gelehrter an Spalatin schrieb, hingerissen von Luthers Achtung gebietender Persönlichkeit, unter dem Eindruck von Ecks Rabulisterei, die Empfindung äußern konnten, „wie ein unschuldiges Schaf unter Wölfen habe Luther Schmähliches erduldet."

Manche mochten auch wie Luther selbst über das geringfügige Resultat enttäuscht sein, immerhin war es wichtig genug. Was bisher mehr noch im Kreise der Gelehrten diskutiert, nur vereinzelt über die allernächsten Kreise hinausgedrungen, war hier zum erstenmal in der Öffentlichkeit verhandelt worden. Eck hatte nicht unter-

lassen, die für den gemeinen Mann wichtigen Punkte zu betonen. Nicht alles, was man sich über Luthers Lehre und Rede in den Badestuben und Herbergen erzählte, mochte der Wahrheit entsprechen; aber man sprach darüber, entschied sich dafür oder dawider, und nachdem so lange Wittenberger und Leipziger Studenten allenthalben den Streit ihrer Lehrer fortgesetzt hatten, gehörte eben nicht viel Witz dazu, um herauszumerken, daß es sich hier um Dinge handelte, vor denen die einen sich schaudernd bekreuzten, während andere in dunkler Ahnung, daß es den verhaßten Priestern an den Kragen gehen könnte, nur mühsam ihre Freude zurückzuhalten vermochten.

Von beiden Seiten wurde dafür gesorgt, daß die Leipziger Vorgänge in allen Einzelnheiten bekannt wurden. Die Veröffentlichung der notariellen Akten hatte man zwar verboten, aber es gab zahlreiche Abschriften. In offenen Briefen an gute Freunde berichteten die Teilnehmer über den Hergang der Sache. Jedes Urteil provozierte ein anderes, mancher Unberufene mischte sich ein, und so entwickelte sich bald eine Streitlitteratur, welche die Leipziger Fehde zwar fortsetzte, in der aber je länger je mehr die persönlichen Invektiven in den Vordergrund traten.

Der Vorwurf der Ketzerbegünstigung, den Eck in Leipzig erhoben, war zu bequem, als daß er nicht wiederholt worden wäre. Ein Geistlicher aus Dresden, Hieronymus Emser, früher Geheimsekretär des Herzogs, mit dem Luther eine Zeit lang in freundschaftlichem Verkehr gestanden, hielt es für passend, ihn in einem offenen Briefe, der nach Prag gerichtet war, von neuem laut werden zu lassen. Neben den besten Wünschen für die Bemühungen des Adressaten, eines gewissen Joh. Zack, die Böhmen zu bekehren, enthielt der Brief die Befürchtung, daß jene sich jetzt darauf berufen möchten, daß ein Mann wie Luther ihre Sache verfechte; hätten sie doch schon während der Tage zu Leipzig, wie man vernehme, für ihn öffentliche Gebete verrichtet. In scheinbarer Freundschaft für Luther unterließ er nicht hinzuzufügen, daß diesem gewiß nichts ferner liege, als mit den Böhmen gemeinschaftliche Sache zu machen, aber schon der Umstand, daß er den sonst unbedeutenden und wenig motivierten Brief in den Druck gab, ließ die tückische Absicht des Verfassers erkennen.

Er kam übel an. Jener Brief war vom 15. August datiert, Ende September erschien Luthers Antwort „Gegen den Emserschen Steinbock", so nannte er seine Schrift unter Anspielung auf das Wappen Emsers, das er seinen Schriften vordrucken zu lassen pflegte, einen Steinbock in Schild und Helm. Die hinterlistige und gehässige Weise des Gegners wies er siegreich zurück, aber in einer so heftigen Sprache, die auch für die damalige Zeit alles Maß überstieg. Und Emser, übrigens ein Mann von warmem Interesse für die schönen Wissenschaften, blieb nichts schuldig. Damit begann eine jahrelang fortgesetzte Fehde, mehr persönlicher als sachlicher Natur; wagte es doch Emser sogar, die später oft wiederholte Behauptung auszusprechen, nur aus Neid über das den Augustinern entgangene Ablaßgeschäft habe Luther den ganzen Handel angefangen.

Nur mit innerem Mißbehagen und in dem von ihm offen bekannten Bewußtsein, daß der „alte Adam" ihm manches Wort auf die Zunge lege, „das ihm sein Christus unterdrücke", führte Luther jene scharfe Sprache, aber trotz seines Wunsches, „mit den Friedfertigen zu schweigen", erklärte er es für notwendig „den Schreiern und Wüterichen" zu zeigen, daß er niemanden fürchte. Auf die allerdings falsche Kunde, die Erfurter hätten gegen ihn entschieden, während sie in der That vorzogen, zu schweigen, schrieb er an Lang, er sei entschlossen, in lateinischer und deutscher Sprache seine Ansicht in der ganzen Welt zu verbreiten, auch nicht eine Silbe seiner Sätze unverteidigt zu lassen. Der Augsburger Domherr Adelmann schrieb damals an den berühmten Humanisten W. Pirkheimer in Nürnberg: „Ist es ein Wunder, daß Luther sich erregt verteidigt? Auch Christus hat nicht geschwiegen, als die Widersacher ihm vorwarfen, daß er den Teufel habe, doch bedauere ich die Wirren zwischen ihm und Emser, nicht aus Furcht für Martinus, sondern weil er dadurch verhindert wird, Nützlicheres zu liefern." So urteilten die Freunde, und niemand empfand dies schmerzlicher, als Luther selbst, aber immer neue Angriffe nötigten zur Abwehr.

Am widerwärtigsten war die Art, wie Eck sich des unbesiegten Gegners zu entledigen suchte. Schmähung und Denuntiation waren in der Folge seine Hauptwaffen. Er beeilte sich, seine Großthat

nach Rom zu berichten, nicht bloß zu rascherem Vorgehen gegen Luther zu ermahnen, sondern, wie später noch öfters, den gebührenden Lohn für die Bekämpfung des Ketzers zu erbitten. Die Leipziger hatten ihm ein ehrendes Zeugnis ausgestellt. Noch ehe er die Stadt verlassen, schrieb er auch an Kurfürst Friedrich, um über seine Gegner zu klagen. Er wagte es, ihm den Rat zu erteilen, Luthers Bücher auf einem Haufen verbrennen zu lassen. Allenthalben suchte er Luther als überführten Ketzer darzustellen. In Leipzig war ihm dies in den Kreisen der Mönche schon recht gut gelungen: man erzählte sich, die dortigen Dominikaner hätten alsbald das Sakrament in Sicherheit gebracht, als Luther ihre Kirche betrat. Auch den Streit mit den Franziskanern in Jüterbogk regte Eck von neuem an, indem er ihre Luther vorgeworfenen Sätze für den Bischof von Brandenburg kommentierte. Gegen diese und andere Angriffe Ecks und seiner Genossen, welche die öffentliche Meinung zu Luthers Ungunsten beeinflussen sollten, galt es zu antworten. Wie begreiflich weisen die so entstandenen Streitschriften mancherlei Wiederholungen auf, aber sie hatten doch das Gute, Luther desto gewisser zu machen, in Einzelheiten auch vorwärts zu drängen; so erklärte er sich in der Schrift gegen die Franziskaner jetzt öffentlich auf Grund eigenster Erfahrungen gegen den Gewissenszwang der Ohrenbeichte.

Und trotz alledem, als ob in der Zwischenzeit gar nichts vorgefallen wäre, erschien jetzt Miltitz wieder auf dem Plan. Jetzt endlich brachte er auch die goldene Rose wirklich ins Land. Wie sehr hatte der fromme Kurfürst früher die hohe päpstliche Gnade mit ihrem reichen Ablaß gewünscht! Jetzt, nachdem man ihn ein Jahr hingehalten, ließ er sie nur durch einen seiner Räte in Empfang nehmen. Des Miltitz Wunsch, sie mit großem Pomp in Wittenberg einzuführen, erfüllte sich nicht. Ebenso waren seine neuen Unterhandlungen mit Luther ohne Erfolg. Unvorsichtig genug hatte er auf der Reise nach Altenburg, und zwar in Dresden, wohl im Kreise von Luthers dortigen Gegnern, die Äußerung gethan: „Dr. Martinus ist in meinen Händen.“ Das suchte er dann als einen Scherz hinzustellen. Aber man war vorsichtig. Bei einer Zusammenkunft mit Luther in Liebenwerda, am 9. Oktober, wollte er diesen von neuem überreden, mit ihm nach Trier zum

dortigen Kurfürsten zu reisen, doch Luther ging nicht darauf ein. Wie es sein Kurfürst während der Kaiserwahl mit Richard von Greiffenklau verabredet, sollte es bleiben. Bei Gelegenheit des nächsten Reichstags, den man in Bälde erwartete, würde sich vielleicht eine Gelegenheit finden, Luther vor den Erzbischof zu bringen, natürlich immer unter der Voraussetzung, daß der Papst ein solches Verfahren billige und eine ordnungsmäßige Citation einliefe, wovon man bisher nichts vernommen.

Übrigens stellte sich Karl v. Miltitz je mehr und mehr als ein kühner Glücksritter heraus. Seine eigenmächtigen Einigungsbestrebungen scheinen wenigstens jetzt nicht ohne selbstische Motive gewesen zu sein, und es war zum mindesten für einen päpstlichen Unterhändler ein ziemlich gefährliches, wenig Vertrauen erweckendes Spiel, wenn er, um seinen Zweck zu erreichen, von allerlei Gefahren für Luther und sogar die Lande seines Fürsten zu erzählen wußte, die eben durch ihn abgewandt werden könnten. Der Kurfürst verhielt sich ablehnend, und Luther fügte sich, weil der Fürst es so wollte, obwohl ungern. „Beinahe wünschte ich", schrieb er im Dezember an Spalatin, „in ihre Hände zu fallen, damit sie einmal ihre Wut sättigen könnten, wenn ich nicht für das Wort und das noch so kleine Volk Gottes fürchtete." So ist er sich bewußt, im Dienste seines Gottes zu stehen. In diesem Bewußtsein kann er einem Eck zurufen, es werde sich bald zeigen, ob er oder jener der Kirche Christi mehr geschadet habe, und ein ander Mal am Schluß seiner Erklärungen der Leipziger Thesen: „Täglich gefalle ich mir mehr, und ich werde stolz darauf, zu sehen, wie mein Ruf immer schlechter wird. Denn die Wahrheit, das ist Christus, muß wachsen, ich aber muß abnehmen." Und doch hören wir ihn auch in dieser Zeit des hochgemuten Kampfes über Stunden schwerer Anfechtung klagen, wo er sich glaubensleer vorkam, wo er zwar das Leben haßte, aber doch auch den Tod scheute.

Im Juni schreibt er einmal an Spalatin: „Bete für mich, den großen Sünder. Sonst brauche ich gar nichts, nur die Barmherzigkeit Gottes. Eben das quält den Neid, daß er fühlt, daß ich sonst nichts bedarf." Bisweilen fiel ihm doch das Gefühl des Alleinstehens schwer auf die Seele, besonders schmerzlich empfand er

die offenbare Zurückhaltung seines lieben Staupitz, der, in banger Sorge über die Wendung der Dinge, zwar nicht wagte, ihm entgegenzutreten, aber doch allen Schein vermeiden wollte, als billige er Luthers Auftreten. Wie gern hätte dieser in jenen Tagen sich des tröstenden Zuspruchs des väterlichen Freundes erfreut! In rührender Weise schreibt er an ihn am 3. Okt. 1519: „Du verlässest mich allzu sehr, ich war deinetwegen wie ein entwöhntes Kind über seine Mutter in diesen Tagen sehr traurig; ich beschwöre dich, preise den Herrn auch in mir sündigen Menschen! — Heute Nacht“, so schließt er, „habe ich von dir geträumt; es war mir, als ob du von mir schiedest; ich aber weinte bitterlich und war betrübt; du dagegen winktest mit der Hand, ich möge ruhig sein, du werdest zu mir zurückkehren.“

Das Manuskript einer Trostschrift, die er damals für seinen kranken Kurfürsten geschrieben, erbat er sich bald zurück, weil er sich selbst daran zu trösten gedenke.

Es war ein merkwürdiges Buch, diese Trostschrift, die er erst nach längerem Zögern, aus Scheu vor dem Anstoß, den sie erregen würde, herausgab. Er nannte sie „Tesseradekas“, „Die Vierzehn“, weil sie, wie er an den Kurfürst schreibt, an Stelle der vierzehn Nothelfer, an die man sich sonst zu wenden pflegte, treten sollte. Den Leidenden, Bekümmerten und Beladenen hielt er zwei Tafeln entgegen mit je sieben Spiegelbildern. Auf Grund der Schrift, in der man doch allein Trost finden kann, zeigt er zuerst an siebenerlei schweren Übeln, wie sie so gering sind, wenn man sie recht und im Lichte des göttlichen Wortes betrachtet, ja, wie sie gar nichts sind im Vergleich zu dem Leiden und Sterben des Erlösers, um dann an siebenerlei Gutem den Reichtum göttlicher Gnade und Güte darzuthun, wie er gipfelt in dem höchsten Gute, Jesus Christus dem Erstandenen, dem König der Ehren, der den Tod besiegt, Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht.

So konnte Luther auch im schärfsten Streite sich über alles Irdische erheben, und kein Wort erinnert hier daran, welche Kämpfe er durchzukämpfen hatte. Das war doch nicht überall in den vielen Schriften teils theologischen, teils erbaulichen Inhalts der Fall,

zu denen er bei aller Kampfesarbeit im Jahre 1519 noch Zeit fand. Man kann nicht sagen, daß sie nur nebenher gingen. Am deutlichsten tritt dies hervor in der bedeutendsten Schrift dieses Jahres, dem Kommentar zum Galaterbriefe. Es war der Ertrag der Vorlesungsarbeit der letzten Jahre, wie er selbst sagt, ein Zeugnis seines Glaubens an Christum, die theologische Zusammenfassung dessen, worauf seine christliche Überzeugung und sein Mut sich gründete, wie er in diesem Briefe auch am schärfsten und klarsten zusammengestellt sah, worin er die Summe des ganzen Evangeliums fand.

Man merkt es dem Werke an, und in der Widmung an seine Collegen Carlstadt und Petrus Lupinus ist es ausdrücklich ausgesprochen, wie wohlthuend es dem Verfasser ist, von den Händeln mit seinen Gegnern immer wieder zurückzukehren zu dem, was allein seine Seele auszufüllen vermag; aber Luther müßte nicht die unmittelbare Natur gewesen sein, die er in Wahrheit war, wenn sich die großen Kämpfe, die ihn während der schließlichen Redaktion des Werkes beschäftigten, darin nicht wiederspiegelten, nicht nur gelegentlich sondern ausdrücklich darauf Bezug genommen würde. Melanchthon glaubte ihn deshalb mit der Eigenart dieser paulinischen Epistel entschuldigen zu müssen, die mehr als eine andere zu polemischen Ausführungen Veranlassung gebe.

So finden sich, zumal anfangs, Stellen darin, die an jene tiefinnerliche, an die Mystik anklingende Frömmigkeit erinnern, die wir früher mehrfach beobachtet, während er anderwärts und je mehr und mehr gegen das Ende, wo er nur immer den alleinigen Wert des Glaubens für die Rechtfertigung und das Heil zu betonen hat, die Gelegenheit ergreift, gegen die falsche, das Heil verbauende Gesetzlichkeit der Schultheologen und seiner Gegner zu eifern, und schließlich sogar in alttestamenlicher Zornesrede über die furchtbaren Zustände von seinen Lesern Abschied nimmt. Und sicher machte gerade diese in die zusammenhängende Erklärung eines biblischen Buches gestreute Polemik, die sich so unmittelbar aus dem Schriftworte zu ergeben schien, großen Eindruck.

Noch ist es übrigens der lateinische Text, den er seiner Erklärung zugrunde legt; aber immer häufiger greift er zum griechischen

Original, und dankbar erkennt er es vor aller Welt an, wie viel er bei seinen Fortschritten in der Kenntnis des Griechischen seinem Melanchthon verdankt, dem Manne „mit dem Körper eines Jünglings und der verehrungswürdigen Weisheit eines Greises“, den er mit Stolz seinen Lehrer im Griechischen nennt. —

Zur Herausgabe verschiedener kleinerer Traktate oder Predigten nötigte ihn der Umstand, daß andere, Unberufene, auf Grund von Nachschriften oder, nachdem sie sonstwie in den Besitz des Manuskripts gekommen, sie natürlich in verderbter, oder den Autor nicht befriedigender Weise veröffentlichten. Mehrfach behandelte er da die Lehre von der Gerechtigkeit vor Gott und vor Menschen, Arbeiten, denen sich inhaltlich im Beginn des Jahres 1520 sein großer Sermon von den guten Werken anschloß. Sodann waren es Einzelfragen, deren Erörterung ihm sein Amt als Prediger oder irgend ein besonderer Wunsch nahelegte. Dahin gehört eine Predigt über die Ehe vom 2. Epiphaniassonntage 1519, in der noch vieles an die mönchische Behandlung des Gegenstandes erinnert, die aber doch schon eine höhere Wertschätzung des ehelichen Standes aufweist, dessen höchste Aufgabe es sei, die Kinder zur Ehre Gottes zu erziehen. „Kannst du es nit, bitt und such andere Leute, die es können, und laß dich kein Geld, Kost und Mühe dauern, denn das sind die Kirchen, Altar, Testament, Vigilien und Seelmessen, die du hinter dir lässest, die dir auch leuchten werden im Sterben.“

Ueber bestimmte volkstümliche Andachtsübungen handelte er in seinem Sermon „von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi“ und „von dem Gebet und der Prozession in der Kreuzwoche“ (d. i. Himmelfahrtswoche). Jener viel geübten Betrachtung der einzelnen Leiden des Erlösers sucht er da eine evangelische Wendung zu geben, ohne doch der derbrealistischen Auffassung, wie er sie von seinen Lehrern überkommen, ganz zu entsagen. Dagegen spricht er in der zweiten Schrift, die zum rechten Gebet anleiten soll, schon, wenigstens als Wunsch, so weitgehende Reformationsvorschläge aus, wie den, die Prozessionen, er meint hier zunächst die Bittprozessionen um die Felder, und auch die Feiertage ganz abzuthun, da sie durch das unchristliche Wesen, was sich damit verbinde, „Saufen, Fressen, Müßigang“ förderten, anstatt ihnen zu widerstehen.

Unmittelbar in das Volksleben griffen sein großer und kleiner Sermon vom Wucher ein. Über den Wucher, worunter, wie schon früher erwähnt, in der Regel jede Forderung von Zinsen gerechnet wurde, war in den letzten zwanzig Jahren vielfach gehandelt worden. Wie immer, mußte diese Frage in den Vordergrund treten zu einer Zeit, wo eine große Kapitalwirtschaft einem großen Proletariat gegenüberstand, zumal aber damals, als große Kaufmannsgenossenschaften die früheren einfachen Verhältnisse des Geldverkehrs von Mann zu Mann zu verdrängen anfingen.

Von je hatte die Kirche gegen den Wucher geeifert und dabei die Unterstützung der Obrigkeiten wie der öffentlichen Meinung für sich gehabt. Indessen veranlaßte der steigende Verkehr dazu, auf allerlei Schleichwegen die Wuchergesetze zu umgehen, und hatte man früh auch von der Kirche im eigenen Interesse gebilligte Formen gefunden, durch welche man sich eine Rente sicherte, wie den sogenannten Renten- oder Zinskauf, wobei jedoch im Prinzip der Grundsatz festgehalten wurde, daß es nicht eigentlich das Geld war, welches die Rente einbrachte, sondern daß der Gläubiger nur einen Anteil von dem Gewinne erhielt, den der Schuldner mit seinem Gelde, etwa durch bessere Bewirtschaftung seines Grundes und Bodens, erworben. Strengere Kirchenmänner hatten auch dagegen ihre Bedenken, die noch steigen mußten, als jetzt die großen Kaufmannsgesellschaften, auch ohne daß das Kapital auf einem bestimmten Grundstücke lastete, was bisher immer die Voraussetzung gewesen, es als rechtmäßig erklärten, auf Grund eines Vertrages dem Gläubiger eine bestimmte Dividende, wie wir heute sagen würden, von 5 % zu garantieren.

Was Luther in scharfer Rede dagegen zu sagen hatte, war nicht neu, wohl aber die volkstümliche Art der Behandlung des Gegenstands und die Gesichtspunkte, in die er ihn rückt. Er behandelt die Frage in großem Stile und bringt sie in Verbindung mit der von der Armut, dem Almosengeben und dem unerträglichen Bettel, der durch das Wallfahrtswesen großgezogen werde. Derselbe müsse durch die Obrigkeiten oder durch ein Konzil abgeschafft werden, indem jede Stadt die Verpflichtung habe, für ihre Armen zu sorgen. Aber was sei aus der christlichen Barmherzigkeit ge-

worden? Da habe man „das Stücklein“ erfunden, es sei niemand schuldig, dem Dürftigen zu geben, „es sei denn in der höchsten Not“, und habe sich vorbehalten, darüber zu entscheiden, was höchste Not sei. Freilich, wenn es sich darum handle, zu Kirchen, Stiften, Ablaß und anderen Dingen, die Gott nicht geboten, Geld zu geben, da frage niemand, danach, ob denn die Sache schon so schlimm stehe, daß bei der Kirche die Ziegel vom Dache fallen, die Balken verfaulen und die Gewölbe einstürzen, was alles wohl länger warten könne, als die Notleidenden.

Zins zu nehmen ist Sünde, weil es durch die Schrift verboten und weil es lieblos ist. Der Zinskauf ist nach dem kanonischen Rechte erlaubt, aber schwerlich wird man sagen können, daß er nicht „wider das natürliche und das Gesetz der christlichen Liebe ist.“

„Wir wollen den Grund sehen, durch welchen dieser zarte Handel gebilligt wird. Es ist ein Wörtlein, das heißet auf Latein: Interesse. Das edle, zarte, teure Wörtlein lautet auf deutsch so viel: Wenn ich hundert Gulden habe, damit ich im Handel, durch meine Mühe und Sorge ein Jahr lang fünf, sechs oder mehr Gulden erwerben möchte, die thue ich von mir zu einem anderen auf ein fruchtbar Gut, daß nicht ich, sondern er also damit handeln mag auf demselben; darum nehme ich von ihm fünf Gulden, die ich hätte erwerben mögen, und er verkauft mir die Zinsen, fünf Gulden vom Hundert, und bin ich Käufer und er Verkäufer.“ Man sage, der Zinskauf ist billig, weil jeder Gläubiger mit seinem Gelde vielleicht hätte mehr erwerben können. Aber wie dann, wenn ich mit dem geborgten Gelde nichts gewinne, sondern noch verliere? „Denn der Zinsmann mit seinem Gut ist Gottes Gewalt unterworfen“, dem Tode, Krankheit, Feuers- und Wassersnot. Will der Zinsherr mitgewinnen, so muß er auch den Verlust mittragen. „Welche Zinsherrn das nicht leiden wollen, die sind so fromm wie Räuber und Mörder, und entreißen dem Armen sein Gut und Nahrung. Weh ihnen!“

Völlig unverständlich ist ihm, wie Geld an sich, etwa im kaufmännischen Handel, Zins bringen kann; nur Grund und Boden bringt nach natürlicher Ordnung Frucht und Zins. Vom bloßen Kapital Zins geben wollen heißt: „Des Geldes Glück verkaufen“,

was doch nicht in unserer Macht ist. Und weshalb leiht man denn sein Geld aus? Sehr viele thun es doch wohl nur deshalb, damit es nicht bei ihnen verloren gehe, weil sie es viel lieber sehen, „daß andere Leute damit arbeiten und in der Gefahr stehen, daß sie dieweil müßig und faul sein mögen, und doch also reich bleiben und werden. Ist das nicht Wucher, so ist es ihm sehr ähnlich. Kurz, es ist wider Gott.“

Was aus den vielen, ganz besonders auf Zinskauf ruhenden kirchlichen Stiftungen werden solle, wenn man das bisherige Wesen ändere, kümmert ihn wenig. Besser ist es, aus zehn Stiftungen eine göttliche zu machen, als viele gegen Gottes Gebot zu behalten. —

Einen großen Fortschritt in seiner inneren Entwickelung zeigen seine sogenannten Sermone, richtiger Lehrschriften über die Sakramente, Buße, Taufe, Abendmahl, die er im Herbst 1519 erscheinen ließ. Sie hatten zunächst nur die Absicht, die Gemeinde von der Wertschätzung der äußerlichen Handlung zum Verständnis der inneren Bedeutung zu führen, aber eben damit wurden sie im höchsten Maße bedeutsam.

Obenan steht da seine großartige Auffassung von dem Werte der Taufe. In ihr übernimmt der Täufling die Losung, das Banner unseres Herzogs, unter ihm zu kämpfen wider die Sünde. Da wird ein ewiger Bund geschlossen zwischen Gott und dem Täufling; da übernimmt der Christ täglich zu thun, was die Taufe bedeutet, sterben und auferstehen, die Sünde abzuthun und sich zu Gottes Erbarmen zu flüchten, da wird ihm Gottes Gnade für das ganze Leben zugesprochen. So hat die Taufe einen ewigen Wert, darf sich der Christ sein Leben hindurch der Taufgnade trösten. So beginnt mit der Taufe ein neues Leben, oder vielmehr ein „seliglich Sterben“ des alten Menschen bis an den Tod, ja bis an den jüngsten Tag, denn erst dann, wenn die Engel am jüngsten Tage alle Christen aus der Taufe heben werden, wird wirklich vollbracht, was auf Erden nicht möglich ist und was die Taufe bedeutet, „werden wir von Tod, von Sünden, von allem Übel aufstehen, rein an Leib und Seel, und dann ewiglich leben.“

Beim Abendmahl betont Luther vor allem den Gedanken der

Gemeinschaft. „Das Sakrament empfangen heißt nichts anderes, als ein gewisses Zeichen der Gemeinschaft mit Christo und allen Heiligen, d. h. allen Gläubigen empfangen.“ Sie besteht darin, daß alle geistlichen Güter Christi und seiner Heiligen dem Empfänger des Sakraments mitgeteilt werden, wie anderseits auch alle Leiden und Sünden gemeinsam sein sollen, „daß also Liebe gegen Liebe sich entzündet.“ Um uns zu stärken im Kampfe wider die Sünde, giebt uns Gott das Sakrament, als spräche er: „Siehe da, dich ficht mancherlei Sünde an; nimm hin dies Zeichen, damit ich dir zusage, daß die Sünde nicht dich allein, sondern meinen Sohn Jesum Christum und alle seine Heiligen im Himmel und auf Erden anficht. Darum sei frisch und getrost, du streitest nicht allein. Große Hilfe und Beistand ist um dich.“

Er hält es für wünschenswert, daß ein Konzil wieder den Laienkelch einführe, ohne doch besonderes Gewicht darauf zu legen; und während Melanchthon schon kurz vorher einen kühnen Angriff gegen die römische Wandlungslehre gemacht hatte, steht diese für Luther noch fest; aber es genügt ihm, daß man wisse, „es sei ein göttlich Zeichen, da Christi Fleisch und Blut wahrhaftig innen ist, wie und wo, laß ihm befohlen sein.“ Die Hauptsache bleibt ihm die durch das Sakrament geweckte Gemeinschaft, „die rechte christliche brüderliche Einigkeit“. Aber wie wenig ist davon vorhanden! Und damit wendet er sich in einem besonderen Abschnitt gegen die früher charakterisierten Bruderschaften der Heiligen, die, anstatt jene alleredelste, durch das Sakrament vermittelte Gemeinschaft zu pflegen, sie zerreißen, sich in Sondergemeinschaften gefallen, lieblos alle diejenigen, die nicht zu ihnen gehören, verachten, nur die Selbstsucht fördern, worüber ihre Feste zu wüsten, schandbaren Gelagen geworden, zur Schmach der Heiligen, deren Namen sie tragen, dem Teufel zum Spott, so daß weltliche Herren und Städte dazu thun sollten, daß solches abgethan würde.

Bei der Frage nach dem Wesen der Buße hatte der Streit begonnen, bei der Frage nach dem Wesen des Abendmahls tritt Luther zum erstenmale mit selbständigen, ins religiöse Leben tief eingreifenden Forderungen auf. Fürwahr, dieser Angriff, der in äußerst heftiger Sprache Geistliche und Laien zugleich traf, war

keine geringe Kühnheit; gab es doch in Wittenberg selbst nicht weniger als 21 Bruderschaften. Und welche Bedeutung hatten sie für das religiöse Leben des Volkes! Was hing nicht alles mit diesen Bruderschaften zusammen in Herkommen und Sitte, im Handwerk und in der Familie, im Leben und im Sterben? Welche Bedeutung hatten sie auch durch die mancherlei Stiftungen in materieller Beziehung! Man hätte sich nicht wundern können, wenn sich darüber schon in Wittenberg selbst ein Sturm der Entrüstung erhoben hätte. Wir hören doch nichts davon; freilich blieben die Bruderschaften einstweilen auch noch bestehen. Nach so vielen Predigten, die wir leider nur allzu wenig kennen, durfte Luther wohl jetzt schon so etwas wagen, stand er doch zu den Seinen im innigsten Verhältnis. Ein rechter Seelsorger war er seiner Gemeinde längst guter Berater in aller Not. Wer nur irgendein Anliegen hatte, meinte, Luther müßte ihm helfen können. Da sollte er beim Kurfürsten für einen Bäcker Fürbitte einlegen, dem man nicht gestatten wollte, sein Gewerbe zu treiben, weil sein Vater ein Bader gewesen; da beklagte sich der Schloßtrompeter über die Stiftsherren, ebenso eine arme Witwe, die ihr Häuschen um ihres Seelenheils willen denselben verschrieben, und nun, in Not geraten, es wieder zurück haben wollte. Da kam dieser und jener, überall sollte er helfen, und obwohl er sich vor Arbeit nicht lassen, vor lästigen Einladungen kaum retten konnte, stets mehrere Schriften im Druck hatte, fand er noch immer Zeit, wie sein ganzes Leben hindurch, für die Notleidenden einzutreten und seinem lieben Spalatin seine Schützlinge zu empfehlen. Auch Barmherzigkeit zu üben, schrieb er ihm einmal, gehöre zu den priesterlichen Pflichten eines Hofpredigers, und wo es irgend anging, hörte man am Hofe auf Luthers Bitten, ehrte man ihn, wo man konnte. Hier war vor der Hand nichts zu fürchten für ihn; die Studenten, vor denen er jetzt wieder über den Psalter las, hingen mit Liebe an ihrem Lehrer, ihre Zahl war so groß, daß es an Wohnungen mangelte. Aber wie faßte man auswärts den Gang der Ereignisse auf, was dachte man sonst in deutschen Landen von der Wendung, die die Dinge seit der Leipziger Disputation genommen?

Auf die Theologen setzte Luther nach den Leipziger Tagen keine

große Hoffnung mehr. Würde es den Gegnern gelingen, worauf sie ausgingen, ihn auch bei den Laien zum ruchlosesten aller Ketzer zu stempeln, von denen Luther jetzt meinte, daß sie „reiner gelehrt sein", als die Theologen?

Die nächsten Monate mußten es zeigen.

5. Kapitel.

Luther und die deutsche Nation. Das große Jahr 1520.

Die Streitfrage zwischen Luther und Eck hatte das allgemeinste Interesse erregt, noch mehr, wie sich zeigen wird, die Kunde davon, zu welcher Schärfe sich die Gegensätze in Leipzig zugespitzt hatten. Doch wäre es falsch, zu meinen, daß schon jetzt darüber alles andere in den Hintergrund getreten wäre. Und manches andere hielt die Gemüter in Spannung, ohne Zweifel anfangs viel mehr, als die Sache des Wittenberger Mönchs, die Frage nach dem Nachfolger Maximilians.

Wunderbar, wie die Dinge ineinandergriffen! Es ist schon angedeutet worden, daß man längst anders gegen Luther verfahren wäre, hätte man nicht in Rom Wichtigeres zu thun gehabt, hätte es nicht im Interesse der päpstlichen Politik gelegen, diese geringfügige Sache, von der man in Deutschland so viel Geschrei mache, einstweilen gehen zu lassen, um sich nicht die Stimmung der deutschen Machthaber zu verderben.

Der Plan des alternden Kaisers, seinen Enkel Karl von Burgund und Spanien zum römischen Könige wählen zu lassen, schien auf dem Reichstage zu Augsburg seiner Verwirklichung nahe zu sein. Der spanische Gesandte konnte melden, binnen kurzem würden sich die Kurfürsten mit dem Kaiser nach Frankfurt begeben, um die Wahl zu vollziehen. Es war richtig, daß die Mehrzahl dazu geneigt war, indessen so schnell den Entschließungen die That folgen zu lassen, war nicht deutsche Sitte. Die von Rom hineingeworfene und sogleich verneinend beantwortete Frage, ob es

anginge, einen römischen König zu wählen, so lange der Kaiser selbst noch nicht die Krone empfangen, schien in der That wichtig genug, um eingehende Verhandlungen zu veranlassen. Man fand, daß der Papst die Kaiserkrone nach Deutschland senden könne, wozu dieser, der die Wahl des Spaniers um jeden Preis zu verhindern suchte, natürlich nicht die geringste Neigung zeigte. Da tauchte noch einmal der Gedanke auf, daß Maximilian nach Rom ziehen und sich dort die Krone holen solle. König Karl ließ dem Papste erklären, daß er entschlossen sei, mit allen seinen Kräften dem Kaiser dazu Beistand zu leisten. Geschah dies wirklich, so war, wie die Machtverhältnisse in Italien lagen, ein allgemeiner Krieg die unvermeidliche Folge.

Da änderte der Tod Maximilians mit einemmale die Situation. Auf dem Wege zu einem neuen Reichstage war Kaiser Maximilian am 12. Januar zu Wels gestorben. Nun handelte es sich nicht bloß um die Wahl zum römischen Könige, sondern zum Kaiser, weshalb die Kurfürsten ihre früher gegebenen Versprechungen, für Karl von Spanien einzutreten, nicht mehr für verbindlich erklärten. Von neuem belebte sich die Hoffnung Roms, daß König Karl nicht gewählt werden würde. Nur dieses eine zu verhüten, war der tiefste Grund der vielgewandten doppelzüngigen Wahlpolitik des Papstes in jener Zeit. Allerdings, auch der andere Hauptbewerber, Franz von Frankreich, war ihm wenig genehm, aber er betrachtete ihn doch als das geringere Übel. Besser wäre es freilich, einen andern, unbedeutenderen Fürsten zu wählen. Allen Ernstes dachte er da an Friedrich von Sachsen. In diesem Sinne hatte er schon im Herbst am französischen Hofe zu wirken gesucht, für den Augenblick mit Erfolg. Konnte er selbst nicht gewählt werden, so war es dem französischen Könige schon genug, wenn auch dem Spanier die Krone entging. Ende November 1519 schien es, als wollte sich Franz der Kaisergedanken zugunsten Friedrichs entschlagen, indem er dem päpstlichen Gesandten erklärte, „es werde für alle ein herrliches Ding sein, wenn man den Herzog von Sachsen zum römischen Könige machen könnte“. Ob man sich darüber mit den deutschen Fürsten, vor allem auch mit Kurfürst Friedrich selbst ins Benehmen gesetzt — und letzteres ist nicht wahrscheinlich —

wissen wir nicht. Daß aber, wie schon früher bemerkt, die Zurückhaltung der Kurie in der Sache Luthers zum Teil auf diese Erwägungen zurückzuführen ist, kann keinem Zweifel unterliegen.

Man weiß, welch harter Wahlkampf sich erhob, als nach dem Tode Maximilians Franz I. offen und rückhaltslos als Bewerber auftrat, und an die Wahl eines dritten bald kaum noch zu denken war. Es war nicht schwer, den kühnen, tapfern Franzosen gegen den jungen Karl auszuspielen, von dessen Thatkraft man noch kaum eine Probe hatte. Das Wichtigste war doch das Geld. Und es schien eine Zeit lang, als sollte das Gold des „Allerchristlichsten Königs“ den Sieg über die Versprechungen des „Katholischen“ davontragen. Schon hielt man in Paris die Sache für gewonnen. Nur die Venetianer, die das gleiche Interesse daran hatten wie Frankreich und der Papst, daß die Krone nicht dem Spanier zufiele, sahen tiefer. Von Anfang an erklärte der venetianische Gesandte in Rom, daß er nicht daran glauben könne, daß man in Deutschland darein willigen werde, das Reich an Frankreich zu übertragen, allzu groß sei der Haß der Deutschen gegen die Franzosen. Und so war es. Dagegen konnte auch die immer offener betriebene Agitation des Papstes für Frankreich nichts ausrichten, am wenigsten jetzt. In denselben Tagen, wo ein deutscher Gelehrter sich rüstete, das göttliche Recht des Papsttums vor aller Welt als einen Irrtum zu proklamieren, erlitt das weltliche Papsttum eine große politische Niederlage. Am 28. Mai 1519 wurde einstimmig Erzherzog Karl von Österreich, König von Spanien, zum Kaiser erwählt. Die letzten Motive, welche schließlich, nachdem Friedrich von Sachsen weise genug gewesen, abzulehnen, die Kurfürsten veranlaßten, sich für Karl zu erklären, waren sehr verschiedener Art; Geld und Versprechungen haben dabei keine geringe Rolle gespielt, aber ein nicht unwichtiger Faktor war doch die geflissentlich aufrecht erhaltene Fiktion, in Karl einen Fürsten deutschen Geblütes zu haben.

Indessen, auch wenn die Kurfürsten es anders gewollt, schon die Stimmung im Volk gegen den Franzosen hätte sie abhalten müssen, ihm ihre Stimme zu geben. Sie war so erregt, daß es

darüber leicht zu einem Aufstande hätte kommen können. Mit ängstlicher Spannung besprach man, was von den Wahlverhandlungen in die Öffentlichkeit drang, und es war bekannt genug, daß eben die päpstlichen Legaten — neben Cajetan und Caraccioli vertrat jetzt ganz besonders der Erzbischof Orsini die päpstliche Politik in Deutschland — es waren, welche dem Franzosen die Kaiserkrone verschaffen wollten. Eines Tages in der Nähe von Mainz drangen vier Ritter in das Haus eines der Legaten und drohten, ihn aus dem Lande zu treiben, wenn er seine Praktiken für Frankreich nicht aufgebe. Das war durchaus nicht vereinzelt. Der englische Gesandte berichtete, der Unwille des Volkes gegen die Franzosen sei ganz unglaublich, die Grafen und Herren am Rhein seien entschlossen, die Kurfürsten zu strafen, wenn sie nicht die Versprechungen hielten, die sie dem verstorbenen Kaiser gegeben. Die Schweizer erklärten, mit Leib und Leben sich der Erhebung des französischen Königs widersetzen zu wollen. Der mächtigste Ritter am Rhein, Franz von Sickingen, der gefürchtete Kriegsmann, der für den Österreicher gewonnen, hielt mit einem Haufen in der Nähe von Frankfurt, bereit, wenn es sein müßte, die Wahl seines Herrn zu erzwingen. Die Parteinahme des Papstes für den Franzosen hatte diesem mehr geschadet als genützt. Mit Entrüstung vernahm man in den Kreisen der Ritterschaft und der Städte, die hier einmal einig waren, daß der Papst den Kurfürsten ihre Wahl diktieren wolle. Wenn irgendwo, so schien es hier zutage zu treten, wie weit päpstliche Anmaßung und römischer Übermut schon gediehen war: der Kampf um die Kaiserkrone hat nicht Geringes dafür gethan, das deutsche Nationalgefühl zu erwecken. Noch war Karl nicht gewählt, und welche Hoffnungen knüpften sich bereits an seine Regierung, Hoffnungen, die sich zum Teil an alten Prophezeiungen belebten und nicht undeutlich gegen Rom gerichtet waren. Verkündeten sie doch, der neue Kaiser werde alle Staaten und Völker unterwerfen, die Mohammedaner zum Christentum nötigen, vorher aber Rom und Florenz verbrennen; zuletzt werde er nach Jerusalem ziehen, auf dem Ölberge die Krone niederlegen und sterben. Die Notwendigkeit, mit Rom abzurechnen, wenn es für einen Kaiser gelte, die Weltherrschaft zu üben und

das Christentum zum Siege zu führen, konnte kaum schärfer ausgesprochen werden als in diesen volkstümlichen Phantasieen.

Und eben dieser Gedanke war es, den eine eigenartige, immer breiter werdende Litteratur zu allgemeinerer Anerkennung zu bringen suchte. Fast wie von selbst war ein Teil der Humanisten in den letzten Jahren gewissermaßen zur politischen Partei geworden, ihr Herold Ulrich v. Hutten. Er war noch jung, einem alten fränkischen Geschlechte entstammend, war er erst 1488 geboren. Aber was hatte er nicht alles durchgemacht! Man hatte ihn zum Mönche machen wollen, er war dem Kloster entflohen und wandte sich den humanistischen Studien zu. Seitdem führte er ein unstätes Leben, als ein fahrender Poet mit den Prätensionen eines Ritters. Nicht selten in äußerster Not, zuweilen an der Grenze der Verkommenheit, verlor er doch nie den ritterlichen Stolz und die Hoffnung auf bessere Tage. In den Drangsalen des Lebens entwickelte sich die Eigenart seines Talentes. Er war kein großer Gelehrter, auch kein sonderlicher Poet. Aber er besaß Witz und Gewandtheit im Ausdruck. Nicht das Reich des Schönen ist seine Welt, seine Muse ist der Zorn. Wie wenige verstand er es, die Waffen der Satire zu schwingen, die Schwächen der Gegner zu bemerken und sie mit drastischen Farben zu zeichnen, in sittlicher Entrüstung über sie die Schale seines Zornes auszuschütten. Dabei liebte er es, an sein gutes Schwert zu erinnern. Das stand ihm gut und machte Eindruck.

Hatte er eine Idee erfaßt, so verfolgte er sie mit Leidenschaft als unentwegter Kämpfer. Er hatte wenig zu verlieren, aber auch das Wenige wagte er, wo es galt, die „göttliche Freiheit“ für sich oder andere zu erringen. Für alles Ideale hatte er ein offenes Herz, aber sein Freiheitsdurst und seine Kampfeslust wurden doch auch genährt durch das Mißbehagen über den Widerstreit zwischen der vermeintlichen Bedeutung des litterarisch gebildeten Ritters, des gekrönten Poeten und seinen dürftigen Verhältnissen. Halb Ritter, halb Gelehrter, im ganzen ein Mann von guten Anlagen und gutem Bestreben, der immer etwas zu thun, zu schüren, zu streiten haben mußte und gern von sich reden hörte, bei all seinen Fehlern doch eine groß angelegte Natur.

Er vor allen ist es gewesen, der das Gefühl der Solidarität unter den Poeten genährt hat. Wer ihn angriff, schmähte die Gesamtheit; sein Schwert und seine Feder sollte jeder fürchten, der es wagte, einen der Genossen zu verletzen. Erst waren es persönliche Fehden gewesen, mit deren Lärm er die Welt erfüllte, dann wandte er sich Höherem zu. Er war es, der zuerst unter dem jüngern Geschlecht die tiefe Schmach des Reichs empfand und ihr mannhaften Ausdruck gab, als die Venediger dem Kaiser den Zug nach Rom verlegten. Und seit dem Jahre 1511, wo er den Kaiser zu kräftigem Zuge gegen Venedig ermahnt, ist eine glühende Vaterlandsliebe, der Haß gegen die Verkleinerer der keineswegs entarteten deutschen Nation der Grundzug seines Wesens. In Italien erhielt derselbe eine bestimmtere Richtung. Es war seine trostloseste Zeit: ein Förderer der schönen Wissenschaften, der, um nur leben zu können, Kriegsdienste nehmen muß, und dabei so siech, daß er sich kaum fortbewegen kann — und doch nie entmutigt. Hellen Auges für alles um ihn her, die allgemeine Not und den Jammer des Krieges, wird er nicht müde, in seinen Epigrammen für des Vaterlandes Ehre in begeisterten Versen einzutreten, nach rechts und links Schläge zu erteilen und vor allem gegen den Urheber all dieses Elends, den stahlbepanzerten Nachfolger Christi, Julius II., „diese Pest des Menschengeschlechts, den Ablaß- und Bullenhändler, dessen Arbeit der Tod, dessen Erholung die schändlichste Ausschweifung“, seine scharfen Pfeile zu senden.

Er hatte manchen litterarischen Waffengang zu thun. An allem, was die Humanisten in den nächsten Jahren bewegte, nahm er den lebhaftesten Anteil. Mit Energie hatte er sich Reuchlins angenommen, auch Franz v. Sickingen für ihn in die Schranken gerufen. Man kannte die Wucht seiner Schläge und nannte seinen Namen mit Ehre. Aber was ihm den ersten Platz unter den Genossen erwarb, war und blieb seine Vaterlandsliebe. Je mehr und mehr ward der Kampf für des Vaterlandes Freiheit, für die Freiheit von den römischen Blutsaugern seine eigentliche Lebensaufgabe. Ein zweiter Aufenthalt in Italien lehrte ihn noch mehr als früher die Ohnmacht des Reiches erkennen, die Verachtung der Deutschen, den Sündenpfuhl der ewigen Stadt,

„wo mit dem Heiligen man selber den Gott auch verkauft“.

Immer gewaltiger ward sein Groll, immer schärfer und kühner seine Angriffe gegen das römische Unwesen. Und er stand längst nicht allein. Des Erasmus Reformgedanken entbehrten wie begreiflich jeder nationalen Grundlage, aber auch unter den älteren Humanisten hatten Männer wie Jac. Wimpheling bei aller Frömmigkeit auf Roms Bedrückungen als die Wurzel aller Übel im Reiche hingewiesen. Dazu kamen jetzt die neu aufblühenden historischen Studien, die es erkennen ließen, welche Macht einst die deutschen Kaiser besaßen, mit welchen Mitteln der List und des Truges das Papsttum die Gewalt an sich gerissen und des Reiches Herrlichkeit untergraben. Fast 70 Jahre früher hatte ein italienischer Humanist Laurentius Valla die Unechtheit der sogen. Constantinischen Schenkung erwiesen, auf welche die weltliche Herrschaft des Papsttums sich stützte. Diese Schrift gab Hutten im Jahre 1517 von neuem heraus. Kühn genug widmete er sie dem Papste, stellte es in seiner Zueignung als selbstverständlich hin, daß ein so trefflicher Papst wie Leo X. das Geerbte wieder zurückgeben, die ungeheueren Bedrückungen seiner Vorgänger, die er ihm vorhielt, wieder gutmachen werde.

Und fast alle die jungen Gelehrten brachten von Italien ähnliche Empfindungen mit wie Hutten, einen steigenden Haß gegen die römischen Curtisanen und Pfründenjäger, die das Geld der verachteten Deutschen in schmählichem Sündenleben verpraßten, während die wandernden Poeten, die nach ihrem Bewußtsein die Blüte der deutschen Nation repräsentierten, kaum ihr Dasein zu fristen vermöchten und für nichts geachtet würden. Man weiß, wie die Abneigung gegen die Römlinge von je im Volke populär war. Es war unmöglich, daß so begeisterte Rede, wie sie von Hutten ausging, überhört werden sollte. Bald erhoben sich ähnliche Stimmen. Wir sind ihnen schon begegnet. Die Verweigerung des Türkenzehnten war ihr erster Erfolg. So hatten die Humanisten ein neues Objekt, was sie innerlich verband: den Kampf gegen das entartete Rom und seine Frevel in Deutschland. Und die Zukunftsbilder, die sie von jener Zeit zu malen verstanden, in der das alte

deutsche Reich frei von den unerträglichen Lasten Roms in alter Macht und Herrlichkeit prangen werde, gewannen ihnen die besten der Nation. In volkstümlicher Gewandung drangen ihre Gedanken auch ins Volk. Nicht lange, so finden sich alle Unzufriedenen unter gleicher Fahne zusammen.

So gab es in der That eine weit verzweigte national-gesinnte Partei, mit freilich höchst unklaren positiven Zielen, deren antirömische Tendenz aber längst offen zutage lag, während von einer solchen bei Luther kaum noch die Rede war. Von wirklich religiösen Motiven war bei jenen wenig zu spüren, und wenn Hutten, wenn Euricius Cordus in Erfurt gelegentlich, um die Kurie zu geißeln, auch die Schrift ausspielte, so geschah es nur, um den Gegner mit den eigenen Waffen desto sicherer zu treffen. Bei Luthers erstem öffentlichen Auftreten hatte man in diesen fortgeschritteneren Kreisen nur Spott und Geringschätzung für dieses neue Mönchsgezänk. Ohne irgendwelche Verbindung, denn Luthers Nürnberger Freunde standen auf anderem Standpunkte, gingen die beiden Strömungen neben einander her. Als Luther in Augsburg war, hielt sich auch Hutten dort auf. Trotz der gemeinsamen Beziehungen zu Konrad Peutinger haben sie sich nicht gesehen. Nicht durch Hutten, durch andere hat Luther zuerst einen Einblick in die römische Gefahr für das Vaterland, in diese weitergehenden Bestrebungen des Humanismus erhalten.

Unter dem Einfluß Melanchthons hatte er sich dann um die Freundschaft Reuchlins und des Erasmus beworben. Der Wunsch, doch einmal zu erfahren, was eigentlich Erasmus, den man schon hier und da als den eigentlichen Vater der Bewegung bezeichnete, von Luther hielte, war zu oft laut geworden, als daß dieser länger schweigen konnte. Er antwortete höflich, aber ausweichend. Die Ketzersucht der Gegner verwarf er, wußte von berühmten und trefflichen Leuten zu berichten, die Luthers Schriften gelobt. Er selbst habe leider noch keine Zeit gehabt, sie zu lesen, was sicher eine Unwahrheit war. Doch Luther übersah dies wie die Gewandtheit, mit der er es verstand, unter wohlwollenden Phrasen jede Gemeinsamkeit abzulehnen. Der ganze Ton des Briefes wie ähnliche wohlmeinende Äußerungen, die Erasmus in jener Zeit in Briefen an

die Freunde, auch an Melanchthon, Friedrich den Weisen, später auch an Albrecht von Mainz einzustreuen beliebte, in denen er besonders Luthers tadelloses Leben betonte — „der beste Teil des Christentums ist ein Christo würdiges Leben", und darauf hinwies, daß Luther sich ja belehren lassen wolle, konnte in diesem und anderen die Meinung aufkommen lassen, daß Erasmus sich zu ihm bekenne. Luther war jetzt ganz erfüllt von ihm, und wie sehr ihm daran gelegen war, in dieser Zeit des immer ernster werdenden Kampfes die Erasmianer auf seiner Seite zu haben, zeigen zahlreiche (in späteren Auflagen fortgelassene) Stellen in seinem Kommentar zum Galaterbriefe. Die frühere Abneigung gegen Erasmus ist jetzt ganz vergessen, wo er nur kann, erwähnt er rühmend die Auslegung des „trefflichen" Mannes: „schön sagt Erasmus, wie immer". In diesem Tone redet er von ihm. —

Er hätte es nicht nötig gehabt, sich nach Bundesgenossen umzusehen. Ungerufen erstanden sie ihm allenthalben von selbst. In großen Mengen wurden seine Schriften gekauft, sie nachzudrucken, ward bald ein viel geübtes, einträgliches Geschäft. Aus allen Gegenden Deutschlands erhielt er zustimmende Briefe. Der Buchhändler Froben in Basel bezeugte ihm, daß seine Schriften in Spanien und Frankreich wie England und Brabant mit gutem Erfolge verbreitet und von den meisten Gelehrten günstig beurteilt würden. Die lateinischen übersetzte man alsbald ins Deutsche, um sie den Laien zugänglich zu machen. Schon hörte man auch von einer Übersetzung des Kommentars zum Galaterbrief ins Spanische. Die deutschen Schriften fanden geradezu reißenden Absatz. Nicht lange, so mußte alles andere zurücktreten.

Noch im Jahre 1519 schrieb Beatus Rhenanus an Zwingli, er möge dafür Sorge tragen, Luthers Bücher, besonders die Erklärung des Vaterunsers für die Laien, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus tragen zu lassen.

Ganz besonders waren es auch die Augustiner, die, für seine Lehre gewonnen, in diesem Sinne predigten, in Nürnberg z. B., wo Staupitz durch seine Predigten und seine herzgewinnenden Traktate, wie den „von der Nachfolge des willigen Sterbens Christi" und „von der Liebe Gottes" vorgearbeitet hatte, seit Jahren

Wenceslaus Link. Man wollte kaum noch einen andern Prediger hören. In Eisleben wirkte Kaspar Güttel. Als renommierten Ablaßprediger hatte man ihn dahin berufen, um dem neu gegründeten Augustinerkloster möglichst reichliche Spenden zu erwerben: jetzt war er der erste unter den Klosterbrüdern, der von Luthers Thesen ergriffen und zugleich unter Anlehnung an Staupitz davon predigte, daß ernste Buße allein eine Gnade Gottes sei, daß sie nimmer aufhören dürfe, daß das ganze Leben nichts anderes sein müsse, denn „ein Haß über den alten Menschen und ein Suchen und Verlangen des Lebens in Christo, dem neuen Menschen". So wollte er lehren, wie er in seinen schon 1518 erschienenen Fastenpredigten erklärte, nach Jesus, Paulus und „ihrem Nachfolger", dem ehrwürdigen Vater Staupitz und „dem Mansfeldischen jetzt Wittenberger Augustiner" Luther. Von dem Antwerpener Prior Jakob Präpositus bezeugte Erasmus in seinem Briefe an Luther vom 30. Mai 1519, daß er fast der einzige sei, der Christum predige. In Dortrecht war das Volk durch die Augustinerpredigt schon so ergriffen, daß es über die Schmähreden der Dominikaner gegen diese bereits zu einem Tumult gekommen war. An vielen Orten, die später die evangelische Lehre annahmen, wurden damals schon die ersten Seelen dafür gewonnen, nicht durch die Opposition Luthers — wo er am Hergebrachten rüttelte, schreckten auch Starke noch lange ängstlich zurück, sondern durch seine positive Lehre, durch die frohe Botschaft von Gottes Erbarmen, durch die wie neugehörte Predigt, daß der Herr schon versöhnt sei, daß es nur gelte, die in Christo gebotene Gnade zu ergreifen, nicht aber sich abzumühen in verzehrendem Opferdienst, Ablaß und Spenden. Man empfand es, das Evangelium ward wieder den Armen gepredigt. Und entzieht sich auch dergleichen im einzelnen, wie begreiflich, vielfach der historischen Erkenntnis, so haben wir doch Zeugnisse genug dafür, daß es gerade die Mühseligen und Beladenen waren, die zuerst danach griffen, froh des erlösenden Wortes, ohne, wie ja auch Luther selbst, zu ahnen, daß sie damit nicht mehr in den Bahnen des vulgären Kirchentums wandelten.

Noch im Jahre 1519 ließ der treffliche Nürnberger Stadtschreiber Lazarus Spengler eine kleine Schrift ausgehen: „Schutz-

red und christliche Antwort eines ehrbaren Liebhabers christlicher Wahrheit", worin er nachzuweisen sucht, warum „Doktor Martini Luthers Lehre nicht als unchristlich verworfen, sondern mehr als christlich gehalten werden soll." „Ob Luthers Lehre christlicher Ordnung und der Vernunft gemäß sei, stelle ich in eines jeden Vernünftigen, frommen Menschen Erkenntnis. Das weiß ich aber unzweifelhaft, daß mir, der sich für keinen Hochvernünftigen, Gelehrten oder Geschickten hält, mein Leben lang keine Lehre oder Predigt so stark in meine Vernunft gegangen ist, hab auch von keinem mehr begreifen mögen, das sich meines Verstands christlicher Ordnung also vergleicht als Luthers und seiner Nachfolger Lehr und Unterweisung." Er bittet Gott um die Gnade, sein Leben nach dieser Unterweisung zu richten, dann könnte er hoffen, obwohl er von etlichen, sonderlich von denen, die Luther und seine Lehre verfolgen, als ein Ketzer geachtet würde, doch vor Gott als ein rechter Christenmensch zu erscheinen. „Ich habe auch bisher von vielen trefflichen hohen, gelehrten Personen geistlichen und weltlichen Standes oftmals gehört, daß sie Gott darum dankbar gewesen, daß sie die Stunde erlebt, Doktor Luther und seine Lehre zu hören." Und er selbst erklärte es als seine Überzeugung, daß der allmächtige Gott „Doktor Luthern einen Daniel im Volk erweckt habe, uns die Augen unserer Blindheit zu eröffnen", „die Skrupel und Irrungen" der unruhigen Gewissen, die auf ihre Werke mehr denn auf die Gnade bauten, durch die heilige Schrift zu verscheuchen, und den „rechten ordentlichen Weg zu Christo als der Grundfeste alles unseres Heils zu weisen", — eine Schrift voll einfachen frommen Glaubens, der man es auf jeder Seite abfühlt, welche Erlösung Luthers Hinweis auf Schrift und Glauben für den Verfasser gewesen ist, eine der trefflichsten Apologieen von Luthers Werk, die jemals erschienen sind. Welchen Anklang sie fand, beweist der Umstand, daß sie innerhalb eines Jahres fünfmal gedruckt wurde. Spengler hatte nur ausgesprochen, was Tausende mit ihm empfanden. —

Auf der andern Seite ist es begreiflich, daß nach der Leipziger Disputation auch diejenigen unter den Humanisten, die den religiösen Fragen gleichgültig oder spöttisch gegenüberstanden, Luthers

Sache eine größere Aufmerksamkeit zuwandten. Bei dem Umfang, den der Handel angenommen, gehörte nicht eben viel dazu, nachgerade zu erkennen, daß hier doch mehr als ein verächtliches Mönchsgezänk vorliege. Zudem war es dieselbe Zeit, in der, wie wir sahen, infolge der päpstlichen Intriguen gegen die Wahl Karls V. die Abneigung gegen Rom bei allen Gutgesinnten einen hohen Grad erreicht hatte. Es lag nahe, in jedem, der mit den Kurialisten in Konflikt kam, einen Bundesgenossen zu sehen. Auf welchen Motiven Luthers Vorgehen beruhte, danach fragte man hier zunächst wenig. Hatte er nicht dieselben ketzerrichterlichen Dominikaner und Franziskaner zu Feinden wie die Reuchlinisten? Wer noch daran zweifelte, der mußte sich überzeugen, als die Kölner Theologen am 31. August 1519 eine Baseler Sammlung von Luthers Schriften zum Feuer verurteilten und die von Löwen dem beitraten. Hatte sich nicht der große Erasmus über ihn lobend ausgesprochen? Stand ihm nicht Melanchthon, der Großneffe Reuchlins, zur Seite? Und diesen Melanchthon, den Stolz der ganzen Schule, hatte der längst verdächtige Eck verächtlich als einen bloßen Grammatiker behandelt. Er hatte es gewagt, wohl im Hinblick auf mehrere süddeutsche Freunde Luthers, in einem Briefe an den Bischof von Meißen geringschätzig von einigen ungelehrten Domherren zu reden, die Luthers Irrtümern anhingen, während sonst alle Kleriker seine Gegner seien. Das sollte nicht unvergolten bleiben. Ende 1519 erschien eine „Antwort der ungelehrten Domherren“. Ökolampadius, der spätere Reformator Basels, damals Prediger in Augsburg, hatte sie in Verbindung mit dem Domherren Adelmann verfaßt. Den „Gelehrten“ führte sie derb ab und entwickelte zugleich die Gründe der Parteinahme für Luther. „Meinst du, man könne die Wahrheit unter dem Scheffel verbergen? Glaubst du, eine Sache, die von Gott ist, könne vernichtet werden? — Keinen Engel, keinen Apostel, niemanden, auch wenn er vom Himmel käme, werden wir hören, falls er dem Evangelium widerspricht. Aber auch wenn wir ungelehrt sind, ziehen wir doch vor, die Erklärung der evangelischen Schrift von jenen alten, den Zeiten der Apostel näherstehenden Autoren zu lernen, als von dir oder den Lehrern deines Schlages. Lieber

glauben wir der Geschichte, als gewissen menschlichen und tyrannischen Satzungen.“ Noch schärfer traf den ruhmredigen Fechter der Angriff des Nürnberger Gelehrten Willibald Pirkheimer. „Der abgehobelte Eck“ war der Titel einer schneidigen Satire, die in verfeinertem Tone der Dunkelmänner-Briefe alle die großen und kleinen Schwächen Ecks mit überwältigender Komik vor Augen führte und ihn der Verachtung preisgab. Eine Fortsetzung des Reuchlinistenstreites — das war die Ansicht vieler.

Nirgends nahm man den Kampf frischer auf als in Erfurt. Trutvetters Ansehen, der noch in demselben Jahre starb, war dahin. Luthers anderer Lehrer, Bartholomeus Arnoldi von Usingen, wohl der edelste Vertreter des Alten, ehrenwert auch später noch, als unziemlicher Haß den ehrlichen Gegner verfolgte, konnte dem jüngeren Geschlecht gegenüber nicht mehr aufkommen. Unter dem Einfluß Joh. Langs lehnte die theologische Fakultät ein Urteil über die Leipziger Akten ab und sandte sie zurück. Die erste Stelle an der Universität nahmen jetzt die Poeten ein. Bezeichnend für die unter ihnen herrschende Stimmung war es, daß Mutian schon im Jahre 1517 das Bild Leos X. nicht in sein „Heiligtum“ aufnehmen wollte: allzu wenig entspreche der Statthalter dem, den er vertreten solle. Die Klagen des Erasmus über die Gebrechen der Kirche und ihrer Diener fanden den lebhaftesten Wiederhall in den satirischen Epigrammen des Euricius Cordus und anderer. Von nicht geringer Bedeutung war es gewesen, daß im Mai 1519 einer der begeistertsten Anhänger des Erasmus, Justus Jonas, bisher noch Jurist, der soeben auf einer Wallfahrt zu diesem begriffen war, zum Rektor der Universität gewählt worden war. Sofort ging er daran, eine Verbesserung der Studien im humanistischen Sinne anzubahnen. Die orakelhaften Bemerkungen des Erasmus, die er mitbrachte, galten als zweifellose Empfehlungen Luthers. Zu nicht geringem Leidwesen des ersteren war jetzt die Losung „Erasmus und Luther“. Und mit jener überschäumenden und lärmenden Begeisterung, die jenem Kreise eigen war, widmete man sich der neuen Sache.

Aber niemand sollte von größerem Einfluß für die Verbindung der humanistischen Interessen mit denen Luthers sein, als Johann

Crotus Rubeanus. Er war einer der hervorragendsten Mitglieder des Erfurter Kreises, der Hauptverfasser der Dunkelmänner-Briefe. Wir sind ihm schon begegnet. Luther hatte mit ihm zusammenstudiert. Ohne mit ihm näher befreundet zu sein, erinnerte sich Crotus doch so weit seiner Sinnesart und der entscheidenden Vorgänge in seinem Leben, um daran anknüpfen zu können, nach dem man sich lange aus den Augen verloren. Wunderbar genug, gerade in Italien fielen ihm die Schriften des halbvergessenen Augustinerbruders in die Hände. Der erste Eindruck war wohl auch bei ihm, daß sich hier ein neuer Kampf gegen die Sophisten und Mönche entspinnen werde, eine Aussicht, die der lebhafte, kampfbereite Mann mit Freuden begrüßte. Bald sah er tiefer. Was immer von Luther erschien, das las er mit steigendem Interesse. Von der Erfurter Fraktion war er wohl der erste, der die Bedeutung des Wittenberger Handels voraussah, in Luther den Mitkämpfer gegen gemeinsame Gegner begrüßte. Seitdem war er Feuer und Flamme. Dürfen wir seinen enthusiastischen Worten glauben, so hatte er keinen andern Gedanken mehr. Tag und Nacht beschäftigte ihn der Wittenberger Mönch. Und der Mann, den die Genossen als Cyniker kannten, erfaßt die Tiefe der neuen religiösen Anschauung wie damals nur wenige unter den Gelehrten, kann sich für den Kernpunkt der Sache begeistern: „Da ist kein Zweifel bei mir", so schreibt er, „kein Sterblicher hat Zugang zu Gott, außer der gerechtfertigt ist durch den Glauben. Mögen jene sich mit ihrer Genugthuung brüsten: auch wenn wir alles gethan haben, was uns geboten ist, sind wir noch unnütze Knechte, haben wir nichts, als was wir aus Gnaden empfangen."

Wo er nur konnte, arbeitete er für die Sache Luthers. In Rom selbst suchte er ihm Anhänger zu verschaffen, verbreitete er geheimnisvoll seine Schriften. Vermittelst seiner zahlreichen Verbindungen gelang es ihm, manches über die Anschläge gegen Luther zu erfahren, dessen Kunde diesem von Wert sein konnte. Er giebt an, daß er es gewesen, der die Kurie von einem voreiligen Schritt gegen Luther abgehalten habe, damit sie nicht eine gleiche Niederlage erleide, wie soeben bei der Kaiserwahl. Sein Eifer für die Sache ging bald über Luther hinaus, jedenfalls sah er klarer als

dieser, daß von Rom und überhaupt von der ganzen Hierarchie nichts mehr zu hoffen sei. Hiernach riet er zu handeln.

Schon im Herbst 1518 hatte er Luther einen Brief nach Augsburg geschrieben, der aber kaum an seine Adresse gelangte. Da, ein Jahr darauf, als Ecks Bericht über die Leipziger Disputation und seine scharfen Anklagen gegen Luther in Rom einliefen, hielt er es für notwendig, diesen alsbald von dem drohenden Unheil und der herrschenden Stimmung in Rom in Kenntnis zu setzen. Joh. Heß aus Nürnberg, der spätere Reformator Schlesiens, der von Bologna über seine Heimat sich nach Wittenberg begab, war der Überbringer eines neuen wichtigen Schreibens.

Ausgehend von der Erinnerung an den freundschaftlichen Verkehr in Erfurt, erzählt er, wie er Luthers Schriften kennen gelernt, welche Mühe er sich in Italien und in Rom für die gute Sache gegeben. Aber alle Hoffnung auf Rom sei vergebens; wer Luthers Schriften nur lese, werde ein Ketzer genannt. Was Christus in Rom bedeute, das habe er selbst kennen gelernt. Es sei offenkundig, daß dort der Papst die erste, Christus die letzte Stelle einnehme. Da helfe es auch nichts, wenn Luther noch so siegreich den Schild der heiligen Schrift erhebe, das Schwert des heiligen Geistes schwinge, beim Papste stehe ja, wie behauptet würde, die alleinige Entscheidung — auch gegen hundert Paulus, auch gegen die ganze Schrift. Aus dieser Not rette ihn allein seine Appellation an ein Konzil. Die Kurie sehe nur darauf, durch Bullen, Pallien, Indulgenzen Geld zu erpressen. Solle Deutschland nicht in seiner Verblendung verharren, so müsse man laut schreien, müsse man die unerfahrene Menge (rudem plebeculam) aufklären über die römischen Betrügereien, wie man das deutsche Volk unter der Maske der Frömmigkeit so oft und so vielfach beraube. „Jetzt haben wir sogar die Kardinäle mitten nach Deutschland erhalten: was diese neue florentinische Einrichtung gebären wird, das wird binnen kurzem der Erfolg zeigen.“ Und wer soll den Mund aufthun zum Schutze des Vaterlandes gegen alle diese römischen Greuel? Kein anderer als Luther, der Vater des Vaterlandes, der Mann, wert einer goldenen Statue und jährlicher Feste, der es

zuerst gewagt, das Volk des Herrn von schädlichen Meinungen zu befreien und wahre Frömmigkeit zu lehren. Möge er nur nicht wanken, unbekümmert um den Widerspruch streitsüchtiger Theologen. Habe ihn doch die göttliche Vorsehung selbst dazu ersehen, als sie ihn einst vor den Thoren Erfurts als einen zweiten Paulus durch einen Blitzstrahl niederwarf und ins Kloster trieb. „Fahre nur fort, wie du angefangen hast. Hinterlaß der Nachwelt ein Beispiel. Zwar bist du schon ermüdet, hast vieles an Leib und Ehre erduldet. Aber Großes vollzieht sich nicht ohne große Mühe. Bist du erst am Ziel, wirst du dich mit Freuden der Leiden erinnern, wirst du ausrufen: Durch Feuer und Wasser bin ich gegangen, und bin errettet worden. Dann wird Deutschland auf dich seine Blicke richten und mit Bewunderung von dir Gottes Wort vernehmen."

Was Luther auf diesen hochbegeisterten Brief geantwortet, wissen wir leider nicht. Des Crotus Schreiben war jedenfalls in einem ganz anderen Tone gehalten, als Luther ihn sonst von den Erfurtern gewöhnt war. Was er da über das Unwesen an der römischen Kurie vernahm, über die Verachtung Christi und seiner Offenbarung, war ihm schon nicht mehr neu; aber diese unter dem unmittelbaren Eindruck des römischen Greuels gemachten Mitteilungen, verbunden mit dem Hinweis auf die göttliche Gnadenführung seiner eigenen Person, konnten ihres Eindrucks nicht verfehlen. Hatte der Mann nicht recht, wenn er sagte, daß alles Streiten mit den Theologen zu nichts führe, daß von Rom, daß überhaupt von den Großen der Kirche nichts mehr zu hoffen sei, daß alle Berufung auf die Schrift einem Papsttum gegenüber, das sich allein aus eigener Machtvollkommenheit die Entscheidung in allen Dingen anmaße, ein vergebliches Beginnen? Das hatte er sich schon zuweilen selbst sagen müssen. Noch im März war er der Ansicht gewesen, die Frage vom Papsttum zu verhandeln, sei lediglich Sache des Theologen, wenige Monate später, als es sich um das Urteil über die Leipziger Akten handelte, wies er den Gedanken, als seien die Theologen allein „der Sache verständig, die andern unverständig", mit Nachdruck zurück. Und in dem Maße, als der Gedanke vom allgemeinen, durch die Taufe begründeten Priestertum aller

Gläubigen in ihm Gestalt gewann, mußte es ihm immer klarer werden, daß alle, auch die Laien, ein Wort mitzureden hätten, wenn es galt, die Kirche zu befreien von den Greueln und Irrtümern, die sie dermalen befleckte. Daß seine Sache auch die Sache der deutschen Fürsten, daß dasselbe Rom, dessen Schmeichler seine Feinde seien, auch das Verderben des unglücklichen Vaterlands sei, hatte er schon früher (in der Vorrede zum Galaterkommentar) ausgesprochen, und dabei bemerkt, daß auch die deutschen Fürsten zwischen römischer Kurie und römischer Kirche unterschieden, denn sonst hätten sie den von Rom geforderten Türkenzehnten nicht ablehnen dürfen. Mit Recht, meint er, haben sie eine weitere Verwüstung ganz Deutschlands zurückgewiesen.

Daran knüpft er aber noch nicht die Hoffnung, daß die Fürsten die Sache weiter in die Hand nehmen würden, sondern sieht vielmehr in dem Mißerfolge auf dem Augsburger Reichstage und der dort offenbar gewordenen Stimmung eine ernste Mahnung für die römischen Großen, in der Erkenntnis, „daß Gott endlich müde der Verlästerung und des Mißbrauchs seines Namens, — Scherz und Spiel beiseite zu lassen und die Sache der Kirche ernstlich vorzunehmen, ehe sie es bis aufs Blut getrieben hätten". Noch hat er die Hoffnung auf eine Reformation der Kirche durch die Machthaber derselben nicht ganz aufgegeben, noch hat er nicht daran gedacht, was Crotus vorschlug, „das unerfahrene Volk" mit der gräßlichen Tyrannei Roms bekannt zu machen, und es aufzurufen, zu Deutschlands Ehre, Macht und Herrlichkeit, in politischen wie kirchlichen Dingen; wohl schreibt er fürs Volk, und zwar in deutscher Sprache, für die „ungelehrten Laien", aber zu keinem anderen Zwecke, als „nach seinem Vermögen der Besserung zu dienen" und das Evangelium zu verkünden. —

Mit solchen zum Teil schon früher besprochenen Arbeiten beschäftigt fand ihn das neue Jahr. Rüstig arbeitete er an der Fortsetzung des Psalmenkommentars; damals entstanden auch die ersten Anfänge seiner Postille, an die ihn Spalatin auf Wunsch des Kurfürsten fortwährend mahnte. Aber während er keinen größeren Wunsch hatte, als den, mit solchen Schriften, mit Predigen und Lehren der armen Christenheit zuhilfe zu kommen, wurde er immer

weiter gedrängt. Sogleich die ersten Tage des neuen Jahres hatten neue Angriffe gebracht. Die gelegentliche Bemerkung im Sermon vom Abendmahl, daß es gut wäre, wenn ein Konzil den Laienkelch wieder einführte, hatte bei Emser und Genossen einen wahren Sturm erregt. Herzog Georg sah sich veranlaßt, deshalb seinem Vetter Friedrich ernstliche Vorstellungen zu machen, und ihn nicht undeutlich, wenn auch vergeblich, zum Einschreiten gegen Luther zu ermahnen: Luthers Sermon laute fast pragisch, seine Predigt fördere das Umsichgreifen der Utraquisten in Böhmen, Luther sei wie ein „Bischof und Häresiarch in Prag". Schon liefen die lächerlichsten Gerüchte um, die aber doch Glauben fanden: man erzählte sich, Luther sei nach Aussage seines eigenen Vaters in Böhmen geboren und in hussitischer Umgebung erzogen worden u. dgl. m.

Daß man sich an etwas so Unwesentliches anklammere, wie die Erteilung des Laienkelches, während doch bei weitem Wichtigeres vorliege, fand Luther lächerlich, dankte übrigens Gott, daß seine Sache so weit gediehen, daß man zu solchen Mitteln griffe, um ihn zu beschuldigen. Ohne Zweifel hatte man erfahren, daß nicht sehr lange nach der Leipziger Disputation aus Böhmen von Mitgliedern der utraquistischen Kirche zustimmende Briefe an Luther gekommen waren, und er ihnen freundlich geantwortet. Durch sie erhielt er auch die ihm bisher unbekannte Schrift des Hus über die Kirche. Mit Staunen erkannte er jetzt, daß der vielgeschmähte Mann in diesem Punkte ganz christlich lehre, nämlich daß die Kirche nichts anderes sei als die Gemeinschaft derer, die zum Heil bestimmt sind oder die da glauben. „Ohne es zu wissen", schreibt er an Spalatin, „habe ich bisher lauter Sätze von Hus gelehrt und gehalten, mit gleicher Unkenntnis Staupitz. Ohne es zu wissen sind wir alle Husiten, auch Paulus und Augustin. Sieh nur, zu welchen Ungeheuerlichkeiten wir ohne böhmischen Lehrmeister und Führer gekommen sind. Ich weiß vor starrem Entsetzen nicht, was ich denken soll, wenn ich die schrecklichen Gerichte Gottes in der Menschheit sehe, daß die offenkundigste evangelische Wahrheit mehr als hundert Jahre öffentlich verbrannt ist und für verdammt gilt." Auch in seiner Psalmenauslegung ergriff er sogleich die erste

beste Gelegenheit, diese neue, schwerwiegende Erkenntnis kundzugeben und daran in leidenschaftlicher Weise eine Verdammung derjenigen zu knüpfen, die einer Verurteilung des Hus zugestimmt haben. „Was heißt Papst? Was Welt? Was Fürst dieser Welt? Daß ich um seinetwillen die Wahrheit des Evangeliums, für die Christus gestorben ist, verleugnen sollte? Es sei wohlauf, wer wohlauf ist, es gehe zugrunde, wer zugrunde geht, ich werde mit Gottes Hilfe immer so denken.“

Hiernach machte der Vorwurf, mit den Böhmen zu sympathisieren, nicht eben viel Eindruck. Aber um Mißverständnissen vorzubeugen, gab er alsbald eine kurze „Erklärung etlicher Artikel in seinem Sermon von dem heiligen Sakrament“ heraus, in der er, ohne auf die Schmähungen der Gegner sonderlich Rücksicht zu nehmen, erklärt, daß beiderlei Gestalt, von einem Konzil eingeführt, „wohl fein wäre“, aber sie keineswegs als notwendig hinstellt, und die Halsstarrigkeit der Böhmen, um dieses Punktes willen die Gemeinschaft der Kirche aufgegeben zu haben, verurteilt.

Da wagte es der Bischof von Meißen, und zwar als der erste unter den Kirchenfürsten, ein offizielles Mandat gegen Luther ausgehen zu lassen. Ein Dekret, welches unter dem 24. Januar in der bischöflichen Residenz zu Stolpe erlassen war und durch öffentlichen Anschlag verbreitet wurde, gebot die Beschlagnahme von Luthers Sermon wegen seiner Äußerung über den Laienkelch, die nicht nur den letzten Konzilsbeschlüssen entgegen sei, sondern auch die Einheit der Kirche gefährde, auch Anlaß zu Zweifel über das Wesen des Sakraments geben könne. Auf die Kunde davon wallte Luther mit ungestümer Heftigkeit auf. Was ihn am meisten verletzte, war die durch nichts gerechtfertigte Unterstellung, als ob er an der Völligkeit der unter einer Gestalt gereichten sakramentlichen Gnadengabe Zweifel ausgesprochen. Innerhalb eines Tages schrieb er seine Gegenschrift nieder. Am 11. Februar sandte er sie an Spalatin: „Antwort auf die Zettel, so unter des Offizials zu Stolpen Siegel ist ausgegangen.“ So nannte er sie, indem er es nach später oft angewandter Methode als unmöglich hinstellte, daß ein so frommer und gelehrter Mann wie der Bischof von

Meißen, so etwas geschrieben habe, um dann desto freier an dessen Offizial, diesem „Junker Neidhard“, der „sein Gehirn auf dem Gecksberg verloren“, und dem glücklicherweise zur Fastnachtszeit herausgegebenen, mehr „tolpischen als stolpischen Zettel“, seinen Zorn und seinen Spott auszulassen, und dies in einer so kecken Weise, daß sogar Herzog Georg sein Vergnügen daran hatte.

Am kurfürstlichen Hofe war man freilich wenig davon erbaut. Spalatins Warnung kam zu spät. Auf Melanchthons Rat hatte Luther die Schrift sofort in den Druck gegeben. Nur auf die etwas umfangreichere lateinische Ausgabe scheint Spalatin einen mäßigenden Einfluß ausgeübt zu haben. Sie blieb mit ihrem Nachweis unberechtigter, wider besseres Wissen geschehener Verketzerung noch immer scharf genug und kontrastiert seltsam mit zwei mild gestimmten Briefen, die Luther auf den Wunsch des Hofes zu derselben Zeit an zwei andere Bischöfe, den Kurfürsten von Mainz und den Bischof von Merseburg, schrieb. Weshalb man es gerade damals für notwendig fand, daß er diese Kirchenfürsten unter dem Ausdruck seiner Ergebenheit anging, seine Friedensliebe bezeugte und sie bat, den üblen Nachreden gegen ihn keinen Glauben zu schenken, und seine Schriften zu lesen, ehe man ihn verurteile, wissen wir nicht, es müßten denn die damals häufigen Zusammenkünfte Friedrichs des Weisen mit dem Mainzer den Wunsch des Kurfürsten nach einer solchen Erklärung veranlaßt haben.

Übrigens warf Luther in der lateinischen Schrift gegen das bischöfliche Dekret schon eine neue Frage auf: „Wie, wenn ich sagen würde, daß es mir gut schiene, wenn durch einen Konzilsbeschluß den Weltgeistlichen (sacerdotibus curatis) wieder Eheweiber gegeben würden?“ Er führt dies nur als Beispiel an, um daran zu zeigen, wie ein solcher Wunsch, kirchliche Ordnung auf legalem Wege geändert zu sehen, noch nichts Häretisches enthalte; aber daß ihn dieser Gegenstand schon innerlich beschäftigt, zeigt die Art seiner Behandlung, der Hinweis auf die Griechen und die Gewissensnot der Geistlichen.

Der bischöfliche Erlaß hatte sich für die Forderung, sich an der einen Gestalt des Sakraments genügen zu lassen, freilich mit Unrecht

auf die Bestimmungen des letzten Konzils berufen und das Schriftwort geltend gemacht: „Gehorsam ist besser denn Opfer.“ Wie aber, meint Luther, wenn die Böhmen dieses Wort aufgriffen und unter Hinweis auf die göttliche Einsetzung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt behaupteten, man müsse Gott mehr gehorchen denn den Menschen? Und die Bestimmung dieses jüngsten noch nicht zehn Jahre alten Konzils, das zu Rom selbst verspottet würde! — Luther will ja den Gehorsam gegen dasselbe billigen, aber es wäre doch wünschenswert, wenn man ihn besser zu begründen wüßte. Man sieht, schon kennt er eine Reihe neue Waffen, noch spielt er damit, — jeder neue Tag konnte sie ihm zu sicherem Stoße in die Hand drücken.

Spalatin kam darüber in große Sorgen. Was sollte daraus werden? Er that sein Möglichstes, den Freund zu besänftigen, zurückzuhalten, ihn immer wieder durch praktische Aufgaben vom Kampfe abzulenken. Er übersah damals doch nur das Nächstliegende, der innere notwendige Zusammenhang der von ihm über alles geschätzten Predigt des Evangeliums mit den Kämpfen, die Luther erwuchsen, war ihm noch nicht aufgegangen. Die fromme, schüchterne Gelehrtennatur schreckte vor jeder ernsteren Verwickelung zurück wie sein Kurfürst. Um so kühner wurde Luther. Er konnte sich gelegentlich fügen: obwohl er sich keinen Erfolg davon versprach, hatte er jene Briefe an die Bischöfe geschrieben, weil man es eben wünschte, aber jenes höfische Abwiegen jedes einzelnen Wortes, jene kleinliche Rücksichtnahme auf rechts und links ist niemals seine Sache gewesen. Spalatin hatte gemeint, eine „heilige Theologie“ könne doch wohl ohne Verletzung der Bischöfe gelehrt werden. Darauf antwortet Luther: „Deinen und der Deinigen Rat verstehe ich nicht; die heilige Schrift richtet sich hauptsächlich gegen den Mißbrauch des Heiligen, das werden die Bischöfe nie dulden. Ich habe mich dargeboten und dreingegeben, im Namen des Herrn, es geschehe sein Wille!“ — „Wer hat ihn gebeten, mich zum Doktor zu machen?“ — „Laß nur die Sache gehen, Gott hat sie in Händen.“ Er fühlt, daß er, ohne es selbst zu wollen, immer weiter getrieben wird, aber er ist fest überzeugt, daß Gott es ist, der ihn fortreißt: „Er mag zusehen, was er aus mir

machen wird.“ Als Spalatin wegen der Behandlung des Meißener Bischofs nicht zu beruhigen war, schrieb er ihm u. a.: „Sei guten Mutes und achte nicht darauf, was offenbar ist. Der Glaube bezieht sich auf das Unsichtbare. Was urteilst du nach dem Sichtbaren? Ein anderes ist das, was man sieht, ein anderes, mein Spalatin, was wirklich bei diesem Handel vor sich geht. Ich suche nichts, es ist aber einer, der etwas suchet. Meine Sache bestehe also, oder sie falle: ich gewinne nichts, ich verliere nichts, da hast du meine Ansicht.“

Das ist vielleicht das Großartigste bei Luther in dieser Zeit, daß die von den Freunden in ängstlicher Sorge immer wieder gestellte Frage, was daraus werden solle, für ihn so gut wie gar nicht existiert. Er ist so vollkommen von dem Gedanken erfüllt, im Dienste seines Gottes zu stehen, und daß hinter dem Einzelnen, das in die Erscheinung tritt, sich Gottesgedanken vollziehen, so daß es ihn wenig kümmert, wie sich alles gestalten wird. „Es mag sein, daß ein neuer und großer Brand entsteht, wer vermag dem Ratschluß Gottes widerstehen?“ „Glaube nicht“, schreibt er ebenfalls an Spalatin, „daß die Sache des Evangeliums ohne Tumult, Ärgernis und Aufruhr getrieben werden kann. Du wirst aus dem Schwert keine Flaumenfeder machen, noch Frieden aus dem Krieg. Das Wort Gottes ist ein Schwert, ist Krieg, ist Umsturz, ist Ärgernis, Verderben, ist ein Gift, und nach dem Worte des Propheten Amos wie ein Bär auf dem Wege und eine Löwin im Walde.“

Gern giebt er zu, daß er selbst heftiger sei, als sich zieme, aber mußten sie denn „den Hund reizen, da sie es doch wußten?“ „Wie schwer es ist, Hitze und Schreibweise zu mäßigen, kannst du vielleicht an dir selbst lernen; das ist es, warum ich immer ungern öffentlich aufgetreten bin. Aber je unangenehmer es mir ist, um so mehr werde ich gegen meinen Wunsch dazu genötigt und zwar durch die greulichsten Anschuldigungen gegen mich und das Wort Gottes. Auch ein steinernes Herz würde durch diese Nichtswürdigkeiten zu den Waffen gerufen werden, um wie viel mehr ich, der ich hitzig bin und keine ganz stumpfe Feder führe.“ Alle Welt verlange von ihm größere Mäßigung, dagegen habe er doch wenig-

stens das vor den Feinden voraus, das er ihrer Hinterlist offen und ehrlich begegne.

Daß das Wort der Wahrheit ohne Kampf nicht zum Siege kommen könne, wollte dem Freunde schwer in den Sinn. Noch oft mußte Luther es ihm wiederholen, daß es gelte, entweder auf Frieden und Ruhe zu verzichten, oder das Wort Gottes zu verleugnen. Und seit dem Februar 1520 sah er den Sturm immer näher heranrücken und merkte auf seine Zeichen, im Vertrauen auf Gott, von dem er sich führen lassen wolle, „das Schifflein Wind und Wellen überlassend“. „Nur eins kann ich, beten zu seiner Barmherzigkeit.“

Und er überließ sich den treibenden Wellen.

Die Freunde in Süddeutschland sandten bedrohliche Kunde. Nachdem Eck vergeblich den Versuch gemacht hatte, seine Ingolstädter Kollegen zu einer Verbrennung von Luthers Schriften zu vermögen, auch sonst nur wenige Erfolge in der Bekämpfung des Ketzers aufzuweisen hatte, reiste er im Januar 1520 selbst nach Rom, um dort persönlich Luthers Prozeß zu betreiben, auch persönliche Wünsche, wie die Erlangung einer längst erstrebten Pfarrei, ihrer Erfüllung näher zu bringen. Nicht lange darauf hörte man, welche gute Aufnahme er in Rom gefunden, wie man ihn als den siegreichen Bekämpfer des Erzketzers daselbst ehrte, er auch sein Buch über den päpstlichen Primat Leo X. hatte überreichen dürfen. Schon im Herbst des vorigen Jahres hatte er, wie Luther durch Crotus wußte, nach Rom geschrieben, die römische Kirche sei in Gefahr, Thüringen, Meißen und die Mark, ja auch andere Gegenden an diese neue Ketzerei zu verlieren. Daß er jetzt alles thun würde, die Größe der Gefahr im rechten Lichte erscheinen zu lassen, um seine Gegner zu vernichten, dessen war sich Luther wohl bewußt; „aber ich glaube“, schrieb er an Lang, „auch Rom ist Christo, dem Herrn aller, unterworfen. Wenn ich dessen würdig bin, wird er auch dort für mich handeln.“ Die Gefahr erhöhte nur seinen heißen Wunsch, „einmal gut zu werden und Christi Sache würdig zu führen in diesem verderbten Jahrhundert“. Darum solle Lang den Herrn bitten.

Und wie groß das Verderben, sollte er in jener Zeit fast von

Tage zu Tage mehr erkennen. Wie viele schwere Erkenntnisse drängten sich da zusammen: Hus also kein Ketzer —, d. h. das große, im Ansehen der Nation so hochstehende, im heiligen Geist versammelte Konzil zu Konstanz, die Repräsentation der gesamten unfehlbaren Kirche, hat geirrt, hat unschuldig Blut vergossen — was ihm dieser Gedanke zu schaffen machte, haben wir schon gehört; er bedeutete doch nichts Geringeres, als den Zusammenbruch dieser scheinbar sichersten, letzten Instanz dieser Kirche. Und nun erhielt er im Februar die von Hutten neu herausgegebene Schrift über die erdichtete Schenkung Konstantins. Der Eindruck derselben war überwältigend. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. So schlimm hatte er es sich doch nicht gedacht: „Guter Gott, welche Finsternis und welche Nichtswürdigkeiten der Römlinge! — Und solche unsaubere, grobe unverschämte Lügen hat man in die kirchlichen Gesetze aufgenommen, ja sie sogar zu Glaubensartikeln gestempelt! Ich bin so in Angst, daß ich beinahe nicht mehr zweifle, der Papst sei recht eigentlich jener Antichrist, den die Welt nach allgemeiner Anschauung erwartet. So sehr paßt alles, was er lebt, thut, spricht und beschließt", — eine schon früher ausgesprochene Ansicht, die sich immer mehr bei ihm befestigte; fehlte es doch nicht an Vorzeichen des nahenden Antichrists. Von Wien aus verbreitete sich die Kunde von Flammen und Feuerzeichen, die man am Himmel beobachtet hatte, und Luther war geneigt, dies auf „seine Tragödie" zu beziehen.

Als Luther die Schrift des Laurentius Valla erhielt, hören wir ihn zum erstenmale den Namen Ulrichs von Hutten erwähnen. Seit dem Herbst hatte der Ritter eine ganz erstaunliche Thätigkeit entfaltet. Es schien, als wenn er für nichts anderes mehr Sinn hätte, als für den Kampf gegen Rom und die Befreiung des Vaterlandes. Den Römlingen Feindschaft zu erregen, das Vaterland aufzuklären über die Größe seiner Schmach und es zum Kampfe für seine Freiheit aufzurufen, ist sein einziges Bestreben. Dem gelten seine Briefe, seine Schriften, seine Mahnreden an die Freunde. Schon meint er bisweilen die goldenen Tage der Freiheit anbrechen zu sehen, hatte er doch Franz von Sickingen, den streitbaren Helden, den Hort der Bedrängten, den Schützer Reuch-

lins, für die große Sache gewonnen, und wenn es gelang, alle Patrioten unter der gemeinsamen Fahne zu einigen, dann hoffte er, „solle es den Barbaren schlecht gehen und allen, welche das römische Joch über Deutschland bringen".

Jetzt trat Hutten auch mit Luther in Verbindung. Gern hätte er es schon im Herbst gethan, die Rücksicht auf seine Stellung am mainzischen Hofe hatte ihn abgehalten. Auch jetzt mußte Melanchthon den Vermittler spielen, an ihn ließ er am 20. Januar, und weil das Schreiben schlecht bestellt wurde, noch einmal am 28. Februar einen Brief abgehen, der sich lediglich mit Luther beschäftigte. Nichts Geringeres hatte er Luther anzubieten, als den Schutz Sickingens. Wie dieser sich Reuchlins angenommen, so sei er auch bereit, für den ihm warm empfohlenen Luther einzutreten. Bei irgendwelcher Gefahr möge er sich alsbald in seinen Schutz begeben. Dort sei er sicher. Zugleich kündigte er neue zornglühende Pamphlete gegen Rom an, die sich noch im Druck befanden. Geheimnisvoll ließ er etwas durchblicken von seinen Plänen. Man müsse Ferdinand von Österreich zu gewinnen suchen, der dem Ritter verpflichtet u. s. w.

Indessen war auch Crotus aus Italien zurückgekehrt, fest entschlossen, wie er es schon in Italien durch mancherlei Flugschriften gethan, so jetzt in Deutschland zum Kampfe zu blasen. Zufällig traf er um Ostern zu Bamberg mit Hutten zusammen. Hier war es wohl, wo der Ritter zuerst einen Einblick in die religiöse Seite der Bewegung erhielt. Und alsbald sehen wir auch Hutten die heilige Schrift zur Hand nehmen, an die Stelle der Sentenzen aus den Alten treten zum Teil Bibelsprüche, und mit den Strafreden der Propheten verbrämt er seine Zornesreden. Noch von Bamberg (28. April) aus wandte sich Crotus auch wieder in einem langen, ermunternden und bewundernden Briefe an Luther und wiederholte den Antrag Sickingens, dort werde er Ruhe „ein theologisches Haus", Schutz gegen alle Nachstellung finden, und alles, was er zum Lebensunterhalte bedürfe. Dringend riet er, die gütigen Vorschläge Sickingens doch ja nicht gering zu schätzen. Auf nichts ginge man mehr aus, als ihm das Gemüt seines Fürsten zu entfremden

und ihn zur Flucht nach Böhmen zu zwingen. Und in der That, gerade jetzt mehrte sich mit der Kunde von seiner freundlichen Aufnahme, die Eck von Rom aus berichten konnte, die Gerüchte von schweren römischen Maßnahmen. Mitte März wollte man in Basel sogar wissen, Luther sei schon nach Böhmen entflohen, sein Kurfürst gebannt. Und daß das Letztere eintreten könnte, hielt man in Sachsen durchaus nicht für unmöglich. Allen Ernstes beriet man um Ostern am Hofe die Frage, wie der Kurfürst sich in einem solchen Falle verhalten sollte. Und Luther hat die Möglichkeit, daß er eines solchen Schutzes bedürfen könnte, nie ganz außeracht gelassen, wenn er auch augenblicklich auf das freundliche Anerbieten der Ritter nicht einging.

Leider wissen wir nicht, was er einem Hutten und Crotus und den vielen anderen aus dem Kreise der Humanisten, die damals sich ihm näherten, geantwortet. Gerade aus jener Zeit sind uns nur sehr wenige Briefe erhalten. Daß seine Überzeugung von dem guten Rechte seiner Sache und sein Mut durch die Teilnahme und die Aufmunterung solcher Männer bestärkt wurde, hat er selber bezeugt. Aber zum Teil können wir nur ahnen oder aus einzelnen Stellen in seiner gleichzeitigen Schriften schließen, was in jenen Monaten größter innerer Erregung in ihm vorging; wie sich allmählich unter schwerem innern Kampfe sein Herz loslöste von der vielgeliebten römischen Kirche; wie unter der Fülle der neuen Erkenntnisse jede Hoffnung auf eine Reformation der Kirche durch ihre geordneten Organe verblaßte und unter dem Eindrucke der patriotischen Schriften der Freunde der nationale Gedanke in den Vordergrund trat.

Im Februar hören wir ihn zum erstenmale in einem Briefe über seinen Mönchsstand seufzen. Schon hat ihn ein solcher Ekel davor erfaßt, daß er den Wunsch ausspricht, lieber ein Handwerk zu lernen; sind doch die Klöster, wie er in dem gleichzeitigen Psalmenkommentar ausführt, die „Schlachtbänke der Gewissen“. „Wenn erst wieder der Glaube erwachte, würde kein Stand des Lebens zu verachten oder gefährlich sein.“

Die nächsten Schriften lassen noch die Stadien seiner inneren Entwickelung erkennen.

Spalatin hatte einen Sermon von den guten Werken gewünscht. Es sollte weiter nichts sein als die Aufzeichnung einer Predigt über den wichtigen Gegenstand, aber unter der Hand wuchs ihm der dem Herzog Johann von Sachsen gewidmete Traktat zu einer umfangreichen Schrift, an der er selbst seine Freude hatte. Er meinte, es würde das Beste sein, was er bisher geschrieben. Jedenfalls war es die bisher ausführlichste Darlegung der Bedeutung der Glaubensgerechtigkeit für das gesamte christliche Leben, zugleich eine eingehende Verteidigung gegen den Vorwurf, als verwerfe er gute Werke, während er doch eben darauf ausgehe, zu zeigen, wie man gute Werke thun könne, und welches solche seien. Nach Joh. 6, 28. 29 ist das eigentliche, von Gott geforderte gute Werk, der Glaube an den, den er gesandt hat, der Glaube, der hervorquillt aus der Erkenntnis der Holdseligkeit Gottes, „der auch seinen Sohn für dich giebt, so daß auch dein Herz süß und Gott wiederum hold werden muß.“ Dieser Glaube, das eigentliche Hauptwerk, dessen Inhalt das feste Vertrauen auf Gott ist, die Zuversicht auf seine Barmherzigkeit und die Vergebung der Sünde, ist es auch, „der allein alle anderen Werke gut, angenehm und gnädig macht, damit daß er Gott trauet und nit zweifelt, es sei vor ihm alles wohlgethan, was der Mensch thut“. „Denn wie das Gewissen gegen Gott stehet und glaubet, so sind die Werke auch, die daraus geschehen.“ Das will er „an einem groben fleischlichen Exempel zeigen.“ Wenn ein Mann zu seinem Weibe und umgekehrt sich herzlicher Liebe versieht und daran fest glaubt, wer lehrt da, wie man sich stellen soll, was man thun, lassen, sagen, schweigen, denken soll? Allein die Zuversicht lehrt ihn das alles, und mehr als notwendig. Da ist kein Unterschied in den Werken, ob sie groß oder klein sind, ob viel oder wenig, dazu thut er alles „mit fröhlichem, friedlichem, sicherem Herzen und ist ein ganz freier Geselle. Wo aber ein Zweifel da ist, da fängt er an zu fragen, was das Beste, womit er mag Huld erwerben, und geht dennoch zu mit schwerem Herzen und großer Unlust und ist gleich gefangen, mehr denn halb verzweifelt und wird oft zum Narren darüber.“

„Also ein Christenmensch, der in dieser Zuversicht gegen Gott

lebt, weiß alle Dinge, vermag alle Dinge, vermisset sich aller Dinge, die zu thun sind, und thut alles fröhlich und frei, nicht um viel gutes Verdienst und Werk zu sammeln, sondern, weil es ihm eine Lust ist, Gott also wohlgefallen.“

Auf diese Weise sucht er die fundamentale Bedeutung des Glaubens für das christliche Leben klar zu machen, indem er zugleich die Nichtigkeit aller selbsterwählten, sonderlichen guten Werke nachweist, deren Ursprung wesentlich in dem Mangel der herzlichen Zuversicht zu der Gnade Gottes zu suchen ist, und es ist wichtig, zu konstatieren, daß Luther schon in diesem Sermon, also noch ehe er das alte Kirchentum völlig entgründet, wenigstens den Grundlinien nach, das neue evangelische Glaubensleben zeichnet, wie es innerlich frei von dem Zwange des Gesetzes, auf dem Grunde des Glaubens in freier Liebe, innerhalb der gottgeordneten Welt- und Berufsverhältnisse die Erfüllung der göttlichen Gebote ist. Den scharfen Gegensatz, in dem er sich dabei zu den kirchlichen Satzungen befindet, sucht er nirgends zu verhüllen und nimmt sogar, und zwar zum erstenmale, Gelegenheit, nun auch vor den Laien das römische Unwesen aufzudecken, gegen falsche Lehren und den Mißbrauch geistlicher Gewalt zu eifern. „O wenn wir hier fromm wären, wie sollten die römischen Donnerschläge so matt werden.“ „Zu einer Reformation haben auch die Konzilien nichts zu leisten vermocht. Das beste wäre und auch das einzig übrigbleibende Mittel, so König, Fürsten, Adel, Städte und Gemeinden selbst anfingen, der Sache ein Einbruch machten, auf daß die Bischöfe und Geistlichen, die sich jetzt fürchten, Ursache hätten, zu folgen.“ So schrieb er in diesem Sermon, an dem er während mehrerer Monate (Ende Februar bis Mitte Mai) arbeitete, worin er auch zum erstenmale für die Rechte des „armen Mannes“ gegen die Großen und Gewaltigen eintritt. Die Hoffnung auf die Machthaber der Kirche ist so gut wie verschwunden.

Noch während er dies schrieb, beschäftigte ihn ein neuer Angriff. Ein Leipziger Franziskaner Augustin aus Alfeld, daher gewöhnlich nur Alveld genannt, hatte sich zum Verfechter des göttlichen Rechtes der päpstlichen Monarchie aufgeworfen und eine lateinische Schrift „Über den apostolischen Stuhl“ geschrieben, die

trotz ihrer sehr schwachen Beweisführung mit maßlosem Selbstgefühl auftrat und Luther mit einer Fülle ausgesuchtester Grobheiten überschüttete.

Sie schien Luther anfangs zu albern, um sich selbst damit zu befassen. Einem seiner Schüler gab er das Material, sie zu beantworten, als aber Alveld „sein Affenbüchle im Deutsch herausgab", und Luther zu seinem Staunen bemerkte, daß es auch bei gelehrten Leuten Eindruck zu machen begann, da fuhr er auf und brach mit Ungestüm los in seiner Schrift „Vom Papsttum zu Rom wider den hochberühmten Romanisten zu Leipzig", übrigens voll Freude über die Veranlassung, „von der Christenheit etwas für die Laien zu erklären."

Worauf es ankommt, ist die Frage, ob alle anderen Christen, wie die Moskowiter, Griechen u. s. w., weil sie ihre Priester und Bischöfe nicht von Rom bestätigen lassen oder, wie jetzt, mit Geld kaufen, und sich nicht wie die „trunken vollen Deutschen, schinden und schänden lassen, deshalb für Ketzer anzusehen seien." Um dies zu verneinen und den Ungrund der gegnerischen Behauptung darzuthun, daß jegliche Gemeinde auf Erden ein leibliches Haupt haben müsse, folglich auch die Kirche im Papste, giebt er auf Grund der Schrift eine ausführliche Erörterung des Begriffs von der Kirche, als der Gemeinschaft aller Christgläubigen auf Erden, zusammengehalten nach dem Worte des Apostels, durch die eine Taufe, den einen Glauben, den einen Herrn, Christus. „Also daß es erlogen und erfunden ist, und Christo als einem Lügner widerstrebt, wer da sagt, daß die Christenheit zu Rom oder an Rom gebunden sei." Denn der Glaube ist es, der die Zugehörigkeit zur Christenheit bedingt, so daß man, wovor schon der Herr gewarnt, nicht sagen kann, sie sei hier oder da. Wer kann aber wissen, wer wahrhaft glaubt oder nicht? Und wenn es in der Natur des Hauptes liegt, daß von ihm alles Leben, Sinnen und Wirken der Gliedmaßen ausgehe, so kann die „päpstliche Christenheit" kein anderes Haupt haben auf Erden, als allein Christus, und dieses Haupt kann keinen Statthalter haben, „denn der Papst mag nicht Christus, seine Werke, das ist Glaube, Hoffnung und Liebe und alle Gnade mit Tugend einflößen oder machen

in einem Christenmenschen, wenn er gleich heiliger wäre denn St. Peter."

Diese Lehre von der Kirche, die bei Luther im wesentlichen immer dieselbe geblieben ist, ist der dogmatische Kern dieser Streitschrift. Ihre Konsequenzen liegen auf der Hand und werden offen genug ausgesprochen. Noch ist der Charakter dieser Schrift ein vorwiegend theologischer, aber es ist, als ob die anderen Luther beschäftigenden Gedanken nur mühsam zurückgedrängt würden und es dem Verfasser schwer würde, nicht auch allenthalben den nationalen Gesichtspunkt walten zu lassen. Schon zeigen sich die Anzeichen des nahenden Sturmes. Rom ist der Pfuhl aller Laster, der Inbegriff alles Unchristentums, der Sitz des Antichrists, die Quelle alles Unheils für Deutschland. Was ist da noch zu hoffen? „Es ist zu erbarmen, daß König und Fürst so schlecht Andacht haben zu Christo und seine Ehre sie so wenig bewegt, daß sie solche greuliche Schande der Christenheit lassen überhand nehmen und sehen doch, daß sie zu Rom nicht gedenken, denn nur für und für unsinnig zu werden, und allen Jammer mehren, daß keine Hoffnung nicht mehr ist auf Erden denn bei der weltlichen Gewalt." „Mich wundert, daß Deutschland, daß ja die Hälfte, so nicht mehr geistlich ist, noch einen Pfennig hat, vor den unaussprechlichen, unzähligen, untrüglichen römischen Dieben, Buben und Räubern." „Werden das die deutschen Fürsten und der Adel nicht mit tapferem Ernst in der Kürze darzuthun, so wird Deutschland noch wüst werden und sich selbst fressen müssen."

„Schelte, lästere, richte meine Person und mein Leben nur frisch wer da will, es ist ihm schon vergeben. Aber niemand erwarte von mir noch Huld und Geduld, wer meinen Herrn Christum, durch mich gepredigt, und den heiligen Geist zu Lügnern machen will. Es liegt nichts an mir, aber Christi Wort will ich mit fröhlichem Herzen und frischem Mut verantworten, niemand angesehen. Darzu mir Gott einen fröhlichen, unerschrockenen Geist gegeben hat, den sie mir nicht betrüben werden, hoff ich ewiglich."

So wird seine Sprache immer entschiedener, immer aggressiver. Und was er dabei innerlich durchgekämpft, wie schwer es ihm ge-

worden, diesen Ton anzuschlagen, das klingt noch nach, wenn er sagt: „Ich bitte, ein jeglicher frommer Christenmensch wolle meine Worte also aufnehmen, ob sie vielleicht spöttisch oder spitzig sein würden, als aus einem Herzen gesprochen, das sich hat müssen mit großem Wehe brechen und Ernst in Schimpf wandeln."

Inzwischen hatte Hutten weiter geschürt, waren seine längst angekündigten Dialoge erschienen, sein „Vadiskus oder die römische Dreifaltigkeit", „Die Anschauenden" u. a. m. An Schärfe und Kühnheit übertrafen sie alles Frühere, aber die Volkstümlichkeit ihrer Rede, die drastische Darstellung, mit der sie die allbekannten Persönlichkeiten schilderten, die geistlichen Pfründenjäger, die päpstlichen Legaten, den Papst selbst auftreten und all ihr schmähliches, gegen Deutschland gerichtetes Treiben an dem Leser vorüberziehen ließen, war von packender Wirkung. Da war keine Schonung, auch das Verborgenste ward in die Öffentlichkeit gezogen, um die Erbitterung zu erhöhen, aufzurufen zum Kampf für die gerechte Sache gegen das Wüten der Tyrannen: „Folgt mir, wohl auf mit Freuden! Es lebe die Freiheit. Ich hab's gewagt."

Auch die Gegner bezeugten den weittragenden Erfolg. Die Erbitterung der Nation war in steter Zunahme begriffen. Zumal in der Ritterschaft, die sich unter Huttens Führung je mehr und mehr als Kern und Stern des deutschen Reiches betrachtete, fand Huttens „Los von Rom" lebhaften Wiederhall. Es wäre schwer zu sagen gewesen, wie man sich das dachte: man sah auf den jungen Kaiser, auf seinen Bruder Ferdinand, man sah auf Luther, den mutigen Vorkämpfer im Streit, sandte ermunternde Briefe an ihn, wie Sickingen bot ihm auch ein fränkischer Ritter, Sylvester von Schaumburg, im Mai seinen Schutz an — jedenfalls galt es vor allem, den Römlingen möglichst viele Feinde zu machen.

Auch nach Wittenberg waren Huttens neue Schriften gekommen. Es wäre wunderbar gewesen, wenn sie nicht Luthers eigene Erregung noch vergrößert hatten. Wir wissen, wie vieles von dem, was er da las, ihm in den letzten Jahren schon bekannt geworden war. Wie vieles hatte er auch selbst einstmals gesehen! Da tauchten wohl die alten Erinnerungen auf, verband sich das Einzelne zum Ganzen —, die deutlichen Zeichen des nahenden Antichrists. Und immer klarer

wurde ihm auch das andere, was wir schon in der Schrift gegen Alveld bemerkt, wie die Schäden des kirchlichen Lebens seine Knechtung durch ein allmächtiges, des biblischen Grundes entbehrendes Papsttum allmählich auch tiefgreifende soziale Schädigungen zur Folge gehabt, daß es sich nicht um einzelne Mißbräuche handle, sondern um das ganze System der römischen Kurie, das Gut und Blut und Leben vernichtend, die edle deutsche Nation, einst die erste Christenheit, mit eisernen Krallen umspanne. Es klingt eigentümlich genug, und doch scheint es so zu sein, wenn es sich auch nicht positiv beweisen läßt, daß diese Erkenntnis es war, die dem einst so weltflüchtigen Mönche das letzte entscheidende Wort auf die Zunge legte, die in ihm die Überzeugung zur Reife brachte, daß es seine, des Christen, des Pfarrers, des Doktors der Theologie heilige Pflicht sei, selbst für eine Reformation einzutreten und ihr die Wege zu bahnen, wenn nicht durch die Kirche und ihre Organe, die am ersten dazu berufen seien, dann durch das neue Priestergeschlecht, die Laien, den Kaiser, den Schutzherrn der Christenheit, die Fürsten, besonders auch den christlichen Adel, der jetzt vor allem dem Reformationsgedanken sich zuzuneigen schien.

Wind und Wellen wolle er sein Schifflein überlassen im Vertrauen auf die Führung Christi, hatte er vor ein paar Monaten an Spalatin geschrieben. Sie hatten ihn schon weit getrieben.

Nun ließ sich auch Sylvester Prierias wieder vernehmen. In den ersten Tagen des Juni erhielt Luther eine neue Schrift von ihm, oder vielmehr die kurze Inhaltsangabe einer größeren, noch nicht geschriebenen Arbeit. Die Art, wie der Römer in den kühnsten, alles Frühere überbietenden Sätzen die päpstliche Machtvollkommenheit definierte, die jede irdische Macht überstrahlende Gewalt des unfehlbaren Nachfolgers Petri über die heilige Schrift und über das Konzil erhob, hatte nur noch gefehlt: „Nun siehst du, was von Rom zu hoffen ist“, schrieb Luther an Spalatin. Sein Entschluß ist gefaßt. Wozu die Freunde längst gedrängt: jetzt soll es geschehen. Alle Rücksicht muß aufhören. Es giebt keinen andern Ausweg aus diesem Elend und Jammer. Noch in demselben Briefe an Spalatin meldet er seine Absicht, an Kaiser Karl und den Adel der deutschen Nation eine Schrift herauszugeben

gegen die Tyrannei und die Nichtswürdigkeit der Kurie. „Das Geheimnis des Antichrists muß offenbar werden, es drängt selbst dazu, es will nicht mehr länger verborgen bleiben.“

„Der Herr verleihe dem Kaiser Karl, daß er zunehme in der Wahrheit gegen den Feind der Wahrheit, gegen Rom“, das war jetzt sein Gebet.

„Fahr wohl, unseliges, verlorenes, blasphemisches Rom!“

Wunderbar, wie es auf- und abwogte in seinem Innern, wie Demut und stolzes Selbstbewußtsein in ihm wechseln. Da kann er auch jetzt noch sich sehnen, fernab in der Verborgenheit zu leben, sich gern zu Frieden und Schweigen erbieten, und im nächsten Briefe mit Stolz daran erinnern, seine Lehre sei so verbreitet und eingewurzelt in Deutschland und darüber hinaus, daß man sie mit der heiligen Schrift und Vernunft überwinden müsse, solle Deutschland nicht ein zweites Böhmen werden. Die deutschen Köpfe sind einmal so, daß sie sich durch nichts anderes überzeugen lassen, zumal jetzt, wo in Deutschland die Wissenschaften und die Sprachen herrschen und auch die Laien verständig zu werden beginnen. So wünschte er nach Rom geschrieben zu sehen, als es sich am Hofe darum handelte, auf ein verspätet eingetroffenes Schreiben eines dem Kurfürsten befreundeten Kardinals zu antworten. Gleich darauf kommt er in Besitz eines Briefes von Sylvester von Schaumburg, der ihm den Schutz von hundert fränkischen Rittern ankündigt. Da ist von einen Nachgebenwollen mit keinem Worte mehr die Rede. Wohl weiß er seine Sache in dem Schutze eines höheren Herrn, aber die Teilnahme der Ritter, die ihnen vielleicht der Herr ins Herz gegeben, ist ihm doch wertvoll, und er bekennt, daß sie ihn frei macht von Menschenfurcht. Was wird es nun den Römlingen nützen, wenn sie ihn aus Wittenberg vertreiben? Noch schlimmer wird die Sache werden. Nicht nur in Böhmen, auch mitten in Deutschland giebt es Leute, die den Vertriebenen schützen können und wollen gegen alle ihre Blitze. Es könnte kommen, daß er nunmehr unter diesem Schutz „wütiger“ losfahre gegen die Romanisten, manches vorbringe, was er bisher nur aus Rücksicht auf den Kurfürsten und seine Universität unterlassen. Indem er sich den Schlachtruf Huttens aneignet, ruft er aus:

„Der Würfel ist gefallen, verachtet ist römisches Wüten wie römische Güte. In Ewigkeit will ich mich mit ihnen nicht versöhnen noch Gemeinschaft haben. Mögen sie meine Bücher verurteilen und verbrennen! Auch ich werde, wenn ich Feuer haben kann, die ihren verbrennen und werde das ganze päpstliche Recht, jenen Rattenkönig von Ketzereien, öffentlich verbrennen. Die bisher vergeblich beobachtete Demut soll ein Ende haben, sie soll die Feinde des Evangeliums nicht mehr ermutigen — der Herr aber, der da weiß, daß ich ein gar arger Sünder bin, wird seine Sache hinausführen durch mich oder einen andern, woran ich nicht zweifele."

Das war die Stimmung Luthers in jener Zeit. Wohl kam über den hohen Mut noch mancher Dämpfer. Aufrüherische Unruhen der Studentenschaft, gegen die seine Predigt nichts ausrichtete, machten ihm schwere Sorge. Welche Undankbarkeit gegen das Evangelium! Weil er zu Rom und auswärts nichts ausrichten kann, hat der Satan dieses Übel erfunden, um uns im Innern zu schädigen. „Auch die Wut der Dämonen mußte noch kommen, es wird die letzte sein", ruft er aus.

Da er mit seinem Vorhaben nicht hinter dem Berge hielt, fehlte es nicht an abmahnenden Stimmen, auch vonseiten des alten, väterlichen Freundes Johann von Staupitz, der, weil er sich der immer stürmischer werdenden Bewegung nicht gewachsen fühlte und es auch nicht über sich brachte, in der Weise, wie man es in Rom von ihm wünschte, auf Luther einzuwirken, eben damit umging, seine Würde als Generalvikar niederzulegen. Seine Mahnung kam zu spät. Die ritterlichen Freunde drängten. Es sollte etwas geschehen. Am Johannisabend, den 23. Juni, schrieb Luther die Vorrede zu seiner gewaltigen Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung." Noch während er daran arbeitete, wurde sie gedruckt, Mitte August ist sie erschienen. Am 18. waren schon 4000 Exemplare in die Welt gegangen.

Diese große Reformationsschrift ist keine Gelegenheitsschrift, nicht in wenigen Tagen aus der Fülle der ihn gerade bewegenden Gedanken, Befürchtungen und Hoffnungen geflossen, sondern sie ist in fleißiger ernster Arbeit nach wohl überdachtem Plane geschrieben.

Nicht weniges von dem polemischen Material, besonders wo es sich gegen das Papsttum wendet, ist den Schriften der Humanisten entnommen, auch manche positive Gedanken. Anderes boten die auf dem Reichstage oftmals wiederholten Beschwerden der deutschen Nation; aber auch noch ungedruckte Schriftstücke, flüchtige Gedanken Kaiser Maximilians über eine Neugestaltung Deutschlands, wie er sie einmal im Jahre 1510 dem Jakob Wimpfeling zur Begutachtung überwiesen hatte, scheinen ihm wohl durch Vermittelung Spalatins vorgelegen zu haben. Dies und anderes mehr thut doch der Originalität keinen Abbruch; was er auch entlehnt, es ist sein Eigentum geworden, quillt wie neu aus der Tiefe seines eigenartigen Denkens und Fühlens: gründet sich doch alles, was er der deutschen Nation zu sagen hat, wie tief es auch in die Verhältnisse des gesamten realen Lebens eingreift, auf die eine Idee des Heils und die ewigen Grundlagen des Evangeliums. Und wo bei den humanistischen Freunden nur glühender Haß, der doch auch das eigene materielle Interesse im Auge hat, das Wort führt, ist es hier die aus dem Schmerz über den Greuel der Verwüstung geborene Sprache heiligen Zornes, der sein strafendes Schwert gegen alles das erhebt, was das römische Papsttum gegen die deutsche Nation und gegen die Kirche gesündigt; ist es hier die Sprache des auf der Warte stehenden Propheten, der sich erkühnt, mit der Bibel in der Hand, seinem Kaiser, den Fürsten, dem Adel der ganzen deutschen Nation die Wege zu weisen, wie Deutschland, frei von Rom, auf Grund des göttlichen Wortes sich selbst reformieren könne, zur Ehre der Nation, zur Ehre seines Gottes, — denn „die Zeit des Schweigens ist vergangen und die Zeit zu reden ist gekommen“, — mit diesen Worten des Prediger Salomonis beginnt er die Widmung an seinen Kollegen Nikolaus von Amsdorf.

Nicht selbst will er reformieren, nur die Wege weisen. „Ich habe unserem Fürnehmen nach zusammengetragen etliche Stücke, christlichen Standes Besserung belangend, dem christlichen Adel deutscher Nation vorzulegen, ob Gott wollte doch durch den Laienstand seiner Kirche helfen, sintemal der geistliche Stand, dem es billiger gebührte, ganz unachtsam geworden ist.“ Er weiß, daß ihm

diese Kühnheit nicht unverwiesen bleiben wird, „aber“, setzt er mit Humor hinzu, „ich bin vielleicht meinem Gott und der Welt noch eine Thorheit schuldig, die habe ich mir jetzt vorgenommen, so mir's gelingen mag, redlich zu zahlen und auch einmal Hofnarr zu werden.“

Die Laien will er aufrufen zu des christlichen Standes Besserung, und so wendet er sich denn sogleich direkt an den allerdurchlauchtigsten mächtigsten Kaiser und den christlichen Adel deutscher Nation. Die Not der Christenheit, zumal der deutschen, zwinge ihn dazu, zu rufen, „ob Gott jemandem seinen Geist geben wolle, seine Hand zu reichen der elenden deutschen Nation“. Oft haben es die Konzilien versucht, die List etlicher Menschen hat sie gehindert; so ist es immer ärger worden. Ihre Bosheit will er jetzt aufdecken, denn „Gott hat uns ein junges edles Blut zum Haupt gegeben, und damit viel Herzen zu großer guter Hoffnung erweckt, daneben will sich ziemen, das Unsrige dazu zu thun und der Zeit und Gnade nützlich zu gebrauchen.“ Nicht im Vertrauen eigener Macht und Vernunft, wodurch es gekommen, „daß vor Zeiten Kaiser Friedrich der erste und der andere so jämmerlich von den Päpsten mit Füßen getreten und verderbt worden seien“, sondern mit ernstlichem Gebet zu göttlicher Hilfe gegen die drei Mauern, welche die Romanisten um sich gezogen haben, um jede Reformation unmöglich zu machen: „Nun helf uns Gott und geb uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos umgeworfen wurden, daß wir diese strohernen und papierenen Mauern auch umblasen“, denn nichts weiter als eine papierene Mauer, nichts als Menschengerede ist die gleißnerische Erfindung vom Unterschied geistlichen und weltlichen Standes, während doch nach der Lehre der Schrift alle Christen durch die Taufe, das Evangelium und den Glauben, alle gleichen geistlichen Standes, alle zum königlichen Priestertum berufen sind, und nur ein Unterschied des Amtes vorhanden ist. Denn sind sie auch alle Priester, so können sie doch nicht alle dasselbe Amt haben; darum bedeutet die Weihe nichts anderes als die Übertragung der allen zustehenden Rechte an einen, zu taufen, Messe zu halten, zu absolvieren und zu predigen — „darum sollte ein Priesterstand nit anders sein in der Christenheit, denn als ein Amtmann;

so lange er im Amt ist, geht er vor; ist er abgesetzt, so ist er ein Bauer oder Bürger wie die andern." Es ist also nichts mit dem vermeintlichen Character indelebilis des Priesters. Christus, unser Haupt, hat nicht zweierlei Körper, einen geistlichen und einen weltlichen, sondern er ist das Haupt des einen Körpers, an dem alle Christenmenschen als Gliedmaßen einander dienen sollen, jeder in seinem Amt oder Beruf, der Schuster, der Schneider, die Obrigkeit wie der Bischof und der Papst. Da ist es nun klar, wie unchristlich die Rede ist, die weltliche Obrigkeit habe keine Macht, die Geistlichkeit zu strafen. Soll die Hand nichts thun, wenn das Auge große Not leidet? Ist's nicht unnatürlich, geschweige unchristlich, daß ein Glied dem andern nicht helfen, seinem Verderben nicht wehren soll? „Darum sag ich: dieweil weltlich Gewalt von Gott geordnet ist, die Bösen zu strafen und die Frommen zu schützen, so soll man ihr Amt lassen frei gehen, unverhindert, durch den ganzen Körper der Christenheit, niemands angesehen, sie treffe Papst, Bischof, Pfaffen, Mönche, Nonnen oder was es ist." „Die weltliche Herrschaft ist ein Mitglied worden des geistlichen Standes." „Also mein ich, diese erste Papiermauer, — daß die weltliche Obrigkeit kein Recht über die Romanisten habe, liegt danieder. Wenn wir schuldig sind, wider den bösen Geist, seine Werke und Worte zu streiten, wie kämen wir denn dazu, daß wir sollten still halten und schweigen, wo der Papst oder die Seinen teufelisch Wort oder Werk vornehmen?"

Die andere Mauer, „daß sie allein wollen Meister der Schrift sein, ist noch loser und untüchtiger, denn Christus hat gesagt (Joh. 6, 45), daß alle Christen von Gott gelehret werden sollen, und da, wie bekannt, die meisten Päpste ohne Glauben gewesen, anderseits die Christen, wie dargethan, alle Priester sind, wie sollten wir denn nicht auch Macht haben zu schmecken und zu urteilen, was da recht oder unrecht wäre im Glauben." Damit fällt denn auch die dritte Mauer, daß nur der Papst die Macht habe, ein Konzil zu berufen, von selbst. Denn wo der Papst wider die Schrift handelt, sind wir schuldig, der Schrift beizustehen, ihn zu strafen und zu zwingen, nach dem Wort Christi Matth. 18, 15. „Soll ich ihn denn verklagen vor der Gemeinde, so muß ich sie

vorher zusammenbringen." Außerdem sind auch gerade die allerchristlichsten Konzilien, die der alten Kirche, nicht von den Päpsten berufen worden. „Darum, wo es die Not erfordert, und der Papst der Christenheit ärgerlich ist, soll dazu thun, wer am ersten kann, als ein treu Glied des ganzen Körpers, daß ein recht frei Konzilium werde, was niemand sowohl vermag als das weltliche Schwert, von Gott eingesetzt, sein Werk und Amt gehen zu lassen über jedermann."

So sind denn die Mauern, welche die Römer gegen ein freies, christliches Konzil aufgerichtet haben, umgeworfen.

Was soll aber nun in einem Konzil vorgenommen werden? Da gilt es zunächst, das Verderben, dem es entgegentreten soll, kennen zu lernen. „Lasset uns aufwachen, lieben Deutschen, und Gott mehr denn die Menschen fürchten, daß wir nicht teilhaftig werden aller armen Seelen, die so kläglich durch das schändlich, teufelisch Regiment der Römer verloren werden und täglich mehr und mehr der Teufel zunimmt." Aber nicht von der Verfälschung des Evangeliums redet Luther hier, wie man erwarten möchte. „Ich klag hier nicht", sagt er, „daß zu Rom Gottes Gebot und christlich Recht verachtet ist, denn so wohl steht es jetzt nicht in der Christenheit, sonderlich zu Rom, daß wir von solchen hohen Dingen klagen möchten". Das religiöse Moment tritt fast vollständig zurück hinter dem nationalen: es ist der deutsche Mann, der im Namen der deutschen Nation seine Stimme erhebt gegen das Unrecht Roms, gegen die Verfälschung „ihres eigenen erdichteten geistlichen Rechtes", gegen seine unerträgliche Erpressung und Habsucht, wie sie unter den verschiedensten Namen sich bergend gegen die vollen trunkenen Deutschen, die sich alles gefallen lassen, ihr Leib und Seelen verderbendes Werk treibt. Man wundere sich, daß Fürsten, Adel, Stifter, Land und Leute arm würden, man solle sich wundern, daß man überhaupt noch etwas zu essen habe. Man denke nur an die alles übersteigende Pracht und Hoffart des Papstes mit seiner dreifachen Krone, dem Deutschland mehr zu zahlen habe, als je an seine Kaiser! Man denke an das ganze überflüssige Volk der Kardinäle, die sich von deutschem Gelde mästen, man denke an die Tausende von päpstlichen Beamten, die auf deutsche Pfründe lauern,

dieses „Gewürm und Geschwürm, daß zu Babylonien nicht ein solch Wesen gewesen ist". Und was haben sie nicht alles erfunden, was haben sie nicht alles herausgeklügelt, um unter dem Schein des Rechts und gleißnerischer Frömmigkeit, etwa zum Zuge gegen die Türken, oder zu sonst etwas, die Deutschen zu brandschatzen in der Meinung, sie würden „ohne Ende tote Stocknarren bleiben, nur immer Geld geben, in den Sack ohne Boden". Alle diese „verdrießlichen teufelischen Fündlein" römischer Trügerei werden auf das ausführlichste dargethan, ihre Schändlichkeit in so handgreiflicher Weise vor Augen geführt, daß auch der geringste Mann im Volke sie erkennen mußte: „Wollen wir wider die Türken streiten, so lasset uns hier anheben, da sie am allerärgsten sein. Henken wir mit Recht die Diebe und köpfen die Räuber, warum sollen wir freilassen den römischen Geiz, der der größeste Dieb und Räuber ist, der auf Erden kommen ist und kommen mag, und das alles in Christi und St. Peters heiligen Namen."

Hierauf läßt er eine Reihe Einzelvorschläge folgen, „was wohl geschehen möchte und sollte von weltlicher Gewalt oder gemeinem Konzilio". Einem solchen die Freiheit zu erringen, hat Luther selbst als den Zweck seiner Schrift hingestellt, aber größere Hoffnung setzt er doch auf die weltliche Gewalt, und allenthalben ist es ja nur Deutschland und die deutsche Kirche, die er bei seinen Reformationsvorschlägen im Auge hat. Natürlich müssen vor allem jene Dinge abgestellt werden, deren Ruchlosigkeit er im vorigen Abschnitt dargethan. Jeglicher Fürst, Adel und Stadt müsse ihren Unterthanen „frisch" verbieten, die Annaten, Palliengelder und wie die Dinge sonst heißen mögen, nach Rom zu zahlen. Würden aus Rom zu holen oder irgendwelches Lehen oder Stift an die Römer kommen zu lassen; und wenn das die Römer nicht leiden wollen, und „doch ein römischer Curtisan herauskäme", so rät Luther, wie die Eidgenossen dies schon ein Jahr früher einhellig beschlossen, „daß demselben ein ernster Befehl geschehe, abzustehen, oder in den Rhein und das nächste Wasser zu springen und den römischen Bann mit Siegel und Briefen zum kalten Bade zu führen, so würden sie zu Rom merken, daß die Deutschen nit allezeit toll und voll sein, sondern auch einmal Christen worden wären, als die

den Spott und Schmach des heiligen Namens Christi, unter welchem solche Büberei und Seelverderben geschieht, nit mehr zu leiden gedenken, Gott und Gottes Ehre mehr achten, denn der Menschen Gewalt."

Einer päpstlichen Bestätigung der Bischöfe bedarf es nicht, der Kaiser müsse sie verbieten. Die Ordnung des Konzils von Nicäa sollte wieder aufgerichtet werden, nach der die benachbarten Bischöfe den neugewählten bestätigten. Keine weltliche Sache darf nach Rom gezogen werden, sie gehört vor die weltliche Gewalt, und die Obrigkeit hat dafür zu sorgen, daß die geistliche Gewalt ihre Sphäre nicht überschreite, die inneren Angelegenheiten der deutschen Kirche an den „Primat in Germanien" gebracht würden, der ein Konsistorium mit Kanzlern und Gehilfen einzurichten habe; so könnte man wieder frei werden „von dem elenden heidnischen unchristlichen Regiment des Papstes". Aber damit dieser sich nicht beklage, daß er seiner Obrigkeit beraubt werde, schlägt Luther vor, kritische Fälle von dem Primaten an den Papst zu bringen. Was aber ohne ihn ausgerichtet werden könne, damit solle man ihn nicht beschweren, auf daß er Zeit habe, zu beten und zu studieren und für die Christenheit zu sorgen, wie er sich rühme.

Alle die päpstlichen Fündlein, die den Bischöfen oder dem Papst selbst zur Absolution vorbehaltenen Fälle, die „greulichen" Eide, welche die Bischöfe den Päpsten zu schwören gezwungen sind, müssen aufhören. Aufhören muß auch die Rede, daß der Papst über den Kaiser Gewalt habe, sich in teufelischer Hoffart von ihm die Füße küssen und den Zaum seines Pferdes halten zu lassen. Christus im Himmel braucht keinen Statthalter, höchstens der „Christus in der dienenden Form, als er auf Erden ging mit arbeiten, predigen, leiden und sterben". Das hat man nun umgekehrt, so geht alles wider Christum, sein Wesen und Werk zu zerstören, und rühmt sich der Papst, des Kaisertums Erbe zu sein, und stützt sich auf so unerhörte Lügen, wie die von der Schenkung Konstantins. Und wenn er sich zum Lehensherrn über Neapel und Sicilien aufwirft, so ist das „Raub und Gewalt, wie fast alle andere seiner Güter sind". Das soll ihm der Kaiser nicht gestatten. Er zeige ihm dafür die Bibel und das Gebetbuch, daß er predige und bete.

Christus wusch seinen Jüngern die Füße, der Papst läßt sie sich küssen, läßt sich das Sakrament von einem knieenden Kardinal mit einem goldenen Rohre reichen, „gerade als wäre das heilige Sakrament nicht würdig, daß ein Papst, ein armer stinkender Sünder, aufstünde und seinem Gott eine Ehre thäte. — Kurz, Christus gilt nichts zu Rom, der Papst gilt alles. — So helfe nun Gott einem freien Konzilio, daß es den Papst lehre, wie er auch ein Mensch sei, und nicht mehr als Gott, wie er sich unterstehet zu sein."

Vom Papste wendet sich Luther dann wieder zu den allgemeinen Mängeln des christlichen Standes. Wogegen er seit Jahren in der Gemeinde gekämpft, das greift er zunächst an, die ungeordneten, seelenverderblichen Wallfahrten. Sie sollten alle abgethan werden, „denn es ist kein Gutes drinnen". „Darnach kommen wir auf den großen Haufen, die da viel geloben und wenig halten. Zürnet nicht, liebe Herren, ich meine es wahrlich gut, es ist die bittere und süße Wahrheit, und ist, daß man ja nit mehr Bettelklöster bauen lasse." Nicht umsonst hat der römische Stuhl ihr Heer gemehret, aus Furcht, die Priesterschaft könnte ihm zu stark werden und eine Reformation anfangen, die seiner Heiligkeit nicht zuträglich wäre. Aber eben der Haß zwischen Pfaffen und Mönchen hat zu großem Ärgernis geführt, daß darüber der christliche Glaube auf beiden Seiten untergeht. Man sollte die Klöster wieder zu christlichen Schulen machen, was sie ursprünglich waren, ehe sie zu „ewigen Gefängnissen" wurden, wobei Luther Gelegenheit nimmt, von den hohen und niederen Schulen gewichtige Worte zu reden. Auch hier fordert er eine gründliche Reformation und wünscht neue Schulen, zumal auch für die Mädchen eingerichtet zu sehen, in denen überall als die vornehmste Lektion die heilige Schrift obenan stehen soll.

Und nun die Ehelosigkeit der Priester. Der früher nur hingeworfene Gedanke wird hier aufs ausführlichste begründet. Welche Beschwerung der Gewissen! „Läßt Papst und Bischof hier gehen, was da geht, verderben, was verdirbt, so will ich erretten mein Gewissen und das Maul frei aufthun." Da deckt er die ganze Gewissensnot derer auf, die mit dem ehelosen Stand unerträgliche Last auf sich genommen und darüber in Sünde und Schande ge-

fallen, und spricht den folgenschweren Satz aus: „Also lehren wir aus dem Apostel klärlich, daß es in der Christenheit sollte also zugehen, daß eine jegliche Stadt aus der Gemeine einen gelehrten frommen Bürger erwähle, demselben das Pfarramt befehle, ihn von der Gemeinde ernährte und ihm freie Willkür ließe, ehelich zu werden oder nicht.“ So sollte es durch ein christliches Konzil wieder geordnet werden, aber auch ohne dem, „wer den Glauben hat, solches zu wagen, der folge mir nur frisch“. Er wolle niemand verführen, aber es sei seine Pflicht, seinem Nächsten zu raten und zu helfen von seinen Fährlichkeiten. Und so geht er von einem zum andern, in bunter Reihenfolge bald dies, bald jenes berührend, da fordert er die Abschaffung der Fesseln kirchlicher Jurisdiktion, ja des ganzen kanonischen Rechts mit allem, was daran hängt, die Aufhebung der vielen unnützen Gottesdienste, Jahrestage, Begängnisse, Seelenmessen, der vielen Feiertage, mit ihrem „Saufen, Spiel und Müßiggang“ mit alleiniger Beibehaltung des Sonntags; die Abschaffung des Bettels in der Christenheit und die Einrichtung einer kirchlich geordneten Armenpflege, die Ausrottung der Wallfahrtskapellen, die Freilassung der Fasten, die Verjagung der päpstlichen Botschafter mit ihrer Gewalt, für Geld Eid und Gelübde zu lösen. „Hörest du es, Papst, nicht der Allerheiligste, sondern Allersündigste, daß Gott deinen Stuhl vom Himmel aufs schierst zerstöre und in den Abgrund der Hölle senke. Wer hat dir Gewalt gegeben, dich zu erheben über deinen Gott, das zu brechen und zu lösen, das er geboten hat, und die Christen, sonderlich deutscher Nation, die von edler Natur, beständig und treu in allen Historien gelobt sein, zu lehren, unbeständig, meineidig, Verräter, Bösewicht, treulos sein. Gott hat geboten, man soll Eid und Treu halten, auch den Feinden! Und du unterwindest dich, solch Gebot zu lösen? — Ach Christe, mein Herr! sieh herab, laß hereinbrechen deinen jüngsten Tag und zerstören des Teufels Nest.“ — Auch die Sache der Böhmen müsse einmal vorgenommen werden. Da ist es hohe Zeit, zu bekennen, daß Hus und Hieronymus von Prag wider päpstlich, christlich, kaiserlich Geleit und Eid verbrannt sein, was die Böhmen verbittert habe. Des Hus Artikel will er nicht verfechten, sagt Luther, obwohl er nichts Irriges darin gefunden, aber

ihm sei unrecht geschehen. Sollten übrigens die „Pickarden“ keinen andern Irrtum bezüglich des Sakraments haben, als daß sie nicht an die Verwandlung der Abendmahlselemente glaubten, so wollte er sie nicht für Ketzer halten, weil dies kein Glaubensartikel sei, sondern ein Wahn des Thomas von Aquino und des Papstes. Doch legt er hier auf diesen Punkt noch kein Gewicht. Die Hauptsache ist ihm, daß man sich mit den Böhmen vertrage und sie belehre mit Schriften; nicht mit Feuer soll man die Ketzer überwinden, „sonst wären die Henker die gelehrtesten Doktores auf Erden“.

Zuletzt will er noch einige weltliche Gebrechen aufweisen, und wiederholt die in jener Zeit so häufig erhobenen Klagen über den Luxus, die Vorliebe für ausländische Waren und Spezereien, „auch eines der großen Schiffe, darinnen das Geld aus deutschen Landen geführet wird“, über das größeste Unglück der deutschen Nation, den Zinskauf, die großen Handelsgesellschaften mit ihren übergroßen, unverständlichen Gewinn, über „das Fressen und Saufen, darin wir Deutschen als einem sonderlichen Laster kein gut Geschrei haben in fremden Landen“, und über die Häuser der Unzucht, und es ist überraschend, zu sehen, mit welchem Verständnis für die Grundbedingungen nationaler und sozialer Wohlfahrt der in dumpfer und stumpfer Zurückgezogenheit aufgewachsene Mönch alle diese Dinge behandelt, und überall die Treue im Berufsleben, als der gottgewollten Sphäre der guten Werke, und den sittlichen Wert der unmittelbaren, jeden Stand adelnden Arbeit betont, weshalb er auch den Ackerbau gemehrt und den Handel gemindert wissen will. —

Nur einzelnes wollte er hervorheben; aber, auch wenn er nur immer die deutsche Kirche und deutsche Verhältnisse im Auge hat, so giebt es doch kaum eine Seite menschlichen Lebens und Handelns, die er nicht berührt, wo er nicht mit wunderbarem Tief- und Weitblick Gedanken ausspricht, die auch heute noch volle Geltung haben. Er wollte nur angeregt haben; aber diese Schrift, deren Gedanken in der lebendigsten Sprache, mit der Begeisterung eines echten Schriftgelehrten, der aus seinem Schatze hervorholt Altes und Neues, an konkreten, allen bekannten Verhältnissen entwickelt wurden, bedeutete doch mehr — Johann Lang nannte sie nicht mit

Unrecht eine „Kriegstrompete“. Ihr Ton war scharf und durchdringend, man kann ihn teilweise radikal nennen, „ich achte auch wohl, daß ich hoch gesungen habe“, sagt er selbst. Sollten diese Vorschläge sogleich durchgehen, sollte sich eine deutsche Kirche, ein deutscher Staat in der von Luther geplanten Weise erbauen, so mußte erst eine tausendjährige, freilich trotz manchen äußeren Scheines innerlich faule, Entwickelung in Trümmer gehen. Das sind Überlegungen, die ihn nicht anfechten. „Ich bin es schuldig zu sagen, könnte ich, so wollte ich auch also thun. Es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott; man wird mir ja nicht mehr als das Leben nehmen können.“

Man kann sich die Aufregung, die durch diese und die sich anschließenden reformatorischen Schriften in deutschen Landen und weit darüber hinaus hervorgerufen wurde, nicht groß genug vorstellen. In jener leselustigen Zeit, bei dem regen religiösen und kirchlichen Interesse, welches das deutsche Volk damals beseelte, drangen sie bis in die untersten Schichten des Volkes. Mit wahrem Heißhunger nahm man alles auf, was von Wittenberg kam. Wer nicht selbst lesen konnte, bat wohl einen fahrenden Schüler, ihm vorzulesen. Der Wittenberger Professor schien nur das ausgesprochen zu haben, was alle meinten oder doch ahnten. Kein Zweifel, daß viele gerade durch den nationalen Ton, den Luther jetzt anschlug, gewonnen wurden. Auch solche, die sich bisher mit Entsetzen von dem neuen Ketzer hinweggewandt hatten, waren jetzt von der Glut seiner Begeisterung mit fortgerissen.

Welch großer Unterschied bei allem Zusammenklingen im einzelnen zwischen Huttens rachedürstigen Pamphleten und Luthers auf Grund der Schrift mit dem Zorne Gottes drohender Predigt bestand, haben freilich längst nicht alle verstanden, weder damals noch heute. Nicht wenige vernahmen daraus nur, was ihnen lieb war: den Aufruf zur Befreiung vom römischen Joche, woran sich manche selbstsüchtige Hoffnung auf bessere Tage knüpfte. Selbst

nahestehenden Freunden gegenüber mußte Luther sich gegen den Vorwurf verteidigen, daß er zum Aufruhr blase. Und manche unter den heruntergekommenen Rittern, dem ruhelosen Volke der Humanisten, die vom Erfolge des Augenblicks lebten, hätten wohl am liebsten sogleich losgeschlagen, um mit den Waffen in der Hand ein goldenes Zeitalter heraufzuführen. Auch bei Luther finden sich Stellen, in denen er an die Möglichkeit denkt, daß es darüber zum Kriege kommen könnte, wenn die Wut der Romanisten sich einem Konzil widersetzte. Er spricht es rückhaltslos aus, daß dann kein Mittel übrig bliebe, als daß Kaiser, König und Fürsten durch Waffengewalt im blutigen Kriege ihr Recht erkämpften. Er würde sich auch nicht wundern, wenn unter dem ungeheuren Gewissensdruck die Fürsten, Adel und Laien den Papst, Bischof, Pfaff und Mönch über die Köpfe schlügen und zum Lande hinausjagten. Aber das Recht, im Notfalle Gewalt anzuwenden, schreibt er doch nur der Obrigkeit, keineswegs, wie man es oft verdreht hat, der großen Menge, dem Pöbel, zu. Auch er träumte wohl in jenen Tagen des Erfolges zuweilen davon, daß das Papsttum über Erwarten schnell vernichtet werden könnte; aber von den in den Köpfen einzelner Heißsporne spukenden Umsturzplänen und von gewaltthätigem Eingreifen fürs Evangelium wollte er weder jetzt noch später etwas wissen, und je mehr er davon erfuhr, um so entschiedener sprach er sich dagegen aus. „Durchs Wort ist die Welt besiegt worden, durchs Wort ist die Kirche geschützt worden, durchs Wort wird sie wiederhergestellt werden.“

Und vielleicht giebt Gott dem Kaiser, darin gipfelt doch seine Hoffnung, „den Geist, seine Hand zu reichen der elenden deutschen Nation“. Und daß es Luther vor allem darauf ankam, diesem die Augen zu öffnen und ihn für seine Sache zu gewinnen, zeigt jede Seite seiner Schrift an den Adel; darum fügt er auch in der zweiten Ausgabe einen längeren Abschnitt über die Selbständigkeit und Unabhängigkeit des deutschen Kaisertums ein. Auch wandte er sich allem Anschein nach auf Wunsch des Hofes in einem überaus unterwürfigen Briefe unter dem 30. August an den Kaiser selbst, um seinen Schutz gegen ungerechte Verurteilung zu erflehen. Und um seine Friedensliebe zu bezeugen, veröffentlichte er

zugleich mit diesem Briefe, den wohl Sickingen an seine Adresse besorgen sollte, ein schon vor Wochen geschriebenes Schriftstück: „Protestation und Erbieten", indem er sich von neuem bereit erklärt, aus Gottes Wort Belehrung anzunehmen und, wo er es vor seinen Widersachern vermöchte, zu schweigen.

Das alles, während er schon Neues plante, Neues die Gemüter erregte.

Wenige Tage vor der Ausgabe der Schrift an den Adel hatte Luther eine andere Arbeit erscheinen lassen: „Sermon von dem Neuen Testament d. i. von der heiligen Messe." Obwohl sie den Gegenstand in einer für jene Zeit auffallend ruhigen Weise behandelte, mußte sie doch dem frommen Laien, für den sie bestimmt war, viel zu denken geben. Rüttelte sie doch an dem Fundament der römischen Messe, indem sie ihre Auffassung als Opfer in Frage stellte. Noch möchte er den Opfergedanken evangelisch umdeuten, aber bald, noch ehe die Schrift an den Adel ausgegeben war, erkennt er die Notwendigkeit, mehr von diesen Dingen zu reden, daß „ein rechter Verstand aufkomme, was und wozu die Messe gut sei", — denn nicht in der Herrschsucht des Papsttums, nicht in seiner Erpressung und willkürlichen Bedrückung der Christenheit sieht er den Gipfel seines Verderbens, das todeswürdige Verbrechen, sondern in der Verkehrung dessen, was der Herr seiner Kirche in ihren Gnadenmitteln verliehen.

„Wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom und von ihnen; jücket sie das Ohr, ich will's ihnen auch singen und die Noten aufs höchste stimmen. Verstehst mich wohl, liebes Rom, was ich meine", schrieb er in der Schrift an den Adel. Und sogleich setzte er sich daran, dieses Lied anzustimmen. Ende August war schon ein Teil gedruckt; eine Erwiderung Alvelds, die besonders auf den Laienkelch Bezug nahm, und der Angriff eines unbekannten italienischen Mönchs mochte noch besonders dazu ermuntert haben, aber erst Anfang Oktober erschien seine große lateinische Reformationsschrift: „Präludium von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche."

Mit stolzen Worten dankt er seinen Gegnern, daß sie ihn immer weiter getrieben haben. Nun wolle er ihnen einmal zuvor-

kommen und, während sie über eine vermeintliche Ketzerei triumphieren, sogleich eine neue zurichten. Damit wendet er sich zu einer Besprechung der sieben Sakramente, mit denen der Kultus der römischen Kirche das ganze Leben der Gläubigen umspannt, und schickt seiner Untersuchung die Erklärung voran, daß er zur Zeit nur drei Sakramente annehmen könne, Taufe, Buße, Abendmahl, die „durch die römische Tyrannei ihrer Freiheit beraubt und in eine elende Gefangenschaft geführt seien", und eben diese Gefangenschaft zu zeigen und zu lösen, ist die Hauptaufgabe dieser Schrift.

Obenan steht das Sakrament des Altars.

Die erste Gefangenschaft dieses Sakramentes betrifft seine Vollständigkeit. Noch vor kurzem hatte er diese Frage als nebensächlich bezeichnet, jetzt, nachdem die Gegner den kühnen Versuch gemacht, sich auf die Schrift zu berufen, erklärt er die Entziehung des Laienkelches für gottlos und tyrannisch. Allerdings mit Gewalt einführen soll man ihn nicht, — nicht die Laien, sondern die ihn verweigernden Priester, von denen der Herr Rechenschaft fordern wird, haben den Schaden davon, aber man soll die Tyrannei nicht rechtfertigen wollen, und wissen soll ein jeder, daß ihm sein Recht im Sakrament mit Gewalt entzogen ist.

Die andere Gefangenschaft sieht er in der Lehre von der Verwandlung der Abendmahlselemente in Leib und Blut Christi. Er weiß, wie gefährlich es ist, diese schon in der Schrift an den Adel angeregte Frage zu berühren: „Jetzt werde ich ein Wiclefit und tausendfacher Ketzer heißen. Was weiter? Nachdem der römische Bischof aufgehört hat, römischer Bischof zu sein und ein Tyrann geworden ist, fürchte ich alle seine Dekrete nicht, da ich weiß, daß es weder in seiner noch eines Konzils Macht liegt, neue Glaubensartikel zu stellen." Die Darlegungen eines schon früher erwähnten Scholastikers Ailly, der das Für und Wider erörtert, sich aber unter die kirchliche Autorität gebeugt, hatten ihn veranlaßt, diesem Gegenstande nachzudenken, und jetzt ist er, wie er erklärt, in seinem Gewissen überzeugt, daß beim Abendmahl sich keine Verwandlung vollziehe, sondern daß unter wahrem Brot und wahrem Wein der Herr seinen wahrhaftigen Leib und sein wahrhaftiges Blut zu genießen gebe. Doch will er seine Meinung niemanden aufdrängen, nur soll sie frei bleiben „und

niemand soll sich fürchten, der Ketzerei schuldig zu sein, so er glaubt, daß auf dem Altar wahrhaftig Brot und Wein sei, sondern er wisse, daß er ohne Gefahr seiner Seligkeit Freiheit habe, eins oder das andere zu denken, zu meinen und zu glauben, „da hier keine Glaubensverbindlichkeit vorliegt“, und wie scharf er auch mit den Waffen der Dialektik und des Schriftbeweises seine Ansicht zu begründen versteht, ist er doch noch so weit entfernt, von der richtigen Auffassung der Gegenwart Christi im Abendmahl das Heil abhängig zu machen, daß er ausrufen kann: „Warum lassen wir nicht diesen Vorwitz fahren und bleiben einfach bei den Worten Christi stehen, und verzichten gern darauf, zu wissen, was da geschieht, und sind zufrieden, daß der wahrhafte Leib Christi kraft des Wortes da sei? Oder ist es notwendig, Art und Weise der göttlichen Wirkung durchaus zu ergründen?“ —

Am gefährlichsten ist aber die dritte Gefangenschaft, die Lehre, als sei das Sakrament des Altars ein gutes Werk und ein Opfer. Hiermit wendet sich Luther zu der römischen Messe im eigentlichen Sinne, d. h. zu dem allein vom Priester ohne Teilnahme der Gemeinde vollzogenen Sakrament. „Eine gar schwierige Sache, die vielleicht unmöglich auszurotten ist, greife ich da an“ und er hatte recht, erst hiermit griff er dem Katholicismus ans Herz, denn in der Messe kommt der Katholicismus zu seiner eigensten Entfaltung. In der Messe liegen die Wurzeln seiner Kraft, da zeigt sich die ganze unüberbrückbare Kluft zwischen dem Laien und dem gottgesegneten Priester, da kommt seine große Gewalt zur sinnfälligsten Erscheinung, wenn er mit leise gemurmeltem Wort vor der erschauernden Menge die Hostie in den Leib Christi verwandelt und dem allmächtigen zürnenden Gotte den Heiland selber zum Opfer darbringen darf. Denn eben dahin geht diese römische Opferidee, daß der Priester alltäglich in der Messe das Opfer Christi auf Golgatha auf unblutige Weise wiederholt und kraft seines priesterlichen Amtes die Verdienste desselben Lebenden und Toten zuwenden kann. Hier greifen alle Gedanken des römischen Systems in einander, und in dem Opfersegen der Messe haben alle die verschiedenen Weisen des religiösen Lebens ihren innersten Grund. Mit der Messe steht und fällt der ganze Katholicismus.

Luther übersah dies wohl noch nicht, wußte jedoch, daß er Großes wage; „aber“ sagt er, „mein Christus lebt und mit größerer Sorge muß man das Wort Gottes beachten als die Einsicht aller Menschen und Engel“, und so zerschlägt er denn, in eingehender Behandlung der betreffenden Schriftstellen, in lichtvoller klarer Darstellung „mit dem Worte und Beispiel Christi“ die Lehre und das Handeln der Kirche. Ist doch nirgends in der Schrift von einem Opfern Christi beim Abendmahl die Rede, und giebt es doch nichts Widerspruchsvolleres, als in der Darbringung der Messe ein gutes Werk und ein Opfer zu sehen, während wir doch gar nichts darbringen, sondern nur Gottes Gnadenzusagen darin empfangen. So kann auch die Messe nur dem etwas nützen, der das Sakrament empfängt, oder der mit gläubigem Herzen die Worte Christi vernimmt: „Für euch gegeben und vergossen zur Vergebung der Sünden“. Damit fallen die zu bestimmten Zwecken gestifteten Messen, die sogenannten Votivmessen, damit alles das, wodurch das „ehrwürdige Testament Gottes in die Knechtschaft des gottlosesten Gewinnes gezogen ist“.

Weniger schlimm steht es mit der Taufe; sie ist, Gott sei Dank, „unbefleckt und unvergiftet“ geblieben, aber freilich „die Kraft und Glorie dieses Sakraments“ hat man auch unterdrückt. Wer weiß noch etwas von ihrer Bedeutung für das ganze Leben, von der herrlichen christlichen Freiheit, die sie verleiht? Stehen nicht die selbst erfundenen Gelübde, die den Glauben schädigen und die Werke verherrlichen, in höherer Schätzung als das Gelübde der Taufe? So hat die Tyrannei des Papsttums auch dieses Sakrament verdunkelt; nicht minder die Buße, die er noch als Sakrament anerkennt, wenn auch als minderwertiges, denn ihr fehlt das sichtbare göttlich eingesetzte Zeichen, — sie ist mehr „ein Weg und Rückkehr zur Taufe“, — wogegen der sakramentliche Charakter der übrigen römischen Sakramente, Firmung, Ehe, Priesterweihe, letzte Ölung nimmermehr erwiesen werden kann, sondern wie vieles andere, was er dabei bespricht, das päpstliche Eherecht, der priesterliche Cölibat u. s. w. römische Erfindung ist, wider Gott und sein Wort — eine babylonische Gefangenschaft der Kirche. —

Die eben besprochene Schrift gehört zu den geistesmächtigsten, welche Luther je geschrieben. Zum erstenmale wurde hier auch mit

scharfer, ausschließender Bestimmtheit nicht an einer Einzelfrage, sondern so ziemlich an der ganzen Heilslehre der gewaltige Widerspruch zwischen römischer Lehre und Kirchentum und der heiligen Schrift als der alleinigen Quelle und Norm des christlichen Glaubens erwiesen. In der Schrift an den Adel hatte er sich fast nur auf Reformations**vorschläge** beschränkt, hier, auf rein religiösem und theologischem Gebiete, fühlt sich Luther souverän und entscheidet als Christ und als Doktor der Theologie selbständig zwischen Wahrem und Falschen, manches bis auf die Zeit klarerer Erkenntnis verschiebend. Die sichere gelehrte Beweisführung konnte ihres Eindrucks nicht verfehlen; der Umstand, daß die Schrift lateinisch geschrieben war — sehr bald erschien auch eine deutsche Übersetzung —, hat ihm besonders auch außerhalb Deutschlands, wo man nicht in demselben Maß als in unserem Vaterlande unter der materiellen, man möchte fast sagen, physischen Bedrückung Roms seufzte, viele Anhänger gewonnen. Freilich auch viele Gegner. Die Art, wie er die durch die Taufe erworbene Freiheit des Christen, dem weder der Papst noch irgendein Mensch das Recht hat, ohne seine Zustimmung auch nur eine Silbe aufzulegen, bespricht, war doch mancher Mißdeutung ausgesetzt, obwohl er hier von den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens und seiner Ordnung gänzlich absieht, und anderseits immer wieder die Verpflichtung, die Tyrannei zu ertragen, betont, und nur vor der seelenverderblichen Zustimmung zu derselben gewarnt haben will. Mißverständlich waren auch manche überkühne Sätze über die Ehe, die, von modernen Gegnern aus dem Zusammenhang gerissen und in ihrer Nacktheit hingestellt, auch manchen Frommen von heute gruseln machen können. Vor allem aber mag die erneute Verwerfung des Konstanzer Konzils und die Entwertung des heiligen Meßopfers, der Versichtbarung der göttlichen Versöhnung, manchen noch Schwankenden zurückgeschreckt haben.

Daß er den Zorn der Gegner nur noch erhöhen werde, hat er gewußt, aber auch die Kunde von der nun wirklich erlassenen Bannbulle hat ihn wenig beunruhigt: „Ich höre nämlich ein Gerücht“, sagt er am Schluß, „daß wieder Bullen und päpstliche Wetterzeichen wider mich im Anzuge sind, durch die ich zum

Widerruf gezwungen oder für einen Ketzer erklärt werden soll. Ist das wahr, so will ich, daß dies Büchlein ein Teil meines künftigen Widerrufs sein soll, damit sie sich nicht zu beklagen brauchen, ihre Tyrannei vergebens aufgeblasen zu haben." Und darunter setzt er in lateinischer Sprache den Vers:

„Herodes, Feind voll arger Wut,
Was macht dich Christi Kommen bleich?
Der reißt nicht an sich sterblich Gut,
Der zu uns bringt das Himmelreich."

Daß Luther mit dieser Schrift, wenn nicht schon früher, vollkommen mit der römischen Kirche gebrochen hatte, kann für uns, die wir das Ganze überblicken, keinem Zweifel unterliegen. Das haben aber seine Freunde und Anhänger längst nicht so angesehen, noch weniger er selbst. „Sogar am kurfürstlichen Hofe mißfiel", wie Luther schreibt, „die Schrift an den Adel nicht ganz", was allerdings noch keine Zustimmung bedeutete, doch hatte sich Luther fortwährend des Wohlwollens seines Fürsten zu erfreuen.

Merkwürdig, wie lange man sich in der unklaren Unterscheidung zwischen römischer Kirche und römischer Kurie gefiel, trotz zeitweiliger richtiger Ahnung so vieles nur als abtrennbare Auswüchse ansah, was zum innersten Wesen dieses Kirchentums gehörte. Aber es begreift sich aus einer Bemerkung Emsers, der in jener Zeit einmal darüber klagt, daß viele fälschlicherweise Luther deshalb für keinen Ketzer halten wollten, weil er nicht wider „die zwölf Stücke des christlichen Glaubens", d. h. das apostolische Glaubensbekenntnis, lehre.

Hieran also knüpfte man in manchen Kreisen die Rechtgläubigkeit, zugleich ein Beweis dafür, daß längst nicht alle, die Luthers Lehre zustimmten, sich mit ihm lediglich auf die Schrift stützten. — Und wie viel galt ihm selbst, trotz der sich anbahnenden Verinnerlichung des Begriffes Kirche, doch noch die Zugehörigkeit zu der äußeren, allgemeinen Kirche. Mit Entrüstung hätte er den Gedanken einer Trennung von der Kirche zurückgewiesen. Um der Einigkeit der Kirche willen, so hatte er mit Rücksicht auf die

Böhmen erklärt, müsse man auch Verschiedenheit in der theologischen Auffassung dulden können. Aber würde man ihn und die Seinen dulden? In Augsburg hatte er auf die Frage, wo er, wenn auch sein Kurfürst ihn nicht schütze, zu bleiben gedenke, geantwortet: „Unter dem Himmel", so dachte er auch jetzt. Sich mit Gedanken an seine Zukunft abzuquälen, war seine Sache nicht. „Es steht alles in Gottes Hand, er wird's wohl machen", das war und blieb sein Glaube. Und trotz des jubelnden Beifalls der Besten der Nation, während sein Name auf aller Lippen war, hatte er kaum ein Bewußtsein davon, daß er es war, dessen gewaltiges Wort die große Bewegung der Geister hervorgerufen. „Vielleicht bin ich nur ein Vorläufer Philippi, ihm nach dem Vorbilde des Elias den Weg zu bereiten in Geist und Kraft." So gewaltig imponierte ihm die ruhige Besonnenheit, die systematisch vorwärtsstrebende, theologische Begabung des jungen Freundes, mit dem er alles besprach und den er wie einen Augapfel hütete.

Und während alles um ihn her tobte und gärte, Freund und Feind das Hereinbrechen des jüngsten Tages erwartete, man mit Fingern auf ihn wies, als den, an dem sich die alte Weissagung erfülle, „daß ein Mönch die deutsche Nation in großen Irrtum verführen werde", blieb er selbst ruhig, ruhiger wie vor dem Sturme, immer im Gefühle des großen Sünders, für den er die Freunde zu beten bittet, aber seines Gottes gewiß.

Davon giebt das beredteste Zeugnis seine Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen", vielleicht die schönste Schrift, die Luther je geschrieben, mehr das Resultat religiöser Kontemplation, als theologischer Arbeit, eine Schrift voll tiefer mystischer Gedanken, die mit ihrer einzigartigen Schätzung des Wortes Gottes und dem steten Rückblick auf die realen Verhältnisse des Lebens doch immer wieder über die Gedankenwelt der Mystik hinausgeht.

Die babylonische Gefangenschaft der Kirche hatte er dargethan und ihre Fesseln zu lösen gesucht und dabei geklagt, daß man so wenig von der Herrlichkeit der christlichen Freiheit wisse. Jetzt wollte er selbst zeigen, was es um sie sei und wie sie zu üben. „Es ist ein klein Büchlein, so das Papier wird angesehen, aber

doch die ganze Summe eines christlichen Lebens drinnen begriffen, so der Sinn verstanden wird."

Zwei Sätze stellt er voran: „Ein Christenmensch ist ein ganz freier Herr über alle Dinge und niemand unterthan"; und „Ein Christenmensch ist ein ganz dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan." Der scheinbare Widerspruch löst sich sogleich, denn ein Christenmensch besteht aus zweierlei Natur, geistlicher und leiblicher. Nach seiner geistlichen Natur heißt er ein innerlicher, neuer Mensch, nach der leiblichen ein fleischlicher, äußerlicher, alter Mensch. Da gilt denn der erste Satz für den geistigen, innerlichen Menschen.

Was helfen demselben Gesundheit und Frische und Freiheit des Leibes, Essen und Trinken und Wohlleben und gute Werke, was schadet ihm Gefängnis, Hunger und Durst und alle die äußerlichen Dinge? Sie reichen alle nicht bis an die Seele. Die Seele bedarf deren keines zu christlichem Leben, christlicher Gerechtigkeit und Freiheit, nur eines bedarf sie, das hochheilige Wort Gottes, das Evangelium Christi, aller Güte voll. Aufgenommen allein durch den Glauben, bringt es alles mit sich, Vergebung der Sünden, Gerechtigkeit, Friede und Freiheit. Der Glaube, der den Christen zum Christen macht, ist sein einziges Werk. Wer an Christum glaubt, der hat die Erfüllung des Gesetzes, hat, was die Gebote fordern, denn seine Seele vereinigt sich mit Christo wie eine Braut mit ihrem Bräutigam, giebt ihm alle ihre Sünde, empfängt von ihm durch den Malschatz ihres Glaubens alle seine Gerechtigkeit, sein ewiges Priestertum und sein herrliches Königreich. So müssen dem Christenmenschen alle Dinge, wenn er ihrer auch nicht bedarf, sondern ihm der Glaube genug ist, unterthan sein und helfen zur Seligkeit, Tod und Leben, Gutes und Böses. Wer mag ausdenken die Ehre und Höhe eines Christenmenschen? Durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig, durch sein Priestertum ist er Gottes mächtig, denn Gott thut, was er bittet und will, wie da geschrieben steht im Psalter: „Gott thut den Willen derer, die ihn anrufen und erhöret ihr Gebet." So ist ein Christenmensch frei von allen Dingen, über allen Dingen, und bedarf keiner guten Werke, um selig zu werden, denn er hat sie im Glauben.

„Warum sind denn aber gute Werke geboten? So wollen wir guter Dinge sein und nichts thun. Nein, lieber Mensch, nicht also! Es wäre wohl so, wenn du allein ein innerlicher Mensch wärest, und ganz geistlich und innerlich geworden, welches nicht geschieht bis an den jüngsten Tag. Es ist und bleibt auf Erden nur ein Anheben und Zunehmen, welches erst in jener Welt vollendet wird.“ Darum gilt auch der andere Satz: „Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht und jedermann unterthan.“

Ob er wohl gerechtfertigt ist, so bleibt er doch noch in diesem leiblichen Leben, ein Mensch unter Menschen. So muß er denn auch dienen und wirken im Kampf gegen sein Fleisch mit seinen Lüsten und Begierden durch Wachen, Fasten und Beten, seinen Leib zu regieren, damit er dem Glauben und dem inwendigen Menschen, der „mit Gott eins, fröhlich und lustig ist“ und in freier Liebe Gott dienen möchte, immer gleichförmiger werde.

Aber der Mensch lebt nicht allein für sich, sondern auch für alle Menschen auf Erden; ja er lebt vielmehr allein für andere und nicht für sich, denn dazu macht er sich seinen Leib unterthan, um desto rechtschaffener und freier andern dienen zu können; darauf muß er allein sehen, andern zu nützen in allen Dingen, nichts darin zu suchen als göttliches Wohlgefallen, dem Nächsten zu werden, was ihm Christus selbst geworden ist — „er selbst reichlich satt durch die Fülle und den Reichtum seines Glaubens“.

So ist der Christenmensch frei von den Werken, weil er sie selbst nicht braucht, weil er in der innigsten Verbindung mit seinem Heiland durch den Glauben alles hat, was seine Seele bedarf; aber eben gerade darum kann er nicht anders als dienen und handeln für den Nächsten in lauter Liebe. „So schließen wir denn, ein Christenmensch lebt nicht in sich selbst, sondern in Christo und seinem Nächsten, in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe, oder er ist kein Christ. Durch den Glauben fährt er hinauf über sich zu Gott, durch die Liebe fährt er wiederum unter sich zum Nächsten, und bleibt doch immerdar in Gott und seiner Liebe, wie Christus sagt Joh. 1: „Wahrlich, ich sage euch,

von nun an werdet ihr den Himmel offen sehen und die Engel Gottes auf und niedersteigen auf des Menschen Sohn."

Das ist die geistliche und wahre Freiheit, die unsere Herzen frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten, wie Paulus sagt 1 Tim. 1: „Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben", eine Freiheit, die alle äußeren Freiheiten übertrifft, so weit der Himmel die Erde überragt: die lasse uns Gott recht verstehen und bewahren. Amen. —

Die deutsche kürzere, auch erbaulicher gehaltene Ausgabe dieser Schrift, deren Hauptpunkte im Obigen mitgeteilt wurden, widmete er dem Stadtvogt Mühlpfordt in Zwickau, einem trefflichen frommen Manne, von dessen Liebe zum Evangelium er durch den Zwickauer Geistlichen Johannes Egranus erfahren. Übrigens hatte die Schrift noch den besonderen Zweck, als Beigabe für einen öffentlichen Sendbrief zu dienen, zu dem sich Luther hatte bestimmen lassen.

Der unglückliche Unterhändler Karl von Miltitz hatte den Gedanken noch immer nicht aufgegeben, womöglich den Ruhm zu ernten, den gefährlichen Handel beigelegt zu haben. Als Staupitz Ende August ein Augustinerkapitel in Eisleben hielt, auf dem er seine Würde in die Hände des Wenceslaus Link legte, war auch Miltitz erschienen, um die Fürsprache der Klosterbrüder bei Luther zu erbitten. Was er jetzt wünschte, war nichts anderes, als daß Luther in einem offenen Briefe dem Papste in aller Demut erkläre, daß er seine Person niemals habe angreifen wollen. Davon versprach sich Miltitz die beste Wirkung. Luther freilich nicht, aber er erklärte sich bereit dazu, dem Miltitz den Gefallen zu thun. „Was könnte ich leichter und wahrer schreiben", meinte er. Allerdings würde er sich hüten müssen, dabei den päpstlichen Stuhl nicht allzu hart anzutasten, doch solle er „sein Salz" schon bekommen, schrieb er am 11. September an Spalatin. Noch hatte er sein Versprechen nicht erfüllt, als der päpstliche Bann jede Weiterung überflüssig erscheinen ließ. Aber Miltitz hoffte auch jetzt noch. Auch am Hofe war man dem Gedanken geneigt. Auf einer persönlichen Zusammenkunft im Antoniterkloster zu Lichtenberg, welche der Kurfürst angeordnet, wurde die Sache am 11. Oktober von

neuem verhandelt, und Luther versprach, den Brief zu schreiben und ihn zugleich mit einem Werkchen, in dem er seine Geschichte erzählen und alles auf Eck schieben wolle, ausgehen zu lassen. Um den Schein zu vermeiden, als sei erst die Bulle die Veranlassung dazu, sollte er auf den 6. September, wohl das Datum der ursprünglichen Verhandlung, zurückdatiert werden.

Allerdings das Privatleben des Papstes hatte er niemals angetastet, und wie schon früher, lobt er auch jetzt des Papstes Persönlichkeit, seinen hohen und herrlichen Ruhm, preist seine Frömmigkeit, um deren willen er wert wäre, in besseren Zeiten Papst zu sein; aber um so schärfer und um so zorniger und rücksichtsloser wirft er ihm alle die bekannten Anklagen gegen den römischen Stuhl ins Gesicht, gegen das Sodom und Gomorra und Babylonien, „eine Mordgrube über alle Mordgruben, ein Bubenhaus über alle Bubenhäuser, ein Haupt und Reich aller Sünde, des Todes und der Verdammnis, daß nicht wohl zu denken ist, welche Bosheit noch zunehmen könnte, wenngleich der „Endchrist“ selbst käme.“ „Indes sitzest du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen, gleichwie Daniel unter den Löwen, und mit Ezechiel unter den Skorpionen. Was kannst du Einiger wider so viel wilde Wunder?“ — „Es ist aus mit dem römischen Stuhl, Gottes Zorn hat ihn überfallen unaufhörlich.“ Es sollte wohl des Papstes und der Kardinäle Aufgabe sein, diesem Jammer zu wehren, aber die Krankheit spotte der Arznei, Pferd und Wagen kümmere sich nicht um den Fuhrmann. Da wäre es dem Papst zu wünschen, er wäre dieser Ehre ledig, die eines Judas Ischariot wert wäre, so mißbrauche man des Papstes Titel und Gewalt, die Leute zu beschädigen an Gut und Seel, Sünd und Schand zu mehren, den Glauben und Wahrheit zu dämpfen.

Wie man gewünscht, erzählt er seine Geschichte, mit scharfer Anklage wider seine Widersacher, vor allen Eck und die „süßen Ohrensinger“ des Papstes, die ihn zu einem Halbgott machen, „der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe“. Er legt seine Sache in des Papstes Hände, dem er doch alle seine Privilegien als Statthalter Christi und alleinigen Ausleger der Schrift als schwere Irrtümer abspricht; er erbietet sich zum Frieden, und

aus der beiliegenden Schrift möge der Papst „einen guten Wunsch und Anfang des Friedens schmecken", auch daraus ersehen, mit welchen Geschäften er am liebsten umgehen möchte, — aber unter welchen Bedingungen? „Daß ich sollte widerrufen meine Lehre, da wird nichts aus." — „Dazu mag ich nicht leiden Regel oder Maße die Schrift auszulegen, dieweil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehret, nicht soll noch muß gefangen sein." — Hiernach ist es schwer zu verstehen, wie nicht nur Miltitz, sondern auch Melanchthon sich von diesem Briefe, der Ende Oktober geschrieben und Mitte November ausgegeben sein wird, eine Wirkung versprechen konnte.

6. Kapitel.

Der päpstliche Bann und die Entscheidung in Worms.

Schon lange hatte sich das Gerücht verbreitet, daß der Papst wirklich Luther in den Bann gethan, Eck mit einer darauf bezüglichen Bulle unterwegs sei, als man Ende September in Wittenberg die sichere Kunde empfing, daß es sich wirklich so verhielt. Endlich war es Eck gelungen, die römischen Bedenklichkeiten zu überwinden. Unter seiner eigenen Beihilfe nach langen Beratungen war die Bannbulle am 15. Juni 1520 endgültig fertiggestellt worden. Sie war in den stärksten Ausdrücken abgefaßt. Sie beginnt mit den Worten des 74. Psalms: „Mache dich auf, Herr, und richte deine Sache, gedenke der Schmach, die dir von den Thoren widerfährt den ganzen Tag. Neige dein Ohr zu unseren Bitten, denn die Füchse wollen deinen Weinberg verwüsten. Ein Eber aus dem Walde sucht ihn zu zerstören, ein wildes Tier weidet ihn ab u. s. w." Nicht weniger als 41 Sätze hatte man aus Luthers Schriften herausgegriffen, Sätze der verschiedensten Art; mit besonderer Vorliebe die, welche die Gewalt der Kirche und des Priestertums antasteten, aber auch den: „Die Ketzer verbrennen ist gegen den Willen des heiligen Geistes"; dagegen war Luthers Hauptlehre, die von der Glaubensgerechtigkeit, nur indirekt berührt. Man sieht, worauf man den größeren Wert legte. Freilich waren die letzten Auslassungen Luthers gegen die römische Kirche und ihre Sakramente in Rom noch nicht bekannt. Auch seiner Berufung an ein Konzil wurde gedacht und dabei hervorgehoben, daß eine

solche allein schon nach den Verordnungen der Päpste Pius II. und Julius II. ketzerisch sei. Anstatt, wie üblich, Luther noch einmal zu citieren, begnügte sich die Kurie damit, ihm 60 Tage zum Widerruf zu gönnen. Nach Ablauf dieser Frist sollte er als ein hartnäckiger Ketzer, als ein verdorrter Ast von der Christenheit abgehauen werden.

So hatte denn Rom sein letztes Wort gesprochen. Der persönliche Feind, der Ankläger und Richter zugleich, durfte sie mit päpstlicher Vollmacht nach Deutschland tragen. Im September erschien er damit in Meißen. Das Ziel war erreicht, so meinten die Gegner.

Es war doch ein Schlag ins Wasser gewesen. Der Bannstrahl wollte nicht zünden. Wie sehr die Achtung vor der päpstlichen Gewalt in deutschen Landen erschüttert war, ließ sich daraus erkennen, welchen geringen Eindruck die päpstliche Bulle machte. Nicht wenige Bischöfe fanden es unangezeigt, dieselbe zu publizieren, wie sehr auch Joh. Eck drängen mochte. Zwar durfte derselbe in mehreren Diöcesen die Bannbulle anschlagen lassen, und er scheute sich nicht, von dem unerhörten Rechte Gebrauch zu machen, nach Belieben einige Anhänger Luthers — es waren die Adelmann, Pirkheimer, Spengler, auch Luthers Kollegen, Carlstadt, Feldkirchen und der Prediger Egranus von Zwickau, seine persönlichen Feinde, als Mitgebannte zu bezeichnen. Er hatte auch den Erfolg, daß die beiden erstgenannten in der Folge sich beugten; die Hauptsache war aber doch, wer das päpstliche Verdammungsurteil gegen Luther ausführen würde. Alle christlichen Gewalten waren, falls dieser nicht wiederriefe, unter Androhung schwerer Strafe aufgefordert worden, sich seiner Person zu bemächtigen und ihn in die Hände des Papstes zu liefern; aber es rührte sich niemand. Vielmehr erhoben sich gewichtige Stimmen auch von solchen, die sich durchaus nicht auf Luthers Seite stellen wollten, die in dem Vorgehen des Papstes eine ungeheure Anmaßung, ein Eingreifen in die Rechte des Kaisers und des Reiches sahen und empört darüber waren, daß man Luther ohne Verhör verurteilt habe. Von allen Seiten, aus allen Ständen bekam er aufmunternde Worte zu hören. Spalatin berichtet einmal aus jener Zeit, daß er bei Luther an

die 30 Briefe von Fürsten, sonstigen hohen Herren und Gelehrten aus allen deutschen Gauen vorgefunden habe, von Pommern bis nach der Schweiz, vom Breisgau bis nach Böhmen.

Die Wittenberger Universität beschloß, die Bulle nicht zu veröffentlichen. Man gab hauptsächlich als Grund an, daß der Papst kaum davon etwas wissen werde, oder nur durch Eck aufgereizt worden sei. Die kurfürstlichen Räte waren damit einverstanden. Vergeblich suchte Eck die umwohnenden Bischöfe zur Ausführung der Bannbulle zu bewegen; sie waren machtlos.

Von dieser Seite hatte also Luther zunächst nichts zu fürchten. Und daß ihn der Bann des Papstes, in dem er Christus selbst verurteilt sah, innerlich nicht berührte, braucht kaum noch gesagt zu werden. Gelegentlich bemerkt er einmal seine Freude darüber, daß er durch die Exkommunikation auch von den Gesetzen seines Ordens gelöst sei: nur im Kloster und im Mönchskleide gedenke er zu bleiben.

Der Bann des Papstes veranlaßte ihn nicht, auch nur einen einzigen Satz zurückzunehmen; seine gegen die Bulle gerichteten Traktate, in denen er sich anfangs noch den Anschein gab, als hielte er sie für eine Eckische Fälschung, ließen an Schärfe nichts zu wünschen übrig, nur betonte er noch klarer und bestimmter als früher die heilige Schrift als die alleinige Grundlage des Glaubens, nach der alles gerichtet werden müsse: „Die Schrift ist unser Recht und Trotz, damit wir auch einem Engel vom Himmel mögen widerstreben, wie St. Paulus Gal. 1, 8 gebeut, geschweige einem Papst und Konzil.“

Gleichwohl erneuerte er auf den Rat guter Freunde, damit es nicht scheine, daß er auf sein gutes Recht verzichten wolle, am 17. November 1520 seine Appellation an ein frei christlich Konzilium, das wirklich etwas sei, auch wenn der Papst mit seinen Drohungen es zu nichts machen wolle, „so er wohl weiß, daß, wiewohl es noch nit versammelt ist, so sind doch die vorhanden, die in ein Konzilium gehören, nämlich die christliche Gemeine.“ Diese Apellation war freilich mehr eine Anklage des Papstes vor dem Kaiser und der weltlichen Gewalt, die er dringend ersucht, zur Wiederherstellung der katholischen Wahrheiten und der Ehre

Gottes sich seiner Appellation gegen den päpstlichen Wahnsinn anzuschließen; und noch eindringlicher ermahnt er in der (lateinischen) Schrift „Wider die Bulle des Antichrists“ Kaiser und Fürsten, nicht zu schweigen zu den aus der Tiefe kommenden Stimmen des Antichrists. Wie wird sich der Kaiser dazu stellen, das war jetzt die allgemeine Frage. —

Mit Freuden hatte man vernommen, was König Karl schon im Oktober 1519 den Ständen verkünden ließ, daß er Frieden und Recht und gute Ordnung im Reich aufrichten wolle. Aber was erwartete man nicht alles von diesem Fürsten! Aller Herzen im Volke schlugen ihm entgegen. Jeder Stand hatte seine besonderen Hoffnungen. Wie er sein Regiment auffaßte, die absolutistischen Neigungen seiner spanischen Vorfahren gelegentlich auch gegenüber dem Klerus zur Geltung zu bringen verstand, davon wußte man wohl in Deutschland noch nichts. Wenn irgendjemand, da war kein Zweifel, in den augenblicklichen politischen und kirchlichen Wirren zu helfen, dem drohenden „Brand von ganz Germanien“ entgegenzutreten vermochte, so war es der Kaiser. So dachte das Volk, so dachten die Fürsten, ein Friedrich von Sachsen und der Kurfürst von Mainz, die ihn in eindringlichen Worten schon am 19. Februar 1520 ermahnt, seine Reise ins Reich zu beschleunigen, da beinahe alles Recht, Gesetze und gute Sitten in der kaiserlosen Zeit zusammenzubrechen drohten.

Wie Luther selbst, erwartete ein großer Teil der deutschen Nation, daß er sich des unrechtmäßig gebannten Ketzers annehmen würde, andere, die dem Wittenberger Mönche feindlich gesinnt waren, hofften doch auch, daß mit seiner Hilfe eine ernstliche Reformation der Kirche zustande kommen würde: „alle Stände seien gebrechlich, zuvoran die Geistlichen vom obersten bis auf den niedersten“; „Furcht Gottes und brüderliche Liebe und Treue so gar erloschen, und die Welt so ganz verkehrt, daß es bei keinem Volke, Juden, Heiden, Türken oder Tartaren, in der Gemeind so arg nie gestanden“, schrieb damals Hieronymus Emser in seiner nicht ungeschickten Entgegnung auf Luthers Schrift an den Adel und

wünschte „darum dem jungen Herzen des allergroßmächtigsten Königs Karoli die Weisheit Salomonis und Daniels". Aber auch die päpstliche Kurie wußte, daß sie nur zum Ziele kommen könnte, wenn es ihr gelang, von der höchsten Gewalt die Vollziehung der Bulle auszuwirken.

So lagen die Verhältnisse, als Karl V. im Herbst des Jahres 1520 nach Deutschland kam, um sich am Grabe Karls des Großen die Kaiserkrone aufzusetzen und seinen ersten Reichstag zu halten. Er war noch sehr jung, kaum 20 Jahre alt, zart gebaut, von mittlerer Größe, blassen Antlitzes, noch bartlos, von ruhiger Haltung, ernster, als es seine Jahre erwarten ließen, in jedem Zuge ein Spanier, obwohl er gern an seine niederländische Geburt erinnerte.

Es lag nahe, den jungen Fürsten für unselbständig zu halten: es komme nur darauf an, ihm und seinen Ratgebern die Dinge im rechten Lichte darzustellen. Jede Partei hielt es für ein Leichtes, ihm ihre Pläne in die Hände zu spielen; vor allen Dingen die Humanisten und Ritter, Ulrich v. Hutten, Franz v. Sickingen und Genossen, die sich jetzt als die Führer der lutherischen Partei gebärdeten und mit ihren Kriegsplänen die ganze Welt erfüllten. Wer sie reden hörte, konnte meinen, es stände eine ganze Armee hinter ihnen, die nur ihres Winkes gewärtig war, und bisweilen glaubten sie es wohl auch selbst. Jedenfalls machte ihr Kriegsgeschrei Eindruck, ängstete die Romanisten, schürte das Feuer, vergrößerte die allgemeine Unruhe und verstärkte die Hoffnungen des gemeinen Mannes. Obwohl sie es ungern hörten, daß der Kaiser von einer großen Zahl kirchlicher Würdenträger umgeben sei, meinten sie doch, ihn schon deshalb leicht für sich gewinnen zu können, weil er ihnen verpflichtet wäre. War doch in der That, wie wir hörten, die Haltung der Ritter nicht ganz ohne Bedeutung für die Wahl Karls von Spanien gewesen.

Hiernach glaubte man erwarten zu dürfen, daß der Kaiser sich ihnen, den Patrioten, dankbar erweisen würde. Es war nicht anders denkbar, als daß der Kaiser seinen Vorteil erkennen und sich der Ritterschaft, die doch einmal der Kern und Stern des Reiches wäre, bedienen werde, um Deutschland von dem

römischen Joche zu befreien und Luthers Reformgedanken auszuführen.

„Ich hoff die sach soll werden gut
So Karolus, das edel plut,
Die sach tät für sich nehmen."

So sang man im Liede, während Luther in seiner treuherzigen Weise, erfüllt von dem mittelalterlichen Gedanken, daß der Kaiser das Haupt der Christenheit, der Schutzherr der Kirche sei, meinen konnte, es sei nur nötig, dem jungen Fürsten die Augen zu öffnen, um ihn für das Evangelium zu gewinnen. So rechneten die einen; nicht minder geschäftig waren die anderen, den Kaiser von Luthers Ketzerei und von seiner Pflicht, der Kirche den strafenden Arm zu leihen, zu überzeugen. In Rom hatte man zwei Männer ausgewählt, die dem Kaiser entgegengeschickt wurden, den Protonotar Caraccioli und den Vorsteher der vatikanischen Bibliothek, Hieronymus Aleander. Besonders dem letzteren war die Vertretung der Sache gegen Luther übertragen. Er durfte als ein hervorragender Humanist gelten. Vor einem Jahrzehnt hatte er sich zumal als Lehrer des Griechischen in Paris großes Ansehen erworben. Später war er in die Dienste des Bischofs von Lüttich, dann in die des Papstes getreten. Italiener von Geburt und Anschauung, hatte er auch noch in seiner letzten Stellung mit den deutschen Gelehrten in Beziehung gestanden. Vielleicht hat man ihn deshalb gerade für den geeignetsten Mann zu dieser Nuntiatur gehalten; indessen als er jetzt als päpstlicher Legat erschien, also als Gegner Luthers, galt er den Freunden als ein Verlorener, als ein Verräter an den schönen Wissenschaften und Schmeichler der römischen Curtisanen. Kein Mensch wollte etwas von ihm wissen. Glühender Haß folgte ihm auf allen seinen Wegen.

Der Kaiser hatte sein Hoflager in Flandern, in seinen Erblanden, aufgeschlagen, als die päpstlichen Legaten ihn mit der Bulle erreichten. Sie hatten nicht nötig, ihn erst mit Luthers Sache bekannt zu machen. Er hatte längst Kunde davon; nicht daß er sich etwa eingehender mit der religiösen und kirchlichen Bedeutung der Frage beschäftigt hatte, welche die Nation, an deren Spitze er jetzt treten sollte, in so hohem Grade erregte, aber er hatte sie in

den Kreis seiner politischen Berechnung gezogen. Bereits im Mai des Jahres 1520 hatte der kaiserliche Gesandte in Rom darauf aufmerksam gemacht, welcher Vorteil daraus zu ziehen wäre, wenn der Kaiser „einem gewissen Martin Luther einige Gunst angedeihen lasse, der sich am Hofe von Sachsen befinde und durch die Sachen, die er predige, dem römischen Hofe Besorgnis einflöße". Jetzt bekamen die Nuntien zu hören, daß der Kaiser dem Papste gefällig sein werde, wenn dieser ihm gefällig wäre und seine Feinde nicht unterstütze. Das waren die Gesichtspunkte, unter denen Karl V. und seine Räte die Angelegenheit betrachteten. Die Frage, ob dem armen Mönche, um dessen Verurteilung es sich handelte, Unrecht geschähe, kam gar nicht in Betracht. Daß derselbe ein Ketzer sei, nachdem ihn der Papst dafür erklärt, daran zweifelte Karl, auferzogen in der strengsten Verehrung gegen die Kirche und ihr sichtbares Oberhaupt, keinen Augenblick. Der Gedanke, daß es seine Pflicht sein könnte, ihn gegen seine Feinde zu schützen, ist ihm ernstlich wohl niemals gekommen; aber man konnte die Sache hinhalten, die letzte Entscheidung an Bedingungen knüpfen, die der Papst vielleicht ohnedem weniger geneigt sein würde, zu erfüllen. Wie hatte man sich doch auf beiden Seiten in diesem Manne getäuscht!

Es waren sehr bestimmte Gefälligkeiten, welche die kaiserliche Regierung von der römischen Kurie erwartete. Daß über kurz oder lang der Krieg mit Frankreich unvermeidlich war, unterlag keinem Zweifel, und eben jetzt verbreitete sich das Gerücht, daß der Papst, auf dessen Stellungnahme viel ankam, sich mit Franz I. verbinden wolle. Das mußte verhindert werden. Der andere Punkt betraf eine innere Angelegenheit des spanischen Reichs. Dort hatten vor kurzem die Stände von Arragonien vom Papste einige Breven ausgewirkt, durch welche die Macht der Inquisition nach gewissen Richtungen eingeschränkt werden sollte. Indessen glaubte die Regierung der bisherigen Inquisitionspraxis, die nach und nach zu einer wichtigen Stütze des absolutistischen Regiments geworden war, nicht entraten zu können, und verlangte daher die Rücknahme der päpstlichen Erlasse. Je nachdem die Verhandlungen über diese Punkte fortschritten oder einen Stillstand erfuhren, zeigte man sich

im kaiserlichen Rate mehr oder weniger geneigt, auf die päpstlichen Wünsche einzugehen.

Daß der Kaiser ohne weiteres die päpstliche Bulle zur Ausführung bringen werde, wie der Legat erwartet haben mochte, erreichte er unter diesen Umständen zwar nicht; aber man kam ihm entgegen, und er hatte sogleich den Eindruck, daß der Kaiser ein sehr „christlicher" Fürst sei. Es gelang ihm, ein Edikt auszuwirken, welches die Verbrennung von Luthers Schriften in des Kaisers Erblanden befahl. Er beeilte sich, es selbst, und zwar zuerst in Löwen, zur Ausführung zu bringen. „Der Kaiser und seine Räte", rühmte er sich, „sahen die Bücher schon brennen, ehe sie sich noch recht bewußt geworden, daß sie das Mandat zugestanden." Aleander hielt diese Verbrennungen, die er nach Möglichkeit zu veranstalten suchte, für außerordentlich wichtig: dadurch würde die Bulle am besten bekannt gemacht; thue dann die Predigt der Mönche das Ihrige dazu, um das Volk über Luthers Ketzerei aufzuklären, so werde man bald gewonnenes Spiel haben.

Es konnte nicht fehlen, daß die Kunde von den ersten Erfolgen der päpstlichen Gesandten beim Kaiser die phantastischen Erwartungen der Ritter bedeutend ermäßigte. Indessen gaben sie die Hoffnung noch nicht auf. Eine enge Freundschaft zwischen dem Kaiser und einem Leo hielt Hutten für unmöglich. Er unterließ wenigstens nichts, um sie zu verhindern. Ein offenes Schreiben an den Kaiser, worin er ihm die römische Tücke offenbart, hatte diesen sogleich beim Betreten des deutschen Bodens begrüßt. Er wurde nicht müde, dasselbe, nur mit immer schärferem Wort, in immer drastischerer Weise zu sagen.

Eben damals schloß er sich auch fester an Sickingen an. Aus Mainz vom Hofe des Erzbischofs Albrecht von Brandenburg verjagt, hatte er auf der Ebernburg, Sickingens Feste, Aufnahme gefunden. Dort lebten sie nun zusammen und planten große Dinge für des christlichen Standes, aber auch des ihrigen Besserung. Mit wachsender Teilnahme vertiefte sich Sickingen unter Huttens Leitung in Luthers Schriften. Das Interesse an seinen religiösen Gedanken überwog bald die Bewunderung der kühnen Entschlossen-

heit des Wittenberger Mönches, die ihm zuerst des Ritters Herz gewonnen hatte. Mehr als je war er bereit, in jeder Beziehung für ihn einzutreten. In seinem offenen, geraden Sinn, der sich so leicht hatte überzeugen lassen, konnte er meinen, dem Kaiser müßten die Augen aufgehen, wenn er nur einmal Luthers Schriften läse. Man sollte sie zu diesem Zweck ins Französische übersetzen lassen; zweitausend Gulden seines Jahrgehalts wolle er darum geben, ließ er sich vernehmen.

Wie anders, wie viel klarer sah doch Luther die Wendung der Dinge an! Der Traum, daß sein mahnendes und strafendes Wort die Fürsten und Gewaltigen erwecken werde, mannhaft für das Evangelium einzutreten, war nur von kurzer Dauer gewesen. Während er fortfährt, sie zu ermahnen, zweifelt er bald am Erfolge. Schon im Oktober hatte er gehört, daß am Hofe des Kaisers die Bettelmönche die Herrschaft hätten und daß von Karl nichts zu hoffen wäre. „Kein Wunder", sagt er, „verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, sie können ja nicht helfen." (Ps. 146, 3.) Und wenige Wochen später schreibt er an Spalatin: „Ich freue mich, daß du endlich siehst, daß die Hoffnungen der Deutschen thöricht sind, so daß du lernen wirst, nicht auf Fürsten zu vertrauen, und aufhören wirst, am Urteil der Menschen zu hängen, ob sie nun meine Sache loben oder verurteilen. Wenn das Evangelium so wäre, daß es durch die Machthaber der Welt verbreitet oder geschützt werden könnte, hätte es Gott nicht Fischern übertragen. Nicht ist es, mein Spalatin, die Sache der Fürsten oder der Prälaten dieser Welt, das Wort Gottes zu schützen, und nicht deshalb bitte ich um irgendjemandes Schutz, da sie vielmehr einander helfen müssen gegen den Herrn und seinen Christus. Was ich betreibe, betreibe ich vielmehr deshalb, daß sie durch ihren Dienst gegen mich sich selbst das Wort Gottes verdienen und durch dasselbe selig werden. Derer jammert mich, die es gehört und verstanden haben; denn es ist nicht möglich, daß sie ohne ewiges Verderben dasselbe verleugnen, verlassen und heucheln, worunter, wie ich fürchte, viele von unseren Feinden gefunden werden dürften. Man muß um den Geist der Tapferkeit beten. Es ist eine schwere Sache, mit allen Prälaten und Fürsten in Widerspruch zu stehen;

aber es bleibt kein anderer Weg, um der Hölle und der ewigen Verdammnis zu entgehen."

Ihm selbst fehlte es an dem Geist der Tapferkeit nicht. Längst hatte er, wie wir hörten, beschlossen, falls man seine Bücher verbrenne, auch die der Gegner dem Feuer zu überantworten. Jetzt auf die Kunde, daß die Drohung zur Wahrheit geworden war, schritt er zur That. Es war kein augenblicklicher Ausbruch des Zornes, sondern eine wohlüberlegte Sache. Schon am 28. November wußte er von dem Treiben der päpstlichen Legaten. Als Spalatin am 2. Dezember in Wittenberg war, hörte er, daß Luther die päpstliche Bulle sogar auf der Kanzel verbrennen wolle, er warte nur noch auf sichere Kunde von einem neuen Verbrennungsprozeß, der in Leipzig stattgefunden haben sollte; aber erst eine Woche später entschloß er sich, das Gegenstück vorzunehmen. Es war am 10. Dezember 1520, als die akademische Jugend durch folgenden Anschlag mit seinem Vorhaben bekannt gemacht wurde: „Jeder, der vom Eifer für die evangelische Wahrheit ergriffen ist, der sei um 9 Uhr außerhalb der Stadtmauer bei der heiligen Kreuzeskirche, wo nach altem und apostolischem Brauche die gottlosen Bücher der päpstlichen Konstitutionen und der scholastischen Theologie verbrannt werden sollen, denn so weit ist die Verwegenheit der Feinde des Evangeliums fortgeschritten, daß sie die frommen und evangelischen Bücher Luthers verbrannt hat. Wohlan denn, du fromme studierende Jugend, tritt zusammen zu diesem frommen und religiösen Schauspiel; vielleicht ist jetzt die Zeit, in der der Antichrist offenbar werden soll."

Haufenweise strömten, wie begreiflich, die Scholaren zu der bezeichneten Stätte; unweit des Elsterthores, in der Nähe des Spitals, hatte man einen Scheiterhaufen errichtet. Luther legte die päpstlichen Rechtsbücher darauf, ein Magister zündete den Holzstoß an. Dann warf Luther die Bannbulle in die lodernde Flamme mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn (Mark. 1, 24) betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer!" Gleich darauf verließ er den Platz; ihn begleiteten die angesehensten Doktoren und Magister und sonstigen Universitätsangehörigen. Mehrere Hundert Studenten blieben jedoch beim Feuer zurück und trieben

ihren Spott, indem die einen das Tedeum, andere über die Dekretalen Leichengesänge anstimmten. Das Feuer wurde unterhalten und nachmittags setzten die Studenten die Verbrennung fort. Unter allerlei Mummenschanz und Possen fuhren sie in der Stadt umher und brachten ganze Wagenladungen von Büchern von Luthers Gegnern zusammen, die sie dem Feuer überantworteten. Dieses Treiben der ausgelassenen Jugend war nun nicht nach Luthers Geschmack. Weder er noch Melanchthon oder Karlstadt hatten sich am Nachmittage sehen lassen. Ihm war es bitterer Ernst. Er wußte sehr wohl, was er gethan, daß er nunmehr die letzte Brücke hinter sich abgebrochen; und sogleich am nächsten Tage nahm er in der Vorlesung Gelegenheit, seine Studenten darauf hinzuweisen, worauf es bei alledem ankäme: vor den päpstlichen Satzungen sollten sie sich hüten. Mit dem Verbrennen der Bulle und der päpstlichen Rechtsbücher sei es noch nicht genug; der Papst, das heißt, der päpstliche Stuhl, müsse verbrannt werden. „Wenn ihr nicht von ganzem Herzen dem Reiche des Papstes entsagt, könnt ihr eurer Seelen Seligkeit nicht erringen. Es hüte sich also jeder, der für seine Seele sorgen will, daß er nicht Christum verleugne, indem er dem Papste zustimmt.“

Unterdessen waren die päpstlichen Legaten nicht müßig gewesen. Neben dem Kaiser schien es vor allen Dingen wichtig, Luthers Landesherrn, den Kurfürsten Friedrich den Weisen, für sich zu gewinnen. An ihn hatten sie spezielle Breven und mündliche Aufträge. Da der Kurfürst um seines Podagras willen nicht an der Krönung Karls teilgenommen, sondern in Köln zurückgeblieben war, trafen sie erst nach derselben dort mit ihm zusammen. Friedrich wäre ihnen gern ausgewichen. Acht Tage, klagte später Aleander, habe der Kurfürst sie auf eine Audienz warten lassen. Da traten sie am 4. November in der Messe an ihn heran, übergaben ihm die päpstlichen Schreiben und wiederholten ihm den Wunsch des Papstes, er möge die Bulle vollziehen, Luthers Bücher verbrennen, ihn selbst strafen, oder gefänglich einziehen, oder nach Rom schicken. Mit großer Beredsamkeit schilderte Aleander das Verderben, das

von Luther ausgehe, und wagte sogar die kühne Behauptung, daß der Kaiser und die übrigen Reichsfürsten den päpstlichen Forderungen nachkämen, er allein sei noch übrig.

Der Kurfürst vertröstete ihn auf späteren Bescheid. Der alte fromme Herr, der keinen größeren Schatz hatte als seine überreiche Reliquiensammlung in der Schloßkirche zu Wittenberg, nahm eine eigentümliche Stellung ein. Die heilige Schrift, auf die sich Luther stützte, war ihm ein teuer wertes Wort, er las gern darin. Auch Luthers Schriften waren ihm wert, eine Quelle mancherlei Tröstung in kranken und gesunden Tagen. Gewiß stimmte er auch vielem bei, was Luther gegen das Verderben der Kirche zu sagen hatte, zumal wo dieser sich mit Erasmus berührte, und er müßte nicht ein so guter Deutscher gewesen sein, wie er in Wahrheit war, wenn er nicht auch vieles von dem, was Luther im Namen der Nation gefordert, gebilligt hätte. Vor allem schätzte er Luther persönlich sehr hoch, aber er war weit entfernt davon, für seine Lehre Partei nehmen zu wollen. In seinem Munde war es keine Phrase, wenn er dies immer wieder erklärte, — als Laie verstehe er auch nichts davon —, und beteuerte, daß er sich als gehorsamer frommer Sohn der Kirche, die allein darüber zu urteilen, erweisen wolle, wenn man auch sagen kann, daß, nach kurialistischer Anschauung, in dem Schutze, den er Luther zuteil werden ließ und in der Forderung, den Mönch zu widerlegen, schon eine gewisse Parteinahme lag. Er selbst sah es nicht so an. Die päpstliche Kurie hatte ihn früher um seine Vermittelung ersucht. Luther war darauf eingegangen. Warum hatte man diesen Weg nicht weiter verfolgt? Bisher hatte noch niemand den Mönch widerlegt.

Vielleicht gehörte auch der Kurfürst zu denjenigen, die in Luther schon deshalb keinen Ketzer zu sehen vermochten, weil er nichts gegen die zwölf Artikel des Glaubens gelehrt. Und Luther war sein Landeskind, die Zierde seiner Universität, dem dieselbe ihre Blüte und ihren Ruhm verdankte. So ohne weiteres wollte er ihn sich nicht rauben lassen. Noch hielt er es für sein Recht und seine Pflicht, ihn gegen jedes Unrecht zu schützen. Darin bestärkten ihn auch die Äußerungen des von ihm hochgeschätzten Erasmus, den er in jenen Tagen um seine Ansicht anging.

Erasmus hatte kein besonderes Interesse daran, die Angelegenheiten Aleanders, der ihm persönlich verächtlich war, zu fördern. Auf die Frage, ob auch er meine, daß Luther in seinen Schreiben und Predigten geirrt hätte, gab er in seiner sarkastischen Weise zur Antwort: „Ja, in zwei Stücken, nämlich daß er dem Papste an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen hat.“ Derselbe Mann, der vor wenig Wochen schreiben konnte, er habe Luthers Schriften niemals gelesen, fand es hier angemessen, sich sehr günstig über ihn auszusprechen, das Verfahren gegen ihn als ein ungerechtfertigtes hinzustellen. Noch hielt er einen Ausgleich für möglich. Hierauf beschloß der Kurfürst, auf dem früher von ihm eingenommenen Standpunkt zu verharren. In seiner Antwort, die er durch seine Räte erteilen ließ, gab er unverhohlen seinem Unmut darüber Ausdruck, daß man neben Aleander auch noch dem Eck eine päpstliche Nuntiatur übertragen, und dieser in seiner Abwesenheit in sein Land mit der Bulle eingefallen sei. Was infolge dessen etwa dort geschehen, dafür könne er keine Verantwortlichkeit übernehmen. Für Luther irgendwie sich verwenden, wollte er auch jetzt nicht, nur bestand er darauf, daß, wie es früher vereinbart war, und wie Luther auch jetzt noch bereit, seine Sache gelehrten, frommen und unverdächtigen Richtern zur Beratung übergeben werde. Weder vom Kaiser noch von sonst jemandem sei er berichtet, daß Luthers Schriften dermaßen überwunden seien, daß sie verbrannt werden müßten. Wäre dies der Fall, so werde er sich so verhalten, wie ihm als gehorsamer Sohn der Kirche zukäme.

Das war alles, was die Legaten erreichten; „der schlaue Fuchs“, wie Aleander seitdem den Kurfürsten in seinen Briefen zu nennen beliebte, erkannte die Bulle als nicht zu Recht bestehend an. Je weniger die Legaten dagegen machen konnten, um so mehr ließen sie ihrer Entrüstung darüber freien Lauf. „Wir werden diesen Herzog Friedrich wohl zu finden wissen“, äußerte Caraccioli zu Erasmus, und Aleander ließ sich vernehmen: „Der Papst kann, wenn er will, zu Kaiser Karl sagen: ‚Du bist ein Handwerker.‘“

Nicht ohne Grund hatte der Kurfürst in seiner Antwort auf

die Forderung der Nuntien die Bemerkung einfließen lassen, daß er auch vom Kaiser noch nicht berichtet wäre, daß Luthers Schriften überwunden wären. Aleander beeilte sich, ihm diese Waffe zu entreißen, indem er, wie schon früher, bei dem kaiserlichen Rat ein Mandat beantragte, welches überall im Deutschen Reiche die Verbrennung von Luthers Büchern verordnete. Nachdem der Kaiser für seine Erbländer ein solches Edikt zugestanden, und es auch in Köln zugelassen, daß vor seinen Augen Luthers Bücher verbrannt wurden, glaubte Aleander, ohne große Mühe das gewünschte Mandat erhalten zu können. Die kaiserlichen Räte hatten ihm auch früher nach dieser Richtung hin Hoffnung gemacht und nur die Ausführung verschoben wissen wollen, weil vor der Krönung ein solches Edikt nicht mit der der Sache angemessenen Wirksamkeit erlassen werden könnte. Jetzt erklärten sie zu Aleanders nicht geringer Überraschung: gegen einen Deutschen ließe sich dies, wenn man nicht einen großen Skandal gewärtigen wolle, ohne Verhör nicht machen. In der That lagen die Verhältnisse in deutschen Landen anders. Hier galten noch die alten Konkordate, nach denen eine Appellation an ein Konzil zweifellos gestattet war, und soeben erst hatte Karl in seiner Wahlkapitulation geschworen, dieselben aufrecht erhalten zu wollen, und sich verpflichtet, niemanden, welchen Standes er auch sei, unverhört und ohne ordentlichen Prozeß in die Acht zu erklären.

Darüber, welchen Weg man von Reichs wegen einzuschlagen habe, war es ohne Zweifel wohl schon in Köln zu Verhandlungen zwischen dem kaiserlichen Minister Herrn von Chièvres und Friedrich dem Weisen gekommen. Letzterer hatte jedenfalls seine alte Forderung erneuert, daß Luther nicht ohne Verhör gerichtet werden solle; doch war wohl auch schon die Frage erörtert worden, ob es nicht am thunlichsten wäre, Luther vor den Reichstag zu citieren, den der Kaiser auf Anfang Januar nach Worms berufen hatte. Diese Meinung gewann schließlich die Oberhand, und Aleander erfuhr, als der Kaiser Mitte Dezember nach Worms kam, daß man eine dahin gehende Aufforderung an den Kurfürsten von Sachsen gesandt habe; ja er hörte, daß es Stimmen im kaiserlichen Rate gebe, welche von Luther nur einen Widerruf dessen hören wollten,

was schon von den Konzilien und Kaisern verurteilt worden wäre. Es scheine, als wolle man dabei weder des jetzigen Papstes noch der früheren Päpste Erwähnung thun, auch den Punkt von der Gewalt des päpstlichen Stuhles ganz unerörtert lassen. „O, diese Büberei“, fügt Aleander in seinem Gesandtschaftsberichte hinzu, — man sieht, worauf er echt römisch den Hauptwert legte.

Es steht dahin, wie weit man wirklich damals im kaiserlichen Rate an eine solche Behandlung der Sache dachte oder nur gegen die päpstlichen Legaten eine Pression ausüben wollte; jedenfalls hatte sowohl der kaiserliche Minister, dann der Kaiser selbst am 28. November an Friedrich geschrieben und ihm den Wunsch zu erkennen gegeben, Luther mit auf den Reichstag zu bringen und dafür zu sorgen, daß er unterdessen nichts gegen päpstliche Heiligkeit und den Stuhl zu Rom schreibe. Luther, von Spalatin um seine Meinung befragt, erklärte sich sofort bereit dazu, vor Kaiser und Reich zu erscheinen. Vom Kaiser gerufen zu werden, gilt ihm einem Rufe des Herrn gleich. „Wenn man mich ruft, werde ich, was an mir liegt, kommen, auch wenn ich mich müßte krank hinfahren lassen, wenn ich nicht gesund hinkommen könnte.“ Die große Gefahr, auf die ihn Spalatin wohl noch besonders aufmerksam gemacht hatte, verhehlte er sich nicht. „Greifen sie zur Gewalt“, schrieb er, „wie es wahrscheinlich ist — denn um sich belehren zu lassen, lassen sie mich nicht rufen —, so muß man die Sache dem Herrn befehlen. Noch lebt und regiert derselbe, der die drei Knaben in dem feurigen Ofen des Königs von Babylon erhalten hat. Will er mein Haupt nicht erhalten, so ist es ein Geringes, verglichen mit Christus, der mit höchster Schmach zu aller Ärgernis und Verderben vieler getötet ist. Denn hier darf man nicht auf Gefahr oder Rettung Rücksicht nehmen; dafür ist vielmehr zu sorgen, daß wir das Evangelium, was wir einmal angefangen haben, nicht zum Spott der Gottlosen werden lassen und den Gegnern Gelegenheit geben, sich zu rühmen, als ob wir nicht wagten, zu bekennen, was wir gelehrt haben, und uns scheuten, unser Blut zu vergießen. Solche Feigheit bei uns und solches Rühmen bei jenen möge der barmherzige Gott abwenden. Amen.“

Und die ganze Tiefe seines frommen Gemütes wie die deutsche Treue zu seinem Kaiser leuchtet daraus hervor, daß er dabei viel weniger an die eigene Gefahr als an die des Kaisers denkt. Er erinnert Spalatin daran, wie nach der Ermordung des Hus das Elend über Kaiser Sigismund hereingebrochen sei, wie ihm nichts mehr geglückt, wie er ohne Nachkommen gestorben, wie nachher auch Ladislaus, sein Tochtersohn, zugrunde gegangen und in einer Generation sein Name verlöscht sei, — „jetzt bleibt das unsere einzige Pflicht, den Herrn zu bitten, daß Karls Regiment seine ersten Handlungen, um die Ruchlosigkeit zu schützen, nicht mit meinem oder irgendeines andern Blute beflecke: ich wollte lieber, wie ich es oft ausgesprochen habe, allein durch die Hände der Römlinge umkommen, damit nicht jener mit den Seinigen in diese Sache verwickelt werde“.

„Da hast du meinen Plan und meine Ansicht. Alles magst du von mir glauben, nur nicht Flucht oder Widerruf, fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger. Dazu stärke mich der Herr Jesus!“

Noch ehe der Kurfürst von diesem am 21. Dezember geschriebenen Brief Kunde erhalten, hatte er selbst eine ablehnende Antwort abgehen lassen. Daß man trotz Luthers und seiner Bitte, die Sache vor ordentlichen Richtern verhandeln zu lassen, dessen Bücher in Köln und Mainz verbrannt habe, sah er als eine persönliche Beleidigung an. Er erklärte, er könne auch nicht dafür einstehen, wenn Luther etwa daraufhin weiter gegangen. Er bäte deshalb, ihn mit dem Auftrag zu verschonen.

Aber auch am kaiserlichen Hofe hatte sich seitdem die Stimmung geändert. Aleander hatte nach Möglichkeit dem ursprünglichen Plane entgegengearbeitet. Was ihm als das Allerwichtigste schien, war dies, daß die Frage, ob Luther mit Recht oder Unrecht verurteilt worden sei, ganz außer Spiel bleibe. Luther war durch die päpstliche Bulle definitiv verurteilt. Das mußte anerkannt werden, dann würde es sich darum handeln, wie man am thunlichsten an die Ausführung des Urteils gehen könnte.

Freilich, um die Rechtmäßigkeit der Bulle zur Anerkennung zu bringen, kennt er unter den obwaltenden Umständen doch auch

kein besseres Mittel, als auf die Sache selbst einzugehen und Luthers Bosheit im grellsten Lichte darzustellen. Als er zum erstenmale (es wird am 15. Dezember gewesen sein) zur Sitzung des kaiserlichen Rates zugelassen wurde, führte er in seiner Rede, nach seiner eigenen Angabe die „ungeheuerlichsten und rohesten Ketzereien“ Luthers an und suchte ihre Gefährlichkeit durch Berufung auf das Neue Testament und die alten Doktoren, „da der Hund von den neuen Theologen und Dekretisten nichts wissen wolle“, zu erweisen. Mit dieser Begründung stellte er von neuem die Forderung, ein allgemeines Mandat gegen Luthers Bücher zu erlassen. Es kam zu keinem Beschluß. Es hieß, man müsse auf die Ankunft des Mainzer Kurfürsten warten, der als Erzkanzler des Reichs das Siegel bewahre.

Immerhin hatten Aleanders Ausführungen Eindruck gemacht, besonders als er scheinbar auf die Neigungen der kaiserlichen Räte einging, unter denen hauptsächlich Mercurinus Gattinara, der Kanzler, die Berufung Luthers für unumgänglich hielt, und erklärte, daß er auch seinerseits Luthers Kommen wünsche, falls er nur widerrufen wolle; das würde er aber in Ewigkeit nicht thun. Und wenn er nun um des freien Geleits willen straflos bliebe, würde die Verwirrung noch ärger werden, würde alle Welt meinen, seine gottlose Lehre sei bestätigt. Zudem wünschten die Lutheraner gar sehr die Ankunft ihres „Mohammed“ und verbreiteten schon, daß er kommen und Wunder thun werde. Der Kanzler versprach, die Sache aufs beste zu regeln.

Man hatte jetzt Grund, sich dem Papst gefällig zu erweisen, da sich die Kurie ebenfalls geneigt zeigte, den kaiserlichen Wünschen in der Frage von der spanischen Inquisition nachzukommen. Unter dem 12. Dezember erklärte Leo X., seine auf Abänderung der Inquisition gerichteten Breven zurücknehmen zu wollen. Eine fünfstündige Unterredung des Legaten mit dem kaiserlichen Beichtvater, Joh. Glapio, mag dann das Ihrige dazu gethan haben; kurz, am 17. Dezember, noch ehe sein erster Brief in die Hände des Kurfürsten gekommen war, nahm der Kaiser denselben zurück. Die Begründung war eine höchst auffällige. Er habe in Erfahrung gebracht, giebt der Kaiser an, daß Luther in des Papstes höchsten

Bann gefallen und alle Orte, in die er käme, vom Interdikt betroffen werden würden, auch sonst für alle diejenigen, mit denen er verkehren würde, der Bann zu befürchten wäre; deshalb wolle er von einer Berufung desselben absehen. — Nur im Falle, daß Luther alles das, was er wider die päpstliche Heiligkeit, den römischen Stuhl und die Gesetze der Konzilien geschrieben, widerrufen und sich dem römischen Stuhl unterwerfen wolle, solle er mit auf den Reichstag gebracht werden, zwar nicht nach Worms, aber etwa bis nach Frankfurt oder einem andern in der Nähe gelegenen Ort.

Man sieht, Aleander konnte einen Erfolg verzeichnen: nur im Falle des Widerrufs solle Luther kommen. Aber wozu war das dann noch nötig? Und warum nur bis nach Frankfurt, das doch ebenso gut dem Interdikt verfallen würde wie Worms? Wollte man den Mönch vielleicht doch noch gebrauchen? Jedenfalls hatte der Kaiser nur zur Hälfte den päpstlichen Wünschen entsprochen, wie der Papst ihm noch nicht in der französischen Frage gewillfahrt. Noch war nichts entschieden. Jeden Augenblick konnte die Sache wieder aufgenommen werden.

Der Fernerstehende sah freilich daraus nur, daß man Luther nicht hören wolle. Ein Sturm der Entrüstung ging durch ganz Deutschland. Hutten, der eben damals die Bulle gegen Luther mit „gesalzenen“ Glossen herausgab und in lateinischen und deutschen Gedichten gegen die Verbrennung von Luthers Büchern protestierte, schürte in alter Weise.

Immer gewaltiger gärte es, trafen die Gegensätze aufeinander, denn auch die Römer blieben nichts schuldig. Eck, Emser, Murner wußten zu antworten. Auch diese Schriften, die an Wärme und Begeisterung hinter denen der Gegenpartei nicht zurückstanden und Kaiser und Adel aufriefen, für den alten Glauben einzustehen, wurden gelesen und vermehrten die Verwirrung.

Luther selbst empfand es schmerzlich, daß der Kaiser seine Berufung zurückgezogen. Er ist sich bewußt, daß man bis jetzt nur gespielt hat. „Ernsteres steht bevor. Aber es ist alles in Gottes Händen“, schreibt er an seinen alten Lehrer und Freund Staupitz. Mit Ernst und Entschiedenheit erklärt er sich gegen die

Gewaltpläne Huttens, aber er sieht doch selbst schon den Tumult hereinbrechen. „Vielleicht soll schon jetzt“, meint er einmal, „die große Flut hereinbrechen“, welche die Astrologen auf das Jahr 1524 geweissagt hatten. Im Hinblick darauf weiß er kein anderes Mittel, als zu beten für das Wort, durch welches allein, nicht durch Mord oder Gewalt, die Kirche wiederhergestellt und der Antichrist vernichtet werden wird.

Welcher Gegensatz bestand doch zwischen den beiden Männern, die damals in Deutschland die Papstkirche und den Glauben an das Priestertum aller Gläubigen repräsentierten, dem päpstlichen Legaten Aleander und dem Wittenberger Mönch! Hier so ganz allein das Vertrauen auf die gerechte Sache, die Gottes Hand zum Siege führen wird, vielleicht durch die Frommen und Gottesfürchtigen, vielleicht auch ohne sie, dort allein die schlaue Berechnung, die wenn Drohung und Gewalt nichts vermögen, die erbärmlichen Schwächen und Fehler der Menschen benutzt, um zu ihrem Ziele zu kommen.

Wie anders auch ihre Ziele! Immer wieder erklärte Luther, daß er sich wolle weisen lassen, damit die Wahrheit an den Tag komme. Aleander verfolgte nur den einen Gesichtspunkt, die Autorität des Papstes unverletzt zu erhalten. Das ist ihm Heil und Christentum. Daß es sich um eine Sache handelte, die in seinen Augen irrig sein mochte, die aber doch die Gewissen von vielen Tausenden beunruhigte, auch nachdem der Papst sein Urteil gesprochen, scheint er nie in den Kreis seiner Überlegungen gezogen zu haben. Die ganze Angelegenheit war ihm lediglich eine Machtfrage. Seine eigenen religiösen Bedürfnisse waren selbst zu gering, als daß er das leiseste Verständnis für die Gewissensnot des deutschen Volkes zu haben vermochte. Nur einmal lesen wir in seinen Briefen während des Wormser Aufenthaltes in der Karwoche, daß er Zeit fand, „sich ein wenig mit Christus und seinem Gewissen zu beschäftigen“. Da war es kein Wunder, wenn er überall nur gemeine selbstische Motive sah. Luther, der „Hund“, der „Basilisk“, der „Satan“, ist nur von Stolz und Ehrgeiz erfüllt, seine Anhänger nur lüstern nach Kirchengut. Mit Entschiedenheit dringt der Nuntius zwar darauf, daß man in Rom

einige Mißstände abschaffe, den unersättlichen fremden Pfründenjägern Zügel anlegen solle; sein Hauptvertrauen setzt er jedoch auf die weltliche Macht, deren Pflicht es sei, die Entscheidung des römischen Stuhles auszuführen. Um die großen und kleinen Machthaber zu gewinnen, bedarf es vor allem „Eifer und Schlauheit“. Mit widerwärtiger Offenheit erklärt er dem Papst, die Gegner seien nur mit süßen Worten zu überwinden, man müsse ihnen „Meere und Berge, Hüte und Hütchen“ (d. h. hohe kirchliche Stellen) versprechen. Es nütze nichts, mit Gründen des Glaubens oder der Religion oder der Seligkeit, mit Segen oder Fluch vorzugehen, „denn die ganze Welt ist lau geworden im Glauben, lacht darüber“. „Was ich schreibe“, setzt er hinzu, „ist die reine, gleichsam evangelische Wahrheit.“

Das waren die Grundsätze, nach denen Aleander verfuhr. Von dem Kaiser blieb er überzeugt, daß er ein wahrhaft katholischer Fürst sei, der beste Mensch der Welt, ein ganzer Katholik, aber er mußte bemerken, daß in seiner Umgebung sich Leute fänden, die sich auch von anderen als kirchlichen Erwägungen leiten ließen, wie der Großkanzler Mercurinus Gattinara und Chièvres, der als früherer Erzieher des Kaisers einen großen Einfluß habe, noch größeren freilich der kaiserliche Beichtvater, Joh. Glapio, der Franziskaner, der beim Kaiser beinahe alles vermöge. Sie alle galt es zu gewinnen, ebenso die vielen anderen Prälaten, die sich am Hoflager befanden, wie die weltlichen Fürsten, die sich allmählich zum Reichstage einstellten.

Mit rastloser Thätigkeit verfocht der Legat seine Sache. Es war keine Ruhmredigkeit, wenn er nach Rom berichtete: „Gott strafe mich, wenn ich, so viel an mir liegt, jemals den kleinsten Augenblick versäumt habe, in dieser Sache zu wirken.“ „Tag und Nacht sind wir beim Kaiser und beim Beichtvater und den Mitgliedern des geheimen Rates und mühen uns ab, das Ansehen unseres Herrn unangetastet zn erhalten.“ Überall verstand er es, die schwachen Seiten zu entdecken; überall war er freundlich und zuvorkommend, auch wo er haßte. Wo Mahnungen, Vorstellungen nichts fruchteten, mußten es Versprechungen erreichen. Auf alles geht er ein, jedes Anliegen ist ihm beachtenswert; dem einen ver-

spricht er dieses, dem andern jenes. Bei einigen scheint ein freundliches Wort der Anerkennung vonseiten des Papstes zu genügen, andere müssen stärker angefaßt werden: ein Kardinalshut, eine Pfründe, oder wenigstens die Anwartschaft darauf, würde es vielleicht thun, gleichviel, ob die Rechte anderer dabei verletzt werden. Bei dieser hochwichtigen Sache muß das allgemeine Interesse im Vordergrunde stehen. Als käuflich gilt ihm jeder. Nur kein Geld sparen in dieser Angelegenheit! Überall hat er seine Beziehungen, unterhält er Späher, die ihn von allem unterrichten; in der Kanzlei des Kaisers hat er seine Horcher, ja bis in die Höhle des Löwen auf der Ebernburg spinnt er seine Fäden.

Es wurde ihm nicht leicht gemacht. Haß und Verachtung fand er auf der einen, Lauheit und Unzuverlässigkeit auf der andern Seite. Es wird kaum als Übertreibung bezeichnet werden dürfen, wenn er inmitten der aufgeregten Menge sein Leben bedroht sah. Auch über Rom hatte er zu klagen. Dort unterschätzt man die Wichtigkeit der Sache. Anstatt seine Bemühungen zu unterstützen und zu fördern, leiht man Neidern und Verleumdern sein Ohr. Aber unter all den Mühseligkeiten behält er unentwegt sein Ziel im Auge, Luther zu vernichten und das Ansehen des Papstes zu erhöhen.

Selten hat die Kurie einen rührigeren Verfechter ihrer Sache, selten einen rückhaltloseren Vertreter ihrer diplomatischen und praktischen Grundsätze gehabt. Er stand nicht an, die furchtbare Drohung auszusprechen: „Wenn ihr Deutschen, die ihr das wenigste Geld an den Papst bezahlt, das römische Joch abschüttelt, so werden wir dafür sorgen, daß ihr euch gegenseitig totschlagt und in eurem Blute waten sollt."

War es da ein Wunder, wenn die Erbitterung wuchs, wenn Luther, trotz des dringenden Wunsches seiner Freunde und des Kurfürsten, seine scharfe Schreibweise ebenfalls nicht zu mäßigen vermochte, auch einmal in einem Briefe den Wunsch aussprach, daß Hutten, wie dieser gedroht, Aleander wirklich „abgefangen" hätte?

Wie erzählt, hatte der Legat zunächst einen kleinen Erfolg gehabt. Ohne Zweifel kam ihm auch die Kunde von Luthers

Verbrennung der Bannbulle zustatten. Es war leicht, daran zu zeigen, wie unbotmäßig sein ganzes Handeln wäre. Die Nachricht davon hatte eine große Aufregung in Worms hervorgerufen. Zugleich wollte man aber auch wissen, so berichtete der venetianische Gesandte in seine Heimat, daß das Volk, das ihm überall anhinge, nimmermehr dulden werde, wenn etwa der Kurfürst von Sachsen ihn vertreiben oder sonstwie zu strafen beabsichtigen sollte. Es stand schon fest, daß die Sache nur auf dem Reichstage zum Austrag kommen könne. So hatte sich auch Karl V. entschieden, als der Legat am Weihnachtsfeste, nachdem er das Sakrament genossen, des Kaisers andächtige Stimmung dazu benutzte, um mit Ungestüm von ihm die Vernichtung des „Ketzers und Verfolgers des Glaubens“ zu fordern. Es würde sich gebühren, hatte er geantwortet, den Grund der Sache zu erkunden, auch die Reichsstände zu vernehmen.

Bei diesen bildete Luthers Angelegenheit das Tagesgespräch. Jeder neue Ankömmling wußte Neues zu erzählen. Man riß sich um die Bilder von Luther, die in Massen verbreitet wurden; oft stellte man ihn gemeinsam mit Hutten dar, mit lobpreisenden Versen, die wenig nach seinem Sinne gewesen sein dürften. Der Kurfürst Joachim von Brandenburg, der sich bald als der erbittertste Gegner Luthers zeigte, hatte sich ihn bei der Durchreise durch Wittenberg vorführen lassen. „Sie wollten doch den Menschen sehen“, schrieb Luther.

Noch ehe der Reichstag begann, wurde die Glaubensangelegenheit im kaiserlichen Rate fleißig erwogen. Friedrich der Weise erfuhr, daß man alle Tage darüber saß, Luther in Bann und Acht zu thun und aufs höchste zu verfolgen. „Das thun die mit den roten Hütlein und die Römer mit ihrem Anhang; sonst sind auch viel Leute, die ihm Gutes gönnen, Gott segne es nach seinen Gnaden“, berichtete er seinem Bruder Johann.

Viele hielten jetzt Luther für verloren, glaubten jedoch, daß es ohne Aufruhr nicht abgehen würde. Der fromme Nürnberger Ratsherr Lazarus Spengler meinte, „so der Kaiser und die Kardinäle nicht den Herrgott mit unter die Räte aufnehmen, werde der wohl selber ins Spiel kommen und wunderbare Dinge wirken“.

Am 3. Januar geschah endlich, was Aleander längst begehrte. Der Papst erneuerte und verschärfte die Bannbulle gegen Luther und alle seine Anhänger, nachdem die ihm bewilligte Frist zum Widerruf abgelaufen. Am 18. Januar richtete er ein darauf bezügliches Breve an den Kaiser. Der Papst rühmt darin das bisherige Verfahren Karls, von dessen trefflicher Gesinnung der Legat so überzeugte Berichte nach Rom gesandt, setzt noch einmal die Ruchlosigkeit Luthers auseinander und legt ihm dringend ans Herz, nunmehr dem Beispiel seiner Vorfahren zu folgen, die nicht nur die Ketzer selbst, sondern auch ihre Bücher verbrannten, um ihr Andenken von der Erde zu vertilgen. Vergeblich würde er mit dem Schwerte der höchsten irdischen Gewalt umgürtet sein, wenn er es nicht wie gegen die Ungläubigen so auch gegen die viel schlimmeren Ketzer gebrauche. Jetzt würde ihm zum erstenmale Gelegenheit geboten, zu zeigen, wie sehr ihm die Eintracht und der Ruhm der katholischen Kirche am Herzen liege. Zwei Tage vorher hatte der Papst sein dem Kaiser einen Monat früher gegebenes Versprechen erfüllt. Die päpstlichen Breven inbezug auf die spanische Inquisition wurden unterdrückt.

So lagen die Dinge, als der Kaiser den Reichstag, dessen Beginn durch Rangstreitigkeiten verzögert worden war, am 28. Januar eröffnete.

Es war eine stattliche, überaus zahlreiche Versammlung, wie sie seit dem Konstanzer Konzil nicht wieder vorgekommen sein mochte. Die kirchliche Frage stand, wie begreiflich, im Vordergrunde, die Verhandlungen über die wichtigen Einrichtungen, Reichsregiment und Kammergericht, wurden zeitweilig suspendiert, um sich mit ihr allein zu beschäftigen. Beide, die deutschen Stände wie der päpstliche Legat, hatten das gleiche Interesse, die Angelegenheit beschleunigt zu sehen.

Alle waren darüber einig, daß etwas Durchgreifendes geschehen müsse, um die täglich wachsende Verwirrung und bedrohlicher werdende Unruhe zu beseitigen. Aber über das Wie ging man sehr weit auseinander. Unter den Deutschen stellten sich doch nur wenige, wie Joachim von Brandenburg, rückhaltlos auf Seiten der Kurie. Sehr viele sahen gegenwärtig den Moment gekommen, von

dem römischen Stuhl Konzessionen zu erlangen. Am meisten erwärmte man sich für den Gedanken, die Angelegenheit durch ein Konzil zum Austrag zu bringen. Auch im kaiserlichen Rat erhoben sich oftmals Stimmen dafür. Und hierin lag, das erkannte Aleander sogleich, für die Kurie die größte Gefahr. Wenn irgendetwas, mußte dies hintertrieben werden.

Am Aschermittwoch, es war der 13. Februar, durfte der päpstliche Legat das erste Mal sein Anliegen vor den Reichstag bringen. Merkwürdig, wie das eingerichtet worden war. Niemand von den Ständen war darauf vorbereitet, niemand wußte etwas davon, als der Kaiser, seine Räte und Aleander, mit dem dies den Tag vorher verabredet worden war. Es sollte ein Turnier stattfinden, man erwartete schon die Ankunft des Kaisers, als die Kurfürsten und Fürsten plötzlich zu Hofe beschieden wurden. Friedrich von Sachsen ließ sich entschuldigen und schickte statt seiner seinen Kanzler Brück mit einem Rate.

Hier wurde nun dem Kaiser das päpstliche Breve überantwortet und von dem Abte von Fulda verlesen; darauf erhielt der Legat die Erlaubnis es zu befürworten, was er in einer mehr als dreistündigen Rede that.

Man hätte meinen sollen, der Vertreter des Oberhauptes der Christenheit würde sich vor allem in tiefster sittlicher Entrüstung gegen das wenden, was Luther wider die Glaubenslehre der römischen Kirche zu sagen gewagt hatte; indessen Aleander hatte schon lange genug unter den Deutschen verkehrt, eines jeden Gemüt und und Meinung unter den Fürsten oder Räten erforscht, um nicht zu wissen, daß er, um Eindruck zu machen, einen andern Weg einschlagen mußte; auch sah er selbst in Luthers Widerspruch in der Glaubenslehre nur die hochmütige satanische Auflehnung gegen die Autorität des Papsttums. Diese war aber auch bei sonst gut Römisch-Gesinnten in Verfall gekommen. Es mußte darum zuerst gezeigt werden, daß Luther ein politisch gefährlicher Mann sei. Damit begann er sogleich. „Es ist öffentlich am Tage“, setzte er auseinander, „daß Luther Aufruhr und Empörung unter dem Volke erweckt hat.“ Wie die Böhmen, jene verhaßtesten unter allen Ketzern, unter dem Namen des Evangeliums Gehorsam und Ord-

nung unterdrückt, so versuche Luther mit seinen Anhängern, Recht und kaiserliches Gesetz, ja alle Obrigkeit umzustoßen. Es sei klar, was daraus werden müsse. Um größeres Unheil zu vermeiden, habe der Papst als erfahrener Arzt alle Mittel angewendet, um das räudige Schaf von der Herde zu scheiden. Nun sei es Sache des Kaisers, seines Amtes als Advokat und Beschützer der Kirche zu warten. Des Beispiels seiner Vorfahren eingedenk, werde er nimmermehr den dulden, der Johannes Hus und Hieronymus von Prag, die zu Konstanz verdammt und verbrannt seien, aus der Hölle hervorrufe.

Und was hat dieser Luther nicht alles gethan; selbst bis zu den Türken und Heiden ist schon die Kunde von der neuen Ketzerei gedrungen! Und wie mild und freundlich hat der Papst, als ein guter Hirte, ihn auf den richtigen Weg zurückzuführen gesucht! Als alles vergeblich gewesen, habe er ihn durch eine Bulle verdammt. Man habe deren Echtheit bezweifelt und sie nicht zur Ausführung bringen wollen, unter dem Vorgeben, daß der Papst davon nichts wisse. Daraufhin habe er sich das Originalexemplar kommen lassen, was jeder einsehen könne.

Indessen wolle er dem Kaiser und den Fürsten die Irrtümer Luthers selbst nachweisen. Man höre nur die Artikel, die er erst kürzlich geschrieben, „die allein würdig wären, daß man hunderttausend Ketzer darum verbrenne“.

Zu diesem Zweck führte Aleander aus einer Reihe von Luthers Schriften, besonders aus denen, die er gegen die päpstliche Bulle veröffentlicht, aber auch aus der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft und der Freiheit eines Christenmenschen nach seinem eigenen Ausdruck „grausame Ungeheuerlichkeiten“ an. Daraus gehe klar hervor, das er alles lehre, was schon auf dem Konzil zu Konstanz verurteilt sei. Er billige die Artikel des Hus, die des Wiclef, damit auch die Leugnung der Gegenwart Christi im Abendmahl — was Luther nie gethan hat —, verwerfe das Fegefeuer, mache alle getauften Christen zu Priestern („welch eine Verkleinerung des priesterlichen Standes“), sündige gegen die Heiligen, die weltliche Obrigkeit und sogar die Konzilien; hat er doch gewagt,

das Konstanzer Konzil, auf dem auch der Kaiser Sigismund gewesen, einen Teufelspfuhl zu nennen.

Trotzdem hingen ihm viele an, weil er sich auf die Schrift berufe; aber das sei der Ketzer Weise, ihre Lehre durch die Schrift zu bewähren und sie doch anders zu verstehen als die Kirche. Auch der Teufel führe die Schrift im Munde, wie man aus dem Evangelium ersehen könne.

Es gäbe Leute, die Luther für einen frommen Mann hielten. Aber wenn der Teufel die Leute verführen wolle, so thue er das unter dem Schein des Guten. Wäre er wirklich ein frommer Mann, so würde er nicht mehr wissen wollen als die heiligen Väter.

Etliche meinten, man solle Luthers Bücher darum nicht verbrennen, weil auch Gutes darin sei. So habe man auch die Bücher des Origenes trotz seiner großen Irrtümer bestehen lassen. Aber dieser Vergleich ist falsch. Denn zu Origenes Zeiten war niemand, der ihn belehren konnte. Luther sei aber trotz aller Belehrung verstockt geblieben. Die Ketzer und ihre Bücher zu verbrennen sei altes Herkommen.

Endlich wollten einige, um einen Aufruhr im Volke zu vermeiden, Luther nach Worms kommen lassen, um ihn zu hören. Warum hat er sich nicht vom Papste weisen lassen, der ihm doch freies Geleit angeboten? Er will sich nicht weisen lassen und nur „zur Stärkung seines Mutwillens und aufrührerischen Vornehmens" hat er an ein Konzil appellirt, derselbe, der es öffentlich ausgesprochen, daß das Konzil zu Konstanz dem Hus und Hieronymus von Prag Unrecht gethan. Es ist Sache des Kaisers, der Kurfürsten und Fürsten, weltlichen und geistlichen Standes, die Schmach, die damit ihren Vorfahren auferlegt worden, abzuwenden.

Wenn nun Luther die Konzilien nicht anerkenne, wer solle Richter in der Sache sein? Der Kaiser wisse, daß ihm das nicht zustehe, viel weniger anderen Laien. Aus allen diesen Gründen sei es dringend notwendig, einer weiteren Ausbreitung der Ketzerei vorzubeugen, deshalb ersucht er, ein allgemeines Edikt für das Reich ausgehen zu lassen, welches allenthalben Luthers Bücher zu verbrennen verordne, sie zu drucken, zu kaufen oder verkaufen verbiete.

Aleander schrieb nach Rom, er habe auf die Aufforderung des Kaisers, „nur alles herauszusagen, so gesprochen, als ob er zwanzig Jungens eine Lektion gebe“ — davon ist in der durchaus maßvoll gehaltenen Rede, welche die sächsischen Räte für ihren Herren nachschrieben, nichts zu finden —; auch sonst behauptet er, manches zur Verherrlichung des römischen Stuhls gesagt zu haben, was er angesichts der herrschenden Stimmung wohlweislich unterlassen hat. Aber er hatte sehr geschickt gesprochen, indem er sich ganz gegen seine eigene Anschauung auf den Standpunkt der deutschen Nation stellte, die noch immer auf das Konzil zu Konstanz mit Stolz zurückblickte, ohne sich darüber klar zu sein, wie wenig sie noch von den Errungenschaften desselben besaß. Und dieses heilige Konzil hatte Luther angegriffen und damit auch die deutsche Nation, in jenem Kaiser Sigismund auch die Majestät Kaiser Karls. Mehr als einmal kommt er auf diesen Punkt zurück. Luther hatte an ein Konzil appelliert. Gerade die Konzilsfrage sollte ihn verderben. Es war klar, auf alle diejenigen, die in einem Konzil den alleinigen Ausweg sahen, mußte die Rede großen Eindruck machen, zumal sich Aleander gehütet, an das päpstliche Verbot einer Appellation an das Konzil zu erinnern, welche die Bulle allein schon als ketzerisch bezeichnet hatte.

Der Kaiser erklärte sich jetzt bereit, den Wünschen des Legaten nachzukommen. Die Gefälligkeit des Papstes war einer anderen wert. Wahrscheinlich noch an demselben Tage, in der nämlichen Sitzung wurde den Fürsten ein Edikt vorgelegt, welches durchaus den Ausführungen Aleanders entsprach und in seinem Sinne abgefaßt war. Von einem Verhöre sei abzusehen, weil dies unnötig, ja ungebührlich wäre einem Menschen gegenüber, der das lehre, was die Konzilien längst verurteilt hätten. Als Schirmherr der Kirche befiehlt daher der Kaiser den Ständen des Reiches, bei Strafe der Acht die Schriften Luthers zu verbrennen und seine Person gefänglich einzuziehen.

So ohne weiteres waren die Stände natürlich nicht gewillt, dem kaiserlichen Vorschlage beizustimmen. Zumal in den städtischen Kreisen war man entrüstet, daß die Legaten durch ihr „unaufhörlich Anhalten und Laufen“, wie durch die päpstlichen Breven ihren

Willen durchgesetzt hatten. Der Nürnberger Gesandte ärgerte sich darüber, daß nun auch das Wohlwollen und Gunst gegen Luther, also „auch die Gedanken, die doch sonst nach gemeinem Sprichwort zollfrei wären“, verboten sein sollten.

Man trat darüber sogleich in Beratung. Alles andere wurde zurückgestellt.

Es begreift sich, daß man in Kreisen, in denen man die Dinge politisch aufzufassen gewohnt war und die inneren Motive der kaiserlichen Politik nicht kannte, darüber erstaunt war, daß der Kaiser aus der deutscher Bewegung so wenig Vorteil gegen den Papst ziehen und mit ihm gemeinschaftliche Sache machen wolle. Am Hofe von Kursachsen zweifelte man wohl daran, wie weit es ihm damit Ernst sei. Bei den obwaltenden Beratungen war es sicher wünschenswert, sich darüber Klarheit zu verschaffen, wie sich der Kaiser persönlich zur Sache Luthers stellte. Zu dem Ende beauftragte der Kurfürst seinen Kanzler Dr. Brück — allem Anschein nach vor Aleanders Rede —, den Beichtvater auszuforschen, denn daß der Kaiser von diesem im höchsten Maße beeinflußt wurde, war allgemeine Ansicht.

Joh. Glapio, der Franziskaner, war in seiner Weise ein frommer Mann mittelalterlichen Schlages. Den Gedanken an eine Reformation der Kirche, soweit sie die Wiederherstellung äußerer Ordnung, Zucht und Sitte betrafen, war er keineswegs abgeneigt, konnte sich sogar dafür erwärmen. Ebendeshalb schätzte er auch den Erasmus, war ihm jeder recht, der seine Stimme gegen das Verderben in der Kirche erhob. Gegen die Schäden der päpstlichen Kurie war er nicht blind, seine Ergebenheit gegenüber dem Papste hatte ihre sehr bestimmten Grenzen. Er empfand zuweilen, daß man seine Bedeutung als kaiserlicher Beichtvater in Rom nicht genügend würdigte, ihn nicht genügend ehrte. Aleander, dem er dies zu erkennen gegeben hatte, und der die Wichtigkeit des Mannes keinen Augenblick verkannte, hatte sich beeilt, ihm einige Aufmerksamkeit von Rom zu verschaffen, eine Anerkennung seiner Verdienste, ein besonderes päpstliches Breve. Seitdem hielt er ihn für sicher. Der Legat war es auch gewesen, der ihn aufs eingehendste mit Luthers Lehre bekannt gemacht hatte. Darauf

hatte Glapio Luthers Schriften auch selbst vorgenommen, besonders die wider die Bannbulle geschriebenen und die von der babylonischen Gefangenschaft. In seinem Exemplar derselben hatte er sich zu jedem einzelnen Punkte Randbemerkungen gemacht.

Auf die Anfrage des sächsischen Kanzlers, wie er und der Kaiser sich zu Luthers Sache stellten, gab er an, daß ihn Luthers erste Schriften hoch erfreut hätten; er habe in ihm ein „neues edles Gewächs“ erkannt, das der Kirche viele segensreiche Früchte bringen könnte. Ebenso habe der Kaiser früher an seinem Schreiben Gefallen gehabt. Um so mehr sei er über Luthers Schrift von der babylonischen Gefangenschaft erschrocken. Er könne nicht glauben, daß Luther sich zu diesem Buche bekennen werde, es sei auch gar nicht sein Stil. Sollte er es aber wirklich geschrieben haben, so hätte ihn wohl der Zorn über die päpstliche Bulle übermannt. Übrigens sei keine Wunde so groß und so böse, daß sie nicht geheilt werden könne. Dazu würden sich schon noch Mittel und Wege finden. Auch der Kaiser wäre der Ansicht, daß ein solcher Mann mit der Kirche versöhnt werden müsse.

Auf des Kanzlers Veranlassung ließ sich Glapio herbei, eine große Zahl von Artikeln aus Luthers Schrift „von der babylonischen Gefangenschaft“ und der „Rechtfertigung der verdammten Artikel“ auszuziehen, welche ihm besonders anstößig waren. Die sollte Luther widerrufen, meinte der Beichtvater, oder doch erklären, daß er sie im kirchlichen Sinne verstanden haben wolle; sei doch kein Artikel so ungeschickt, „es möchte ein christlicher Verstand und guter und katholischer Sinn daraus gezogen und darin verstanden werden“.

Es waren so ziemlich die wichtigsten Sätze Luthers, vom allgemeinen Priestertum, seine Lehre von der Kirche, von den Sakramenten rc. Sie waren für Glapio wie das ganze Buch von der babylonischen Gefangenschaft leere Worte. Von der Schrift als Glaubensgrundlage wollte er nichts hören, die könnte „ein jeder zerren und dehnen wie weiches Wachs“.

Mit dem Verfahren der Kurie und ihrer Legaten ist er keineswegs einverstanden. Die Behauptung der letzteren, daß der Kaiser in diesen Dingen keine Befugnis habe, hält auch er für eine An-

maßung. Es sei des Kaisers Pflicht und sein Wille, zur Reformation der Kirche mitzuwirken. Er erklärt, Karl V. mit der Strafe des Himmels gedroht zu haben, wenn er nicht die Kirche von den Mißbräuchen befreien werde.

Die päpstliche Bulle gegen Luther sei kein Hindernis. Sie könne zurückgenommen werden, zumal Luther nicht gehört worden wäre. Öffentliche Verhandlungen hält er für nutzlos, doch zeigt er sich geneigt, auf den Lieblingsgedanken des Kurfürsten einzugehen, die Angelegenheit gelehrten und unverdächtigen Männern zur Beurteilung vorzulegen, alles dies in der Voraussetzung des Widerrufs der bewußten Artikel. Dies will er schon den kaiserlichen Räten vorgeschlagen haben und will fernerhin darüber mit dem Kaiser verhandeln, damit nur Luthers treffliche Auslassungen, das heißt, die gegen das äußere Verderben in der Kirche gerichteten, erhalten blieben.

Es ist nicht ganz klar, wie weit es dem gewandten Mönche damit ernst war. Derselbe Mann, der dem Kanzler gegenüber das Verfahren der Kurie gegen Luther für unbillig erklärte, hatte sich kurz vorher vom päpstlichen Legaten 400 Exemplare der Bulle erbeten, um sie unter seinen Ordensbrüdern zu verbreiten. Erasmus urteilte von ihm, daß sein Charakter so undurchsichtig wäre, daß man ihn auch nach zehn Jahren des Zusammenlebens nicht durchschaute. Sicher lockte es seinen Ehrgeiz, in einer so wichtigen Sache die Rolle eines Vermittlers zu spielen. Deshalb suchte er, vor allen Dingen ein offizielles Mandat dazu vonseiten des Kurfürsten zu erlangen. Doch dazu war derselbe nicht zu bewegen. Getreu seiner bisherigen Politik wollte er alles vermeiden, was irgendwie den Schein erwecken könnte, als ob er für Luther Partei nähme. Nicht einmal eine Audienz konnte Glapio bei ihm erhalten. Nach achttägigen Verhandlungen erklärte der Kanzler Brück seinen Auftrag für erledigt. Obwohl es zweifelhaft blieb, wie weit der Beichtvater autorisiert war, so viel hatte man doch erfahren, und darauf kam es an, daß trotz des scharfen Ediktsentwurfes die kaiserlichen Räte mit sich reden lassen würden. Man kannte auch die Bedingungen, unter denen dies möglich sein würde. —

Vergebens hatte Aleander gehofft, die Mitwirkung der Stände bei dem gegen Luther zu erlassenden Mandate zu hintertreiben. Noch während der Verhandlungen suchte er im kaiserlichen Rate dagegen zu agitieren, indem er auf die Möglichkeit hinwies, daß die Reichsstände sich gegen den Willen des Kaisers erklären könnten und dadurch dem Kaiser die Hände gebunden würden. Der Kanzler beruhigte ihn deshalb, der Kaiser werde seinen Willen schon durchzusetzen verstehen.

Sogleich im Kollegium der Kurfürsten kam es, wie zu erwarten, zu erheblichen Meinungsverschiedenheiten. Dem Pfalzgrafen und dem Kurfürsten von Sachsen standen die drei geistlichen Kurfürsten und der Markgraf von Brandenburg gegenüber, obwohl auch sie nicht ganz den Wünschen des Legaten gerecht zu werden beabsichtigten. „Der Mönch", schrieb der Frankfurter Gesandte in die Heimat, „macht viel Arbeit, es möcht' ihn ja ein Teil gar ans Kreuz schlagen, fürcht', er wird ihnen kaum entrinnen; allein ist zu besorgen, wo es geschehe, er würd' am dritten Tage wieder aufstehen." Diese letzte Besorgnis war eine allgemeine. Auch die Luther feindlich gesinnten Stände kannten die Verhältnisse zu gut, um nicht zu wissen, daß durch eine einfache Zustimmung zu den päpstlichen Forderungen die Sache nicht aus der Welt zu schaffen wäre.

Das waren auch die Gesichtspunkte, die in der Antwort der Stände vom 19. Februar, in der der Einfluß des sächsischen Kurfürsten unverkennbar ist, zum Ausdruck kamen. Man machte darauf aufmerksam, daß es leicht zu Aufruhr und Empörung in der deutschen Nation kommen könnte, wenn ein so scharfes Mandat gegen Luther ausginge, ohne daß man ihn vorgefordert hätte, da im gemeinen Mann durch seine Predigt, Lehre und Schriften allerlei Gedanken, Phantasieen und Wünsche aufgekommen seien. Deshalb gaben die Stände zu bedenken, ob es nicht angemessen sei, Luther unter sicherem Geleit zum Verhör kommen zu lassen. Von einer Disputation solle keine Rede sein. Ihm solle nur die Frage vorgelegt werden, ob er sich zu den Artikeln, die er wider den christlichen Glauben habe ausgehen lassen, bekenne, und dabei beharre oder nicht. Im erstern Falle erklärten sich die Stände bereit, zum

Schutze des Glaubens ihrer Voreltern einem „gebührlichen Mandate" des Kaisers beizutreten; falls er aber die Irrtümer des Glaubens widerriefe, hielten sie es für billig, ihn in den anderen Punkten zu hören. Dabei nahmen sie Gelegenheit, auf die großen Beschwerden der Nation gegenüber dem päpstlichen Stuhl hinzuweisen.

Ohne Zweifel war der letzte Punkt derjenige, über welchen die größte Einigkeit herrschte, aber auch daß Luther verurteilt werden mußte, falls er bei seinen Glaubenssätzen beharrte, stand der Mehrzahl der Reichsstände fest. Manche, die ihn bisher nur als Vorkämpfer der deutschen Nation gegen das römische Unwesen gekannt hatten, waren durch Aleander jetzt von seiner Häresie überzeugt worden. Daß es ihnen nicht zustände, über Sachen zu urteilen, über welche die Konzilien schon Entscheidung getroffen, darin schloß man sich den päpstlichen Auslassungen unumwunden an; aber immerhin konnte man den Mann, der so kühn und so eindringlich die Mißbräuche der Kurie aufgedeckt hatte, schon um des Volkes willen nicht fallen lassen, ohne ihn gehört zu haben. Vielleicht gelang es, seinen Handel, so meinten andere, zu benutzen, um die Notwendigkeit, die deutschen Beschwerden abzustellen, mit größerem Erfolg als früher der Kurie darzulegen.

Es war nicht näher gesagt worden, was man mit jenen „anderen Punkten", in denen Luther gehört werden sollte, wirklich meine; aber Aleander vermutete sehr richtig, daß dabei auch die Frage von der Autorität des Papstes und „die positiven Rechte" — er meinte wohl die durch die Konkordate gewährleisteten Rechte der deutschen Nation — in Betracht kommen würden, was ihn in nicht geringen Zorn versetzte.

Der Kaiser ging auf die Wünsche der Reichsversammlung ein. Noch in der Sitzung selbst, in der ihm das Bedenken der Stände überreicht wurde, erklärte er sich nicht abgeneigt, Luther kommen zu lassen. Wie wenig er jedoch die Interessen der Deutschen verstand oder sie nicht verstehen wollte, zeigt seine Erklärung, daß er die Sache Luthers, die den Glauben berühre, nicht vermengt haben wolle mit den Beschwerden gegen Rom. Er werde an Se. Heiligkeit schreiben und hoffe, dieselbe werde die

Mißbräuche, wenn sie wirklich so groß wären, selbst abstellen, antwortete er.

Ein vom Kaiser eingesetzter Ausschuß, meist aus Prälaten bestehend, erhielt den Auftrag, der Sache weiter nachzudenken, dabei sich zu bemühen, „Gott zu dienen und dem Papste, die Ehre und Pflicht seiner Majestät sowie die Befriedigung der Fürsten im Auge zu haben und dem Volke möglichst wenig Anstoß zu geben". Das waren schwer zu verbindende Aufgaben. Merkwürdig genug, wie man sie zu lösen gedachte.

Die schriftliche Antwort des Kaisers, die aus diesen Beratungen hervorging, wiederholte die mündliche Zusage desselben, Luther kommen zu lassen, und forderte dazu auf, die Beschwerden gegen die Kurie schriftlich einzubringen. Weder das eine noch das andere zu verhindern, war dem Aleander, in dessen Auftrag ganz besonders der Erzbischof von Salzburg in der Kommission wirkte, möglich gewesen. Er war schließlich froh, daß überhaupt etwas geschehen sollte. Die kaiserlichen Räte zeigten wieder Neigung, die Sache hinzuziehen, der Kanzler Gattinara erklärte mehrfach, die Sache würde ohne Konzil nicht zu erledigen sein, auch schien die Konstellation nicht günstig. Da war es nun für Aleander um so wichtiger, daß in dem Edikt, welches den kaiserlichen Entschluß jedermann kund thun sollte, die Autorität des Papstes zu ihrem Recht käme. Ein Entwurf desselben schilderte in den schärfsten Worten die Verruchtheit Luthers und forderte, obwohl man Luther kommen lassen wollte, um seinen Widerruf zu hören, jedermann auf, einstweilen seine Bücher zu verbrennen. Das war nun nicht die Ansicht der Stände gewesen. So lange er nicht verhört — darin wichen sie unabänderlich von den römischen Anschauungen ab —, galt er ihnen auch noch nicht als verurteilt. Man einigte sich endlich dahin, daß das Edikt vorerst nicht ausgehen, Luther aber auch vom Predigen und Schreiben abstehen solle.

Wohin Luther zu berufen sei, war noch unentschieden. Als man darüber in den ersten Tagen des März in Beratung trat, tauchte wieder der alte Gedanke auf, ihn nur bis nach Frankfurt kommen zu lassen. Dafür waren ohne Zweifel ganz besonders die päpstlichen Gesandten. Schließlich entschied man sich doch für Worms.

Da entstanden noch einmal Bedenken, die durch die Geistlichen genährt wurden, ob es auch für den Kaiser schicklich sei, seinerseits den Ketzer zu berufen. Gern hätte er den Kurfürsten von Sachsen dazu vermocht; dieser aber lehnte es aus den schon früher geltend gemachten Gründen ab. So entschloß sich denn der Kaiser selbst, die offizielle Aufforderung an Luther ergehen zu lassen.

Sein Brief lautete folgendermaßen:

„Ehrsamer, lieber, andächtiger. Nachdem wir und des heiligen Reichs Stände, jetzo hier versammlet, vorgenommen und entschlossen, der Lehre und Bücher halben, so eine Zeit her von dir ausgangen, Erkundigung zu empfahen, haben wir dir herzukommen und von dannen wiederum an dein sicher Gewahrsam unser und des Reichs frei gestrackt Sicherheit und Geleit geben, das wir dir hierneben zusenden. Und ist unser ernstlich Begehr, du wollest dich förderlich erheben, also daß du inwendig einundzwanzig Tagen in solchem unsern Geleit bestimmt, gewißlich hier bei uns seist und ja nicht außen bleiben wollest, dich auch keines Gewalts oder Unrecht besorgen. Denn wir dich bei dem gemelten unserm Geleit festiglich handhaben wollen, uns auch auf solche deine Zukunft endlich verlassen. Und du thust daran unsere ernstliche Meinung. Gegeben in unser und des Reichs Stadt Worms am 6. Tage des Monds Martii Anno M. D. 21., unsers Reichs im andern Jahr.“ —

Man konnte einen verurteilten Ketzer kaum freundlicher behandeln, und die Bestürzung des Legaten, als er — erst 14 Tage später — von der Anrede hörte, war begreiflich, hatte er doch früher einen ganz anderen Brief an Luther gesehen, der so abgefaßt war, daß dieser gewiß nicht kommen würde.

Und in der That, schon hatte der Kaiser diesen unterschrieben, als ihn die Kunde von dem Einfall eines seiner Vasallen, Roberts von der Mark, in das Luxemburgische, den man als im Bunde mit Frankreich und dem Papste stehend betrachtete, den Brief zu verändern veranlaßte. Kaum acht Tage früher hatte Herr von Chièvres dem Legaten gegenüber bemerkt: „Sagt nur, daß euer Papst unsere Sache nicht störe, dann soll er alles haben, was er von uns fordern kann, sonst wird man ihm eine Ver-

wirrung anrichten, daß er Mühe haben soll, sich heraus zu finden." Jetzt schien der Augenblick gekommen, die Drohung wahr zu machen, Luther gegen den Papst auszuspielen.

Diesem politischen Schachzuge des Kaisers wurde es also schließlich verdankt, daß Luther vor Kaiser und Reich erscheinen durfte.

Während jener Verhandlungen in Worms, wo so vielerlei Interessen sich kreuzten und nur so wenige von denen ein Wort mitzureden hatten, die es ahnten, daß es sich um eine Sache des Gewissens handelte, die durch keine menschliche Weisheit entschieden werden könne, während die Feinde bald triumphierten, bald in Unmut über den schleppenden Gang den Haß gegen den Volksverkehrer schürten, die Freunde sich in banger Sorge verzehrten oder die Hand an das Schwert hielten, hatte Luther ruhig seines Amtes gewartet.

Von Spalatin und seinem Kollegen, dem Juristen Hieronymus Schurf, wurde er bezüglich der Wormser Vorgänge auf dem Laufenden erhalten, wenn auch die Briefe nur spärlich und unregelmäßig einliefen. Er freute sich, wenn ihm Spalatin die Hoffnung aussprach, daß das Evangelium dort in großer Gunst stehe, aber er legte keinen großen Wert auf diese Nachrichten. In seinen Briefen finden sich verhältnismäßig wenig Beziehungen darauf. Er hatte keine Zeit, viel darüber nachzudenken. Mehr sorgte er für andere, als für sich, indem er in alter Weise bald für diesen, bald für jenen beim Kurfürsten Fürbitte einlegte und überall eintrat, wo man seines Rates und seiner Hilfe benötigte.

Des Trostes und der Stärkung bedurfte damals ganz besonders sein geliebter Lehrer und Freund, Johann v. Staupitz. Seitdem er im Sommer 1520 seine Stellung als Generalvicar der deutschen Augustinerkongregation niedergelegt hatte, lebte er am Hofe des Erzbischofs von Salzburg, dem Luther selbst einst Vertrauen geschenkt, der jetzt aber als einer seiner entschiedensten Gegner auftrat. Die Hoffnung des Staupitz, den Wirren der

Lutherschen Sache durch seinen Rücktritt entgangen zu sein, war eine trügerische gewesen. Auch zu ihm drang das „Brüllen des Löwen". Man forderte von ihm eine Verwerfung der in der Bannbulle verdammten Artikel Luthers. Auf die Kunde von seinem Schwanken und seiner Gewissensnot suchte ihn Luther aufzurichten, indem er ihn an das Wort erinnerte, welches ihm Staupitz einst in Augsburg zugerufen: er möge dessen eingedenk sein, daß er die Sache im Namen Jesu angefangen habe, und daß alles in Gottes Hand stehe. Als er später die Nachricht erhielt, daß Staupitz sich doch insoweit gebeugt, daß er den Papst als seinen Richter anzuerkennen erklärte, hielt Luther auch mit dem Tadel nicht zurück, indem er in seinem Verhalten wenigstens eine halbe Verleugnung dessen sah, wozu jener sich im Herzen bekannte: „Jetzt, wo unser Herr Jesus Christus verurteilt, beraubt und gelästert wird, ist keine Zeit, sich zu fürchten, sondern laut zu rufen. Wie du mich zur Demut ermahnst, ermahne ich dich zum stolzen Selbstbewußtsein. Bei dir ist zu viel Demut, bei mir zu viel Stolz. Aber die Sache ist ernst. Jetzt gilt das Wort: ‚Wer mich bekennet vor den Menschen ꝛc.'" —

In den akademischen Verhältnissen Wittenbergs war durch Luthers und seiner Anhänger Bannung keine Änderung eingetreten. Hatten auch auf die erste Kunde einzelne Wittenberg verlassen, so war der Abgang bald durch andere ersetzt, eine große für ihren Lehrer begeisterte Schar, in der die Verachtung des Papstes und der Römlinge mit jedem Tage wuchs. Wie bei Verbrennung der Bannbulle trieben die Studenten in den Fastnachtstagen mit dem Papst und den Kardinälen durch allerlei Aufzüge und scenische Darstellungen derben Spott. „Der Feind Christi", sagte Luther, „der mit dem höchsten Könige, ja Christo selbst, sein Spiel treibt, ist solchen Spottes würdig." Auch sonst wurde das päpstliche Regiment und seine Bulle an mehreren Orten stark verhöhnt. Man merkt es an dem Ton, in welchem Luther dies den Freunden mitteilt, wie ihn diese Zeichen der Zustimmung freuten, zu einer Zeit, wo man in Merseburg und Meißen jetzt wirklich auch seine Bücher verbrannte.

In den Vorlesungen behandelte er in diesem Winter wie schon

längere Zeit die Psalmen. Daneben wirkte er ununterbrochen als Prediger und Seelsorger. Oft predigte er auch jetzt zweimal des Tages. Natürlich kam er dabei auch darauf zu sprechen, was augenblicklich aller Gemüter bewegte. Es dient ihm nur dazu, den Widerstreit zwischen dem Reiche Gottes und dem des Antichrists, der das Evangelium nicht dulden will, zu beleuchten. Die Hauptsache bleibt ihm die Predigt von der Barmherzigkeit Gottes, dem „Hauptgute" der Christenheit: „das soll das vornehmste, edelste Werk sein eines Christenmenschen, daß er seinem lieben Christo traue und ihm glaube", „der da bereit ist, zu trösten, zu helfen in allen Widerwärtigkeiten". „Will man Christum recht einpflanzen in die Herzen der Christenmenschen, so muß man zuvor mit Ernst ausreuten und ausgraben den Papst und sein Regiment, das ist scheinliche, weltliche Pracht in geistlicher Person. Sobald man das thut, so will man uns steinigen, töten und verbrennen. Nun wohlan, wir müssen uns nit frömmer und besser achten, als die Propheten und Apostel Christi, die da alle um der Wahrheit willen eines schändlichen Todes haben sterben müssen. Nun muß es wahr sein, daß ein jeder rechter evangelischer Prediger muß mitten unter den Wölfen wandeln und alle Stund warten des Kreuzes und grimmigen Todes. Aber liebe Kinder, viel besser ist, eine Stunde brennen in diesem zeitlichen Feuer um der Wahrheit willen, denn ewiglich brennen mit denen, die unter dem Deckmantel geistlicher Gewalt Christum vertreiben wollen." So predigte er am 6. Januar 1521 und forderte seine Gemeinde auf zu beten: „Gieb uns unser täglich Brot, verleih uns rechte evangelische Prediger, die sich vor den Wölfen nicht fürchten, die Wahrheit zu sagen."

Um diese Wahrheit seinerseits von neuem zu betonen und die durch die Bannbulle in ihrem Gewissen Bedrückten zu beruhigen, schrieb er, zum Teil auf Wunsch des Kurfürsten, die schon früher erwähnte Rechtfertigung der vom Papste verurteilten Artikel und zwar in deutscher und lateinischer Sprache: „Grund und Ursach aller Artikel, so durch die römische Bulle unrechtlich verdammt worden." Auf Grund der Schrift sucht er darin die einzelnen Artikel zu bewähren. Dabei wird manche frühere Aus-

lassung verschärft, da er seitdem zu besserer Erkenntnis gekommen. Gegenüber dem oft gehörten Vorwurf, den auch jetzt wieder die Gegner in Worms betonten, daß er die Schrift im Widerspruch zu den Autoritäten der Väter auslege, wirft er in der lateinischen Ausgabe die Frage auf, warum man denn die heilige Schrift nicht ebenso studieren dürfe, wie in der ersten christlichen Kirche, als es noch keine Autoritäten gab? „Ich will nicht gelehrter als alle gehalten werden, aber ich will, daß allein die Schrift herrsche, nicht daß sie nach meinem oder dem Geiste irgendwelcher Menschen ausgelegt werde, sondern daß man sie allein aus ihr selbst und ihrem Geiste verstehe.“ Denn sie erklärt sich selbst am sichersten, leichtesten und klarsten, auch den Einfältigen.

Auf die andere Einrede, daß er, der eine Mann, sich hervorthue, erwiedert er, daß er vielmehr immer geneigt sei, in den Winkel zu kriechen. Man hätte ihn aber hervorgezogen, um an ihm Preis und Ehre zu verdienen.

„Und ob es gleich wahr wäre, daß ich allein mich hätte aufgeworfen, wären sie dennoch damit nicht entschuldigt. Wer weiß, ob mich Gott dazu berufen und erweckt hat, und für sie zu fürchten ist, daß sie nit Gott in mir verachten.“

„Lesen wir nit, daß Gott gemeiniglich nur einen Propheten auf eine Zeit aufgeweckt hat im Alten Testament? — Dazu hat er noch nie keinmal den obersten Priester oder andere hohe Stände zu Propheten gemacht; sondern gemeiniglich niedrige verachtete Personen, auch zuletzt den Hirten Amos. — Also haben auch die lieben Heiligen allzeit wider die Obersten, Könige, Fürsten, Priester, Gelehrte predigen und schelten müssen, den Hals dran wagen und lassen.“

Darum so will ich unangesehen den Papst mit seinem großen Haufen, die Artikel, so in der Bulle verdammt, mit Freuden so viel mir Gott Gnade giebt, erretten und schützen, traue, sie von Gottes Gnaden vor Unrecht wohl zu erhalten; für Gewalt ist nicht mehr hier, denn ein armer Körper, den befehle ich Gott und seiner heiligen durch den Papst verdammten Wahrheit. Amen.“ —

Auf die Kunde, daß die Priester an vielen Orten in der Beichte nach dem Lesen seiner Bücher forschten oder deren Auslieferung forderten, ließ er im Februar auf Spalatins Anregung ein kleines Schriftchen drucken: „Unterricht für die Beichtkinder.“ Er rät darin, jene Forderungen zurückzuweisen und demütig um Absolution und Abendmahl zu bitten; wenn das nichts helfe, „so laß fahren Sakrament, Altar, Pfaff und Kirchen. Denn das göttliche Wort, in der Bulle verdammt, ist mehr denn alle Dinge, welches die Seele nicht entbehren kann, mag aber wohl des Sakraments entbehren; so wird dich der rechte Bischof, Christus, selber speisen geistlich mit demselben Sakrament.“ Zugleich ermahnt er aber auch die Prälaten, nicht mit Gewalt in die Gewissen zu dringen.

Rein zur Erbauung sollte seine Auslegung des Magnificat, des Lobgesangs der Maria, dienen, die er in den Tagen vor Verbrennung der Bannbulle begann. Er hatte sie dem jungen Prinzen Johann Friedrich zugedacht, während er seinem Kurfürsten seine von diesem längst gewünschte Postille für die Prediger und Seelsorger widmete, von der im März der erste Teil erschien. Wie gern hätte er sich allein mit diesen Dingen beschäftigt, der Gemeinde gedient und das Evangelium gepflanzt, wie es der Wunsch seines Landesherrn war! Darauf kommt er auch zu sprechen in seiner Widmungsepistel vom 3. März an den Kurfürsten Friedrich, den Mann des Friedens. Er bedauert, drei Jahre mit Streitschriften verloren zu haben. Stets habe er auf eine Zeit des Friedens gehofft; nun sehe er ein, daß dies eitel Menschengedanken seien und er täglich mehr auf dem Meere umhergetrieben werde. Die Hoffnung auf Frieden habe er aufgegeben, darum wolle er, eingedenk des Nehemia, sich zum Werke des Krieges und des Friedens zugleich rüsten, mit der einen Hand das Schwert halten, mit der andern die Mauer bauen.

Und der Ansturm der litterarischen Gegner wuchs von Tag zu Tag. Von allen Seiten hörte er von Schriften, die gegen ihn ausgingen. Wollte er seine Sache nicht aufgeben, so durfte seine Feder keinen Augenblick ruhen, wie widerwärtig es ihm auch war, immer von neuem auf den Kampfplatz zu treten, die alten Ver-

leumdungen und neue Mißverständnisse zurückzuweisen, wobei er dann oft schärfer oder, wie selbst seine Freunde meinten, „bissiger“ war, als es der Sache dienen mochte. Zuletzt noch brachte ihn die Schrift eines römischen Dominikaners Ambrosius Katharinus: „Gegen die gottlosen und sehr verderblichen Irrlehren Martin Luthers“ in Harnisch. Sie war an den Kaiser gerichtet und auch durch Aleanders Vermittelung demselben übergeben worden. Man maß ihr in Rom eine große Bedeutung bei, während der Beichtvater Glapio, wie er bei seinen Unterredungen mit Brück äußerte, das Schlimmste befürchtete, wenn sie in Luthers Hände fiel, was sich denn auch bewahrheitete.

Als Luther sie etwa am 7. März erhielt, beschloß er, das „alberne“ Buch, daß ihm bald Lachen, bald Ekel verursachte, in wenigen Bogen zu beantworten, dem Schreiber übrigens etwas die „Galle zu bewegen“. Sogleich setzte er sich an die Arbeit und schrieb mit schneller Hand eine umfangreiche Gegenschrift, gleich wuchtig durch die Fülle des Spottes, mit der er den hochmütigen Scholastiker überschüttete, wie durch die Entschlossenheit, mit der er die Unchristlichkeit des Papsttums darzulegen versuchte.

Mit den Fragen über den Ablaß, die Konzilien, Kanones u. s. w. erklärt er, sich nicht aufhalten zu wollen. „Du kommst zu spät, mein Katharinus, es handelt sich schon nicht mehr darum, ob ein Papst ist, sondern wir kommen zu der Frage: ‚was er ist‘.“ Und während er früher nur beiläufig den Papst den Antichristen genannt hatte, wendet er sich jetzt dazu, zum Teil auf Grund prophetischer Stellen, wie Daniel 8 und 2 Thess. 2, einen umfangreichen, freilich oft sehr kühnen Schriftbeweis dafür zu erbringen, um die Behauptung von der göttlichen Stiftung des Papsttums zu widerlegen. Zugleich entwickelt er aber auch klarer und umfassender als bisher seine Anschauung von dem Wesen der Kirche, der auf den Fels Christus gegründeten, unsichtbaren, aber doch erkennbaren. Sie ist überall da, wo man die Sakramente feiert und das Wort vom Evangelium verkündigt. Das sind ihre Kennzeichen denn wo das Evangelium ist, das Leben und die Substanz der wahren Kirche, da ist *ein* Glaube, *eine* Liebe, *ein* Geist Wo aber das Evangelium nicht ist, wie in der „Synagoge der Papisten“,

da ist auch die Kirche nicht, sondern Babylon, welches, wie der Prophet Daniel schreibt, „ohne Hand zerbrochen werden soll“, woraus Luther schließt, daß nicht etwa die Laien den Papst und sein Reich zerstören werden, wie jene fürchten — und das sollte wohl auch gegen die Pläne eines Hutten und Genossen gesagt sein —, das wäre eine zu gelinde Strafe, sondern sie werden aufbewahrt werden bis zur Wiederkunft des Herrn, der sie nach dem Apostelwort vernichten wird mit dem Hauche seines Mundes.

So schrieb Luther angesichts seiner Berufung vor Kaiser und Reich, — am 1. April, kurz vor seiner Abreise, wurde die Schrift vollendet. Je mehr die Gegner mit Gewalt drohen, je mehr er sich sagen muß, daß die Papisten gegen ihn verfahren wollen als gegen einen Ketzer, wie ihn „alle Jahrhunderte nicht gesehen haben“, um so weniger will er etwas davon wissen, Gewalt mit Gewalt zu verhindern. „Ich weiß“, so schließt er, „und bin gewiß, daß Jesus Christus unser Herr lebt und regiert; da ich das weiß und glaube, werde ich auch viele Tausende von Päpsten nicht fürchten. Denn größer ist der, der in uns ist als der in der Welt ist.“

Die Absendung des kaiserlichen Berufungsschreibens hatte sich verzögert. Zuerst erhielt Luther durch Spalatin nur die allgemeine Mitteilung, daß man ihn kommen lassen wolle, um seinen Widerruf zu hören. Zugleich hatte man ihm, in der Annahme, daß es sich eben darum handeln würde, auch die von Glapio bezeichneten Artikel und seine Vergleichsvorschläge übersandt. Sofort am 19. März schrieb er daraufhin an Spalatin. Nur zum Widerruf zu kommen, erklärt er wie andere mehr, für überflüssig. Widerrufen könne er in Wittenberg ebenso gut als in Worms. Davon könne ja aber keine Rede sein, so lange man sich auf nichts anderes gegen ihn stütze, als die Gebräuche der Kirche. So wolle er auch dem Kaiser schreiben. Falls ihn dieser aber kommen lassen wolle, um ihn zu töten, so sei er bereit dazu. „Denn so mir Christus gnädig ist, will ich nicht fliehen und das Wort in der Schlacht verlassen.“

In der bitteren Stimmung über die vagen Gerüchte, die er vernahm, die auch noch durch die Beschäftigung mit der Schmähschrift des Katharinus genährt wurde, schrieb er einmal in diesen Tagen: „Mein Widerruf wird dies sein: Früher habe ich gesagt, der Papst sei der Statthalter Christi, jetzt widerrufe ich es und sage: der Papst ist der Widersacher Christi und ein Abgesandter des Teufels."

Erst am 26. März, es war der Dienstag in der Marterwoche, kam die Citation in Wittenberg an: sie wurde von einem kaiserlichen Herold, Kaspar Storm genannt Deutschland, überbracht, der Luther auch nach Worms führen sollte.

Nun sollte er also doch noch seine Sache öffentlich vor aller Welt vertreten. Von Widerruf war ausdrücklich wenigstens nichts im kaiserlichen Schreiben zu lesen; der Kaiser, die Fürsten und Herren hatten Geleitsbriefe gesendet.

Die Ostertage rastete Luther noch in seiner Zelle, beendete die Schrift gegen Katharinus und schickte die ersten Bogen des Magnificat an den jungen Fürsten Johann Friedrich. Dann am Osterdienstag brach er auf. Der Ordensregel gemäß wurde er von einem Klostergenossen, dem Bruder Petzensteiner, begleitet. Von den Kollegen schloß sich ihm Nikolaus von Amsdorf an, außerdem ein junger Student, ein Edelmann aus Pommern, Peter Swaven. Der Rat der Stadt hatte für das Gefährt gesorgt, ein offenes Wägelchen, das mit einer Decke überspannt werden konnte. Voran ritt der Herold, den kaiserlichen Adler auf dem Wappenrock.

In Leipzig, der Stadt des Herzogs Georg, verweigerte ihm der Rat nicht den üblichen Ehrentrunk. Schon freundlicher nahm man ihn in Naumburg auf, und je weiter er nach Thüringen kam, um so mehr gestaltete sich seine Reise zu einem Triumphzuge. Von allen Seiten strömte das Volk zusammen, um den Mann zu sehen, der so Großes wage. Es war ihm fraglich gewesen, ob man ihm in Erfurt Aufnahme gewähren werde. Aber dort herrschten jetzt die Humanisten, und Joh. Crotus war der Rektor der Universität. Man beschloß, ihm den großartigsten Empfang zu bereiten. An der Grenze des Stadtgebietes begrüßten ihn die Ver-

treter der Universität, ein stattlicher Zug, darunter vierzig zu Pferde, und führten ihn, gefolgt von Tausenden, in das Kloster seines Ordens. In allen Straßen, durch die der Zug ging, wogte die Menge; selbst auf den Dächern und Türmen drängte man sich, um den Mann Gottes zu sehen. Die Poeten, ein Eobanus Hesse, Euricius Cordus und Justus Jonas überboten sich in ihren Huldigungen.

Am Tage nach seinem Einzuge, am Sonntag Quasimodogeniti, bestieg er die Kanzel der Klosterkirche und predigte über das Evangelium Joh. 20, 19—23. Ausgehend von dem Worte des Herrn: „Friede sei mit euch", handelte er davon, was ihm das Wichtigste war, „wie man fromm werde und zur Seligkeit komme". Von seiner eigenen persönlichen Lage war dabei mit keinem Worte die Rede, wenn er auch gegen die falschen Hirten eiferte, die die armen Seelen zu äußeren Werken anhalten, anstatt sie zu dem rechten einen Glauben an den Herrn zu führen, der der Zerstörer aller Sünde ist.

Unter den Segenswünschen der Freunde, von denen sich Jonas ihm anschloß, zog er von dannen.

Noch in Thüringen, entweder in Weimar oder in Erfurt, erfuhr Luther, daß ein neues Edikt wider ihn ausgegangen sei, und so war es in der That.

Je näher die Entscheidung heranzurücken schien, um so schärfer entwickelten sich die Gegensätze in Worms. Selbst unter den fremden Nationen, welche daselbst vertreten waren, kam es zu Parteiungen für und gegen Luther. Der spanische Adel trug mit einer gewissen Demonstration seinen Eifer für den alten Glauben zur Schau. Vom Herzog von Alba berichtete Aleander: „Er reißt sich für unsern Herrn und für die Kirche das Zeug vom Leib." Dagegen waren die spanischen Kaufleute, vielfach maurischer Abstammung, Luther gewogen. Sie hörten es besonders gern, daß er es für Unrecht erklärt habe, Ketzer zu verbrennen, was sie so oft hatten mit ansehen müssen. Es kam nicht selten zu Reibereien. Immer bedrohlicher erschien dem päpstlichen Legaten die öffentliche Stimmung. Wenn er über die Straße ging, entsetzte er sich über den allgemeinen Haß, den er auf allen Gesichtern las und den man ihm

auch unverhohlen zeigte. Er war offenbaren Insulten ausgesetzt. Ulrich v. Hutten, dem Aleanders Rede am Aschermittwoch zu zwei heftigen Sendschreiben gegen ihn und seinen Kollegen Veranlassung gab, drohte in dem ihm eigenen Tone, dafür zu sorgen, daß er Deutschland nicht lebend verließe. Und was bekamen die Legaten nicht alles zu hören, als man auf die kaiserliche Aufforderung hin jetzt wirklich daran ging, die Beschwerden der deutschen Nation wider den päpstlichen Stuhl zusammenzustellen! Sie mußten erleben, daß Georg von Sachsen, den sie ganz als den Ihrigen betrachtet hatten, „böse Erklärungen und ein böses Beispiel gegen den heiligen Stuhl gab". Ja, dieser Fürst, von der Wahrheit der römischen Lehre eben so erfüllt, wie überzeugt von der tiefen Verderbnis so vieler Einrichtungen in der Kirche, erwies sich als einer der schärfsten, als es galt, die römischen Mißbräuche zu geißeln. Wie kaum jemals früher, hat man damals alle Anklagen gegen den römischen Stuhl und den Klerus zusammengefaßt, die die Litteratur der letzten Jahre bis ins kleinste aufgedeckt hatte. Aleander war in Verzweiflung. Luther berufen, nun diese wuchtigen Anklagen gegen Rom, er sah keinen Ausweg mehr. Friedrich der Weise meldete nach Wittenberg, die Sache sei noch nicht im Neste der Papisten.

Indessen hatte man zuviel gehofft. Gegen eine Vermischung von Luthers Sache mit der Angelegenheit der deutschen Beschwerden gegen Rom hatte sich der Kaiser, wie wir hörten, sogleich erklärt. Luther kommen zu lassen, war auch ihm schließlich aus politischen Gründen rätlich erschienen, dem Wunsche der Stände gemäß hatte er das Edikt, welches die Verbrennung seiner Bücher befahl, zurückstellen lassen, indessen plante er, zugleich mit Luthers Berufung ein anderes Mandat ausgehen zu lassen, welches die Einlieferung aller Schriften Luthers an die Obrigkeit anordnete und dieselben als durch die päpstliche Bulle verdammt bezeichnete. Am 10. März wurde es unterzeichnet, aber erst, nachdem der Kaiser sichere Kunde erhalten, daß sein Verdacht gegen den Papst grundlos sei, wurde es veröffentlicht. Am 26. März sah man es zuerst in Worms angeschlagen; Tags darauf wurde es ausgerufen, bis in die Wohnungen der Fürsten und Stände ließ es der Kaiser

durch Räte und Bürger ansagen. Darüber herrschte allgemeine Bestürzung, man entnahm daraus mit Recht, daß der Kaiser die päpstliche Bulle approbiere. Freilich hatte das Edikt zunächst nur den Erfolg, daß die antipäpstliche Stimmung einen immer gefährlicheren Charakter annahm. Es kam mehrfach vor, „zu Schmach und Verachtung des frommen Kaisers“, daß man die Edikte von den Kirchtüren abriß, sie zerschnitt, oder darunterschrieb: „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.“

Unter den kurfürstlichen Räten erhob sich die Frage, ob es unter diesen Umständen nicht besser wäre, daß Luther nicht käme. Man würde gewiß alles Mögliche anwenden, um den Kaiser zu überzeugen, daß er einem Ketzer das Geleit nicht zu halten brauche. Der Kaiser könne sich auch darauf berufen, daß das Edikt eine authentische Erklärung darüber gebe, was man mit Luther vorhabe, nämlich ihn nur zu fragen, ob er widerrufen wolle oder nicht. Das stand allerdings darin. Luther hätte also wissen können, würde man sagen, in welche Gefahr er sich begab. Der Kanzler Brück setzte darüber ein Gutachten für Spalatin auf. Danach machten sich unter den Freunden Luthers zweierlei Meinungen geltend. Die einen rieten, daß er jetzt nicht kommen und die Gründe dafür dem Kaiser auseinandersetzen solle. Die anderen meinten jedoch, daß er auf alle Fälle kommen müsse und nichts zu besorgen habe, die Kurfürsten würden gewiß dafür eintreten, daß ihm das Geleit gehalten würde; dagegen wäre anzunehmen, daß man es gern sehen würde, wenn er nicht käme, weil dann seiner Verurteilung keine weitere Schwierigkeit entgegenstehen würde. Letzteres schien auch dem Kanzler das Richtige.

Auch der kaiserliche Herold, ein wohlmeinender Mann, wurde besorgt, als er das Edikt angeschlagen fand. Er fragte, ob Luther unter diesen Umständen weiterziehen wolle. Dieser erzählt später, daß er da gezittert habe, aber doch nur einen Augenblick. Man wolle ihn damit schrecken und davon abhalten, nach Worms zu kommen, meinte er. Unverzagt setzte er seine Reise fort, obwohl er den ganzen Weg über Krankheit zu klagen hatte. Wie in Erfurt predigte er auch in Gotha und Eisenach. Am 14. April,

an einem Sonntage, erreichte er Frankfurt. Auch dort drängte sich die Menge herzu, den Mann Gottes oder den Ketzer zu sehen. Bei Wolf Parente im Wirtshause zum Strauß auf dem Kornmarkte stieg er ab.

In Frankfurt, dem damaligen Sammelpunkte des deutschen Buchhandels, waren seine Schriften wohlbekannt und hatten ihm manchen Anhänger erworben.

Dort lehrte auch der ihm und Melanchthon befreundete Humanist Wilhelm Nesen. So fehlte es ihm nicht an erneuertem Zuspruch. Eine alte fromme Frau aus angesehenem Geschlechte begrüßte ihn als den ersehnten Kämpfer gegen die Privilegien des Papsttums und sandte ihm zwei Maß Malvasierweins. So nahe seinem Ziele mochte er wohl auch manches von den Ränken der Gegner hören. Aber er war fröhlich und guter Dinge. Man hörte ihn in der Herberge die Laute schlagen, — Grund genug für die Widersacher, ihn als einen Zecher und losen Gesellen auszuschreien. Dem Spalatin teilte er seine baldige Ankunft mit. „Ich weiß auch, daß ein Mandat Karls, um mich zu schrecken, veröffentlicht worden ist. Aber Christus lebt, und wir werden nach Worms kommen, allen Pforten der Hölle und Fürsten der Luft zum Trotz", schrieb er von Frankfurt aus.

Unterdessen machte man von anderer Seite noch einmal den Versuch, Luthers Erscheinen in Worms zu verhindern. Am kaiserlichen Hofe wie in den Kreisen der Prälaten hatte man sicher gehofft, daß Luther sich schrecken lassen würde. Als sich die Kunde verbreitete, daß er doch käme, empfand man dies zum mindesten als eine große Unbequemlichkeit, nicht wenige waren geradezu entsetzt darüber: die Möglichkeit, daß Hutten und Sickingen doch losschlagen könnten, wenn man dem Mönche zu nahe trete, war doch nicht außeracht zu lassen. Man täuschte sich nicht darüber, daß die Stimmung des Volkes gegenüber den Prälaten nach dem letzten Edikte immer trotziger wurde. Was konnte nicht alles geschehen, wenn nun Luther selbst kam und, wie man fürchtete, Öl ins Feuer goß?

Es war nicht bloß, wie Luther vermutete, die Absicht, ihn einfach zu verderben, wenn man sein Kommen nicht wünschte,

sondern weil die Verhandlungen über seine Sache dem geplanten Bündnisse des Kaisers mit dem Papste voraussichtlich nicht förderlich waren. Im letzten Augenblicke beschloß man wenigstens, den lästigen Mahner auf der Ebernburg womöglich unschädlich zu machen. Der kaiserliche Kämmerer Paul v. Armstorff wurde nach Sickingens Feste geschickt, um Hutten ein Jahrgeld anzubieten. Daß man dabei die Absicht hatte, durch die Ritter mittelbar auf Luther einzuwirken, kann keinem Zweifel unterliegen; doch bleibt es ungewiß, ob der Kaiser dazu den Auftrag gegeben oder nur davon gewußt. Jedenfalls hatte der kaiserliche Beichtvater, der den Kämmerer begleitete, seinerseits das regste Interesse, noch in letzter Stunde Luthers Kommen zu verhindern. Sein Verfahren den Rittern gegenüber war dasselbe, welches er in den Verhandlungen mit Brück eingeschlagen hatte. Er verfehlte nicht, zu erklären, wie vieles er in Luthers Auffassung billige. Anderseits betonte er doch auch, wie Luther in seinen letzten Schriften aufs sträflichste den Glauben der Kirche angetastet. Er hatte wieder seine Bücher mitgebracht. Auf Sickingen machte seine Rede Eindruck. Wie hoch er Luther auch schätzte, so erklärte er doch, „wo Luther übel im Glauben geredet habe, da wolle er der erste sein, das Feuer auszutreten“. Obwohl er fand, daß in den deutschen Schriften Luthers manches anders lautete, als der Beichtvater aus den lateinischen citierte, so war er doch, zumal im Angesichte der kaiserlichen Botschaft, etwas unsicher geworden. Zum mindesten leuchtete es ihm wie Hutten ein, daß die Gefahr für Luther in Worms eine außerordentlich große wäre und daß sie vielleicht abgewendet werden könne, wenn Luther sich auf irgendeine Weise mit dem einflußreichen Beichtvater einigen oder doch eine Besprechung haben könnte. Glapio erreichte seinen Wunsch, daß Luther zu einer Zusammenkunft auf der Ebernburg eingeladen werden sollte. Der bisherige Dominikanermönch Martin Bucer aus Schlettstadt, der sich damals bei Sickingen aufhielt, derselbe, der später so oft als Vermittler auftreten sollte, erhielt den Auftrag, Luther die Botschaft zu überbringen. Von mehreren Reitern begleitet, traf er in Oppenheim mit ihm zusammen. Aber Luther war nicht zu bewegen, der Aufforderung Folge zu

leisten. Hätte der Beichtvater etwas mit ihm zu reden, erwiderte er, so könnte er das in Worms ebenso gut thun. Außer dem Gedanken, daß darüber leicht die ihm zur Reise bewilligte Frist ablaufen könnte, war wohl auch der andere bestimmend, nicht den Schein aufkommen zu lassen, als wolle er mit den kriegslustigen Rittern in allen Dingen gemeinsame Sache machen. Auch haßte er die heimlichen Praktiken; offen wollte er seine Sache vertreten.

Wenige Stunden vor Worms erreichte ihn noch eine warnende Botschaft Spalatins, die ihn an das Schicksal des Hüs erinnerte; aber was er auch hörte, nichts vermochte ihn aufzuhalten, nichts war imstande, sein Gottvertrauen zu erschüttern. „Wenn so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern, noch wollt' ich hinein", ließ er dem Spalatin sagen.

In Worms wartete man jetzt mit Spannung auf seine Ankunft. Noch bis zum letzten Augenblick war Aleander thätig gewesen, um den Kaiser in seinem Sinne zu bearbeiten. Was man über Luthers Reise, „über die Geleitung des Ungeheuers" gehört, versetzte ihn in wahre Wut, besonders gegen den schändlichen Herold, der ein frecher Narr und wütender Feind des Klerus sei. War Luther nicht mehr von Worms fernzuhalten, so schien es ihm doch ratsam, wenigstens seine Begleiter nicht in die Stadt zu lassen. Persönlich verwendete er sich beim Kaiser darum, denselben, er hatte von sechs Doktoren vernommen, den Eintritt in die Stadt zu versagen, da sie gleichfalls gebannt und keinen Geleitsbrief besäßen. Der Kaiser versprach sein Bestes zu thun, wollte sich aber erst mit dem Kurfürsten darüber beraten. Man ließ die Sache dann doch auf sich beruhen. Kein Wunder, wenn der Legat ausruft: „Es ist um Steine rasend zu machen, geschweige denn einen Menschen."

Es war am 16. April, einem Dienstag um 10 Uhr morgens, als vom Dom her der Turmwächter durch Trompetenstoß das Erscheinen des Erwarteten meldete. Man saß gerade beim Mittagbrot, welches nach damaliger Sitte schon zu so früher Stunde eingenommen wurde; aber trotzdem lief alles aus den Häusern, um den großen Ketzer zu sehen. Bei zweitausend Menschen be-

gleiteten ihn durch die Straßen, eine Anzahl angesehener Leute, auch vom sächsischen Hofe, waren ihm entgegengeritten. So bildete sich ein stattlicher Zug. Voran ritt der Herold mit seinem Diener. Dann kam Luther mit seinen Begleitern. Unmittelbar hinter ihm ritt Jonas einher, dann folgten wohl an die zwanzig Herren mit ihren Dienern hoch zu Roß und die immer anwachsende Menge.

Endlich stieg er ab. „Gott wird mit mir sein", waren seine ersten Worte, als er den Boden von Worms betrat und sein dunkles, zuweilen aufblitzendes Auge, das auf die Italiener so großen Eindruck machte, über die Menge schweifen ließ. So berichtete noch desselbigen Tages auch der päpstliche Gesandte nach Rom. Er hatte nicht gewagt, sich auf der Straße zu zeigen, aber seine Späher ausgesandt, die ihn von allem unterrichteten, wie es bei dem Einzug des „Häresiarchen" zugegangen. Ein Priester, so erzählte er, habe Luther beim Aussteigen umarmt und dreimal sein Kleid berührt, als wäre es die heiligste Reliquie der Welt.

Es war, wie begreiflich, der Wunsch der Legaten gewesen, Luther so heimlich als möglich zu halten, niemandem ohne spezielle Erlaubnis des Kaisers Zutritt zu gewähren; dann war davon die Rede gewesen, ihn im Augustinerkloster bewahren zu lassen — schließlich stand man doch davon ab, und gewährte ihm eine freie Herberge im Johanniterhause, wo auch die kursächsischen Räte Philipp von Feilitzsch und Friedrich von Thun, sowie der Reichs-Erbmarschall Ulrich von Pappenheim ihre Wohnung aufgeschlagen hatten. Mit den sächsischen Edelleuten Hans von Hirschfeld und H. von Schott bewohnte er dasselbe Zimmer.

Der kaiserliche Beichtvater Glapio, dem Luther sogleich seine Ankunft melden ließ, lehnte jetzt eine Zusammenkunft ab; dagegen fanden sich eine große Zahl von Leuten aus allen Ständen ein, um ihn zu begrüßen. Bis in die Nacht wurde seine Herberge von Besuchern nicht leer.

Am andern Morgen wartete er seines priesterlichen Berufes. Ein sächsischer Ritter, der schwer krank daniederlag, bat ihn, seine Beichte zu hören und ließ sich mit dem Sakrament versehen.

Indessen eilte Aleander, die Sache zur Entscheidung zu bringen. Noch vor Mittag erfuhr Luther durch Ulrich von Pappenheim,

daß er noch selbigen Tages um vier Uhr vor Kaiser und Reich zu erscheinen habe.

Die Kunde davon hatte sich schnell verbreitet, es entstand ein ungeheures Gedränge. Als der Reichsmarschall mit dem kaiserlichen Herold erschien, um Luther nach dem Bischofshofe, wo in der Herberge des Kaisers die Reichsversammlung abgehalten wurde, abzuholen, ergab sich, daß der nächste Weg durch die Kämmereigasse nicht ohne Gefahr zu passieren wäre. Man führte ihn daher durch den Johannitergarten und auf Umwegen dorthin. Aber auch dies blieb nicht verborgen, und nur mit Gewalt konnte das Volk, das in den bischöflichen Palast mit einzudringen suchte, zurückgehalten werden. Man rief Luther zu, guten Mutes zu sein.

Nach dem kaiserlichen Schreiben mußte er erwarten, daß ihm Gelegenheit gegeben werden würde, seine Sache zu verteidigen, Rechenschaft zu geben von dem Glauben und der Hoffnung, die in ihm waren. Den Legaten war jedoch zugesagt worden, und dies entsprach auch den Wünschen des Kaisers, die Angelegenheit durchaus formell zu behandeln, auf die Glaubensfrage in keinem Falle einzugehen. Aleander hatte die einzelnen Fragen, die Luther vorgelegt werden sollten, selbst aufsetzen dürfen. Die Anordnung des einzelnen hatte man ihm ganz überlassen.

Es war eine stattliche Versammlung, in die Luther geführt wurde. Dem Kaiser, sechs Kurfürsten, zahlreichen Fürsten und Ständen des Reichs, darunter so vielen Feinden, auch der päpstliche Legat war zugegen, stand Luther jetzt gegenüber, er, der Bauernsohn, in der unscheinbaren Kutte des Bettelmönches, vor dem mächtigsten Monarchen der Welt.

Das erste, was er zu hören bekam, war, daß der Reichsmarschall ihm bedeutete, er habe nur zu sprechen, wenn er gefragt würde.

Man hatte geglaubt, der kaiserliche Beichtvater würde das Wort nehmen. Indessen dies hätte nur zu leicht zu theologischen Erörterungen führen können, die man um jeden Preis vermieden wissen wollte. So sprach denn ein weltlicher Beamter, der Offizial des Kurfürsten von Trier, Johann von Eck, im Namen des Reichs

erst lateinisch, dann deutsch. Mit lauter, verständlicher Stimme erklärte er, die kaiserliche Majestät habe Luther vor ihren Thron gefordert, um ihm zwei Fragen vorlegen zu lassen, ob er die unter seinem Namen erschienenen Schriften — dabei zeigte er auf ein Bündel seiner lateinischen und deutschen Traktate — als die seinigen anerkenne, und zweitens, ob er ihren Inhalt widerrufen oder bei demselben beharren wolle.

Noch ehe Luther antworten konnte, rief sein Wittenberger Kollege Hieronymus Schurf, den man ihm als Rechtsbeistand beigegeben hatte: „Man verlese die Titel!" Dies geschah denn auch.

Hierauf erwiderte Luther, daß er die genannten Bücher allerdings geschrieben, und noch andere mehr. Was die andere Frage, ob er widerrufen wolle, anbelange, so handle es sich dabei um das Heil der Seele und um das Wort Gottes, was höher stehe als alles andere im Himmel und auf Erden. Eben deshalb wäre es vermessen und sehr gefährlich, etwas Unbedachtes vorzubringen, da er ohne vorherige Überlegung leicht weniger als der Sache und mehr als der Wahrheit angemessen behaupten könnte und so dem Urteilsspruch des Herrn verfallen würde: „Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater." „Deshalb bitte ich", so schloß er, „inständig Eure Majestät um Bedenkzeit, damit ich ohne Verletzung des göttlichen Wortes und ohne Gefahr für meine Seele in genügender Weise antworten kann."

Offenbar war Luther von der Art des Verfahrens überrascht. Man fand, daß er mit leiser, kaum vernehmbarer Stimme gesprochen, „als ob er erschrocken und entsetzt wäre".

Dann traten der Kaiser und seine Räte sowie die Stände über Luthers Bitte in Beratung. Es erklärten sich viele unter denselben dagegen, dem verurteilten Ketzer, der nun auch die Autorschaft der häretischen Bücher zugestanden habe, eine neue Frist zu gewähren. Wie der venetianische Gesandte berichtet, erreichte Luther nur mit vielen Schwierigkeiten eine Bedenkzeit von einem Tage.

Der kaiserliche Sprecher, der ihm dies ankündigte, bemerkte, er hätte schon aus dem kaiserlichen Mandate wissen können, wozu

man ihn habe kommen lassen; deshalb sei er einer Bedenkzeit unwürdig; indessen wolle der Kaiser aus angeborener Güte ihm noch einen Tag zur Überlegung schenken. Am nächsten Tage habe er wieder zu erscheinen und seine Meinung mündlich, nicht etwa schriftlich, kund zu thun. Auch wies er mit strengen Worten auf die große Gefahr, Zwietracht und Empörung, ja Blutvergießen hin, das aus seiner Lehre erwachsen möchte und das, falls er nicht jetzt widerriefe, weder durch ihn selbst noch den Kaiser würde verhindert werden können. Damit wurde er für diesmal entlassen und in seine Herberge zurückgeleitet.

Daß er irgendetwas widerrufen könnte, kam ihm nicht in den Sinn. Noch an demselben Abend schrieb er „mitten im Tumult“ in einem Briefe an den Humanisten Cuspinian in Wien, von dessen freundlicher Teilnahme er gehört: „Nicht ein Tüpfelchen werde ich widerrufen, wenn Christus mir gnädig ist.“ Seine Überlegung galt vielmehr nur dem Umstande, welche Form er einzuhalten habe, um in überzeugender und zugleich schicklicher Weise seine Antwort zu geben. Er war unverzagt, der Augsburger Gesandte Konrad Peutinger fand ihn auch jetzt fröhlich und guter Dinge.

Unterdessen ließ der Kaiser den Offizial von Trier mit Glapio und Aleander beraten, wie weiter mit dem Mönch zu verfahren sei. Als er am andern Tage nachmittags wiederum zu Hofe geführt wurde, war das Gedränge noch größer als tags zuvor. Manche, die ihn sehen wollten, mußten umkehren, weil sie nicht durchdrangen. Man hatte diesmal einen großen Saal zur Verhandlung gewählt, aber auch dort hinein drängte sich die Menge so sehr, daß die Fürsten kaum zu ihren Plätzen kamen. Die Versammlung war noch zahlreicher als das erste Mal. Die Stände und die Gesandten der fremden Höfe waren vollzählig vertreten, nur die päpstlichen Legaten wurden vermißt. Sie mochten fürchten, harte Dinge hören zu müssen. Über anderen Reichsgeschäften, die zuerst verhandelt worden waren, war es bereits Abend geworden. Man hatte schon die Fackeln angezündet, als Luther den Saal betrat. Damals war es wohl, daß der tapfere Kriegsmann Georg v. Frundsberg ihm mit der Hand auf die Schulter klopfte und ihm Mut zusprach: „Bist du auf rechter Meinung und deiner

Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen."

Die Verhandlungen wurden wieder von Joh. v. Eck geführt. Die Worte, mit denen er ihn empfing, waren nicht eben freundlich. Er begann damit, zu wiederholen, daß Luther durchaus kein Recht gehabt hätte, eine Bedenkzeit zu fordern, da er schon längst den Zweck seiner Berufung gewußt hätte. Auch sollte die Sache des Glaubens für jedermann so gewiß sein, daß er zu jeder Zeit darüber bestimmte Rechenschaft ablegen könnte, um wieviel mehr ein so großer und geübter Professor der Theologie.

Als er die Frage an Luther von neuem stellte, veränderte er sie etwas. Er fragte jetzt: „Willst du deine Bücher alle verteidigen oder aber etwas widerrufen." Vielleicht war das nur zufällig oder im Anschluß an die einmal ausgesprochene Meinung der Stände, daß Luther, wenn er die gegen den Papst und die römische Kirche geschriebenen Bücher widerriefe, in anderen Dingen gehört werden sollte.

Und nun kam Luthers Antwort, auf die man noch mehr gespannt war als am Tage vorher.

Jetzt war alle Befangenheit bei ihm geschwunden. In unerschrockener Haltung, mit lauter Stimme, aber ohne allen rednerischen Schmuck, einfach und schlicht gab er seine wohlüberlegte Erwiderung.

Nachdem er den Kaiser und die Fürsten angeredet, bat er um Entschuldigung, falls er etwa jemandem nicht seinen gebührenden Titel gegeben. Er sei nicht an Höfen, sondern in Mönchszellen aufgewachsen. Von neuem erkannte er seine Schriften an, so weit sie nicht etwa von seinen Gegnern falsch übersetzt oder sonst verfälscht wären. Zur Hauptsache übergehend, bat er, darauf zu achten, daß seine Schriften nicht alle gleicher Art seien. Die einen, die nur von Glauben und Sitte handelten, würden selbst von den Gegnern als nützlich, unschädlich und lesenswert bezeichnet.

Eine andere Art seiner Bücher seien die, welche gegen das Papsttum und die Papisten gerichtet seien, als gegen die, welche in Lehre und Beispiel die Christenheit durch Übel beides des Leibes

und der Seele verwüsteten. Das könne niemand leugnen, oder verhehlen, da es durch die Erfahrung aller und die Klage der Gesamtheit bezeugt sei, daß durch die Satzungen des Papstes und Menschenlehren die Gewissen der Gläubigen aufs erbärmlichste verstrickt, gequält und gemartert würden, und Hab und Gut zumal in der deutschen Nation verschlungen würden.

„Wenn ich nun diese widerriefe“, erklärte er, „würde ich nichts anderes thun, als die Tyrannei bekräftigen, einer so großen Ruchlosigkeit nicht nur die Fenster, sondern auch die Thür öffnen, und die Veranlassung dazu sein, daß sie weiter und freier um sich griffe, als je bisher, und durch meinen Widerruf würde das nichtswürdige Regiment jener, welches dem armen Volk längst so unerträglich ist, in seiner Willkür und Straflosigkeit nur bestärkt und befestigt werden, zumal man annehmen würde, das dies von mir aus Autorität kaiserlicher Majestät und des ganzen römischen Reichs geschehen sei. Guter Gott, was würde ich dann für ein Schanddeckel der Bosheit und der Tyrannei sein.

„Die dritte Art meiner Bücher sind solche, welche ich gegen Private oder Einzelpersonen geschrieben habe, nämlich gegen die, welche die römische Tyrannei zu schützen und die von mir vorgetragene gottselige Lehre zu untergraben versucht haben. Gegen diese bekenne ich heftiger gewesen zu sein, als sich ziemen möchte. Denn ich mache mich zu keinem Heiligen, streite auch nicht um mein Leben, sondern um die Lehre Christi; widerrufen darf ich auch diese nicht, weil ich dadurch der Tyrannei und Ruchlosigkeit Vorschub leisten würde, so daß sie heftiger gegen das Volk Gottes wüteten und herrschten, als sie geherrscht haben.

„Doch weil ich ein Mensch und kein Gott bin, kann ich für meine Schriftchen nicht besser eintreten, als der Herr Jesus Christus für seine Lehre, der, als er vor Hannas um seine Lehre befragt wurde und von einem Diener einen Schlag erhalten hatte, sagte: „Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse ist.“ Wenn nun der Herr selbst, der doch wußte, daß er nicht irren konnte, gegen seine Lehre sogar von dem schnödesten Knechte Zeugnis anzunehmen sich nicht geweigert hat, um wieviel mehr muß ich, niedrige Kreatur, bitten und warten, ob jemand Zeugnis ablegen will gegen meine

Lehre. Derhalben bitte ich um der göttlichen Barmherzigkeit willen Ew. Majestät, die allerdurchlauchtigsten Herrschaften, oder wer sonst, sei es hoch oder niedrig, es vermag, Zeugnis vorzubringen, meine Irrtümer darzuthun, mich mit prophetischen und evangelischen Schriften zu überwinden. Wenn ich dessen überwiesen werde, werde ich bereit sein, jeden Irrtum zu widerrufen, und werde der erste sein, der meine Bücher ins Feuer wirft."

Aus dem allen, erklärte er weiter, nachdem hiermit die kaiserliche Frage beantwortet war, sei offenbar, daß er, woran man ihn tags vorher so streng erinnert habe, Zwietracht und Gefahren, die durch seine Lehre erregt seien, genügend gewürdigt habe. Das sei ihm die liebste Beobachtung bei der ganzen Sache, daß über dem Worte Gottes Eifer und Zwietracht sich erhöben. Denn das sei der Lauf und der Erfolg des Wortes Gottes, das da spreche: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert."

„Deshalb müssen wir bedenken, wie wunderbar unser Gott ist und schrecklich in seinem Rat, daß nicht etwa das, was jetzt, um die Ruhe wiederzustellen, unternommen wird, wenn man mit der Verdammung des göttlichen Wortes beginnt, vielmehr nachher in eine unerträgliche Sintflut von Übeln umschlage. Hüten müssen wir uns auch, daß nicht auf diese Weise der Anfang der Regierung des trefflichen jungen Fürsten Karl, auf dem nächst Gott so große Hoffnung steht, ein unglückseliger und Unglück verheißender sei.

„Ich könnte dies mit reichlichen Beispielen aus der Schrift erklären, von Pharao, dem Könige von Babylon und den Königen von Israel, die sich gerade dann am schlimmsten ins Verderben gestürzt haben, wenn sie mit den klügsten Anschlägen ihre Reiche zu beruhigen und zu befestigen gedachten. Denn Er ist's, der die Klugen erhaschet in ihrer Klugheit (1 Kor. 3, 19) und die Berge zu Falle bringt, ehe sie es merken. Daher soll man Gott fürchten. Ich sage das nicht, als ob so hohe Häupter meiner Belehrung und Warnung bedürften, sondern weil ich dem Dienst, den ich meinem Deutschland schuldig bin, mich nicht entziehen will. Hiermit empfehle ich mich eurer allerdurchlauchtigsten Majestät und euren Herrschaften und bitte demütiglich, mich nicht

durch meine Widersacher grundlos bei sich verunglimpfen zu lassen."

Luther hatte lateinisch gesprochen; man begehrte jedoch, daß er seine Rede auch deutsch wiederhole, wie die Frage in beiden Sprachen gestellt worden war. Es war ihm im Gedränge und weil er beinahe ganz unter den Fürsten stand, sehr heiß geworden, und der kurfürstliche Rat, Friedrich v. Thun, der dies bemerkte, rief ihm zu: „Könnt ihr's nicht thun, so ist's genug, Herr Doktor." Aber Luther that, wie ihm befohlen; in freier Umformung wiederholte er, was er gesagt hatte, so daß es für alle, auch für das Volk, verständlich war, das seine Teilnahme durch vielfaches Gemurmel zu erkennen gab.

Hierauf traten die Stände zusammen und beratschlagten. Man mochte in Verlegenheit sein über Luthers Antwort. Er hatte Gegengründe gefordert. Wollte man darauf eingehen, so wäre dadurch die päpstliche Verurteilung der Lutherschen Glaubenssätze als nicht zu Recht bestehend hingestellt worden. Das wäre aber weder im Sinne des Kaisers noch der Mehrheit der Stände gewesen, nachdem Luther die fraglichen Bücher anerkannt hatte. Auf eine Disputation wollte und konnte man sich nicht einlassen, dies war den Nuntien feierlich versprochen worden. Daraufhin wurde dem Offizial zu antworten befohlen.

In strafendem Tone warf er ihm vor, er habe nicht zur Sache gesprochen. Man habe nicht nötig, ihn, wie er fordere, durch Schriftgründe zu überwinden. Denn was er vorbringe, sei durchaus nichts neues, sondern zum Teil das, was die Armen von Lyon, Wiclef und Hus und andere behauptet hätten, und was im Konzil zu Kostnitz durch päpstliche Heiligkeit, kaiserliche Majestät und alle Väter, die zugegen gewesen, verdammt worden wäre. Man dürfe diese Konzilsbeschlüsse nicht wiederum in Zweifel ziehen, denn es habe bisher auch gelehrte Leute gegeben, welche ihre Lehren, die sie gegen jene Ketzereien aufgestellt, zum Teil mit ihrem Blut und mit Wunderzeichen bekräftigt hätten. Er solle dafür halten, daß Gott seine Kirche nicht habe bisher irren lassen, und deshalb bei der Einigkeit der Kirche bleiben. Wenn er die betreffenden Artikel, besonders die, welche zu Kostnitz bereits ver-

dammt wären, widerriefe, würde man eine Weise finden, die übrigen Bücher zu erhalten, worin von denselben nicht gehandelt würde. Dadurch werde er dem Schicksal des Ketzers Arius entgehen, dessen Bücher alle verbrannt wurden, ungeachtetet er auch vieles Christliche geschrieben habe. Darum möge er eine Antwort „ohne Hörner und ohne Mantel" geben, ob er die besagten Artikel und Bücher widerrufen wolle oder nicht.

Man sieht, worauf es dem Offizial und damit der Mehrheit der Stände ankam: Widerruf der vom Konstanzer Konzil verurteilten Artikel; auf dieser Grundlage glaubte man mit ihm weiter verhandeln zu können. Aber Luther schwankte keinen Augenblick. Eine unbemäntelte Antwort wollte man haben, und er gab sie:

„Wenn ich nicht durch Schriftzeugnisse oder augenscheinliche Gründe überführt werde (denn ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien allein, da es feststeht, daß sie öfters geirrt haben und sich selbst widersprochen), so bin ich überwunden durch die von mir angeführten Schriften und mein Gewissen gefangen im Worte Gottes; widerrufen kann ich und will ich nichts, da wider das Gewissen zu handeln unsicher und unehrlich ist."

Ohne Zweifel war die Antwort deutlich genug; aber Luthers Leugnung der Verbindlichkeit der Konzilsbeschlüsse erschien vielen als etwas so Ungeheuerliches, daß der Sprecher des Reiches beauftragt wurde, Luther noch einmal zu befragen, ob er wirklich glaube, daß das Konzil irren könne. Luther erwiderte, das Konzil zu Kostnitz habe in vielen Stücken wider klare und helle Texte der heiligen Schrift beschlossen; die Schrift dränge ihn darum, zu sagen, daß das Konzil geirrt habe.

Als Eck dies leugnete, sagte Luther, er wolle es beweisen.

Man war gerade daran, in eine wirkliche Disputation zu geraten, da erhob sich der Kaiser, aufgebracht über diese unerhörten Äußerungen, und machte den Verhandlungen ein rasches Ende. In dem allgemeinen Tumult, der darüber entstand, empfahl sich Luther bei dem Kaiser und den Fürsten und rief zuletzt aus: „Ich kann nicht anders, hier steh' ich, Gott helfe mir! Amen."

Wir wissen nicht mehr, in welchem Zusammenhang diese Worte gesprochen worden sind, auch können sie vielleicht etwas anders gelautet haben, bei der herrschenden Unruhe hat der eine Berichterstatter den Ausspruch so, der andere ihn so verstanden; sicherlich drückten sie zu gleicher Zeit seine felsenfeste Überzeugung von der Wahrheit seines in sich gewissen Glaubens aus wie das Bewußtsein, daß hier nur Gott helfen könne. —

Über den Verhandlungen war es Nacht geworden. Alles drängte nachhause. Zu seiner Sicherheit gab man ihm zwei Begleiter mit. Darüber erhob sich ein Getümmel, die Edelleute schrieen, man wolle ihn gefangen nehmen. Eine Schutzwache war aber nicht so unangebracht. Ein großer Teil der anwesenden Spanier, von seiner Ketzerei jetzt mehr überzeugt als je, zudem wohl auch abgestoßen von seinen wenig höfischen Formen, verfolgte ihn auf dem Heimwege mit lautem Zischen und Höhnen.

In der Herberge erwarteten ihn schon Freunde und Neugierige. Dort brach seine ganze Unmittelbarkeit hervor. Ein Augenzeuge berichtet, daß er beim Eintritt die Hände in die Höhe reckte und mit fröhlichem Angesicht schrie: „Ich bin hindurch, ich bin hindurch.“ Daß er gerettet sei, oder die Gegner überzeugt habe, wähnte er freilich nicht, aber die große Stunde war vorüber; er hatte „als ein harter Fels verharrt“, wie ein alter Bericht sagt, und nichts hatte ihn bewegen können, seiner Überzeugung untreu zu werden. Gleich darauf sagte er zu Spalatin, wenn er tausend Köpfe hätte, wollte er sie sich eher alle abhauen lassen, als einen Widerruf thun.

Der sächsische Kurfürst war mit seinem Professor zufrieden. Noch vor dem Abendessen ließ er Spalatin zu sich bescheiden und sagte zu ihm: „Wohl hat der Pater Doktor Martinus geredet vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen in Latein und Deutsch; er ist mir viel zu kühn.“ Das sollte er ohne Zweifel dem Doktor mitteilen; mit ihm selbst zusammenzutreffen vermied er.

Luthers Verhör war resultatlos geblieben. Was sollte nun geschehen, das war die große Frage.

Der Kaiser, der sogleich nach dem ersten Verhör erklärt hatte: „der wird mich nicht zum Ketzer machen", und seine Verwunderung darüber aussprach, daß dieser Mann solche Bücher schreibe, war der Ansicht, daß nunmehr dem Rechtsgefühl der Deutschen genug gethan sei. Schon am nächsten Morgen, Freitag den 19. April, ganz in der Frühe, ließ er die Reichsstände zusammenrufen, um ihnen den Luther zu erteilenden Abschied vorzulegen.

Er erklärt darin, wie seine Vorfahren stets die Förderer des katholischen Glaubens, seiner Ordnungen und Einrichtungen gewesen seien, so habe er beschlossen, alles, was durch seine Vorgänger, und zwar besonders was auf dem Konzil zu Konstanz bestimmt worden sei, aufrecht zu halten; denn mit seiner Privatmeinung kämpfe dieser einzige Frater gegen die ganze Christenheit, als ob sie bisher im Irrtum gewesen. Alle seine Königreiche und Provinzen, Leib und Leben, ja seine Seele selbst wolle er in dieser Sache einsetzen. Er bedauert, Luthers Angelegenheit, dessen halsstarrige Antwort sie tagsvorher gehört hätten, so lange hingezogen zu haben, und will nichts mehr von ihm wissen. Das freie Geleit soll ihm gewahrt bleiben, dann aber gegen ihn als einen erklärten Ketzer vorgegangen werden.

Hiermit hatte sich der Kaiser ganz auf den Standpunkt der Kurie gestellt. Um ihr seine Ergebenheit zu zeigen, hatte er auch sogleich das betreffende Schriftstück nach Rom geschickt. Dort verfehlte man nicht, in mehreren Breven an den Kaiser, den Beichtvater und andere Räte, denen man einen Einfluß auf das Zustandekommen des Beschlusses beimaß, die päpstliche Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Ja Leo X. ließ sich herab, dem Breve an Karl V. eigenhändig ein paar Wort des Dankes und der Aufmunterung zuzufügen, was eine seltene Auszeichnung war.

Wie anders sah man doch in deutschen Landen die Sache an! Mochte es auch, zumal unter den versammelten Fürsten, nur wenige geben, die sich in Luthers Ideengang hineinzuversetzen vermochten, die nicht auch wie der Kaiser und seine Ratgeber den Boden unter den Füßen zu verlieren fürchteten, wenn die Be-

schlüsse der Konzilien erst durch die Schrift auf ihre Wahrheit geprüft werden sollten, so hatte doch Luthers mannhaftes Auftreten für seine Überzeugung auch auf die ferner Stehenden einen bedeutenden Eindruck gemacht. Unmittelbar nach dem Verhör hatte der gut römische Herzog Erich von Braunschweig dem erschöpften Ketzer, noch ehe er den Bischofshof verließ, einen Trunk Eimbecker Bieres reichen lassen. Eine nicht geringe Zahl Fürsten, Grafen und Herren besuchten ihn in seiner Herberge, um ihm ihre Teilnahme kundzugeben. Damals machte Luther auch die Bekanntschaft Philipps von Hessen. „Habt Ihr recht, Herr Doktor", sagte der Fürst zu ihm, „so helfe Euch Gott." Der venetianische Gesandte schrieb am 19. mit Rücksicht auf die Mitglieder des Reichstags: „Bruder Martin hat viele, die ihm günstig sind", und der Botschafter Heinrichs VIII. von England meinte, die Deutschen wären so sehr für Luther eingenommen, daß eher Hunderttausende ihr Leben opfern würden, ehe man zuließe, daß Luther durch die Autorität des Papstes unterdrückt würde.

Und wenn irgendetwas, so hatte Luthers Verhör die Menge für ihn begeistert. Daß er sich erboten, seine Lehre zu widerrufen, wenn man ihn widerlege, und sich doch niemand dazu gefunden, galt als der sicherste Beweis, daß man ihn nicht zu widerlegen vermochte. Die allgemeine Mißstimmung wandte sich jetzt schon nicht mehr bloß gegen die Prälaten, sondern machte sich auch in Drohungen gegen die Machthaber im Reiche Luft. In den kaiserlichen Gemächern fand man, so erzählte man sich wenigstens in Reichstagskreisen, einen Zettel mit dem Spruche: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." Ein Anschlag an dem Rathause kündigte den Romanisten und vor allem dem Erzbischof von Mainz ernstliche Feindschaft von vierhundert Edelleuten an, die sich verschworen hätten, den gerechten Luther nicht zu verlassen. „Schlecht schreib' ich", schloß der Anschlag, „aber einen großen Schaden mein' ich, mit achttausend Mann kriegen will ich: Bundschuh, Bundschuh, Bundschuh." Demnach stellte man auch einen Bauernaufstand in Aussicht.

Es steht dahin, wie weit das ernstlich zu nehmen war. Der

Kaiser lachte darüber. Von Sickingen und Hutten, die soeben von neuem für den kaiserlichen Dienst gewonnen waren, war jetzt nichts zu fürchten, obwohl der letztere noch in den letzten Tagen kühne Briefe an Luther geschrieben hatte. Nicht ohne Grund spöttelten die Römlinge, daß Hutten zwar belle, aber nicht beiße. Nichtsdestoweniger mußten solche Äußerungen das allgemeine Unbehagen erhöhen, und die Luther freundlich gesinnten Stände wußten speziell die Furcht des Mainzer Kurfürsten, den jener Anschlag sehr erschreckt hatte, zu benutzen.

Als das kaiserliche Edikt in der Reichsversammlung zur Verlesung kam, machte der päpstliche Legat die Beobachtung, daß viele bleich wurden. Nach längeren Verhandlungen am Freitag und Sonnabend wurde beschlossen, dem Kaiser vorzuhalten, daß leicht eine Empörung im Reich entstehen könne, wenn man trotz Luthers Erbieten „dermaßen geschwindlich ohne Verhör“ vorgehen würde. Der Rat der Stände ging deshalb dahin, durch gelehrte und verständige Männer bei Luther den Versuch machen zu lassen, ob er nicht auf den rechten Weg zu bringen wäre. Aleander, der jetzt fürchtete, Luther könnte wirklich einiges zurücknehmen, was dann zur Folge haben würde, daß man auf seine Artikel gegen das Papsttum eingehen würde, suchte dies nach Möglichkeit zu verhindern. Indessen ging der Kaiser Montag den 22. darauf ein und bewilligte noch drei Tage Frist, erklärte übrigens, daß er bei seinem Beschluß beharre. Der Reichstag erwählte sogleich eine Kommission, die sich mit der Sache befassen sollte; sie bestand aus zwei Kurfürsten, dem von Trier und Brandenburg, dem Herzog Georg von Sachsen, den beiden Bischöfen von Augsburg und Brandenburg, dem Deutschmeister, dem Grafen Georg von Wertheim, den städtischen Gesandten Konrad Peutinger von Augsburg, Johann v. Bock aus Straßburg und dem Kanzler des Markgrafen von Baden, Dr. Hieronymus Vehus. Die Leitung des Ganzen übernahm der Kurfürst und Erzbischof von Trier, Richard v. Greiffenklau, ein wohlwollender Mann, der mit dem Kurfürsten von Sachsen sehr befreundet war und allen Ernstes eine Vermittelung anstrebte. Es war derselbe, den Luther früher in den Verhandlungen mit Miltitz als Schiedsrichter vorgeschlagen

hatte. Noch am selben Tage wurde Luther von dem Vorhaben benachrichtigt, er erklärte sich bereit, zu der festgesetzten Stunde zu erscheinen.

Mittwoch, den 24. April, früh um 6 Uhr trat die Kommission in der Behausung des Trierer Kurfürsten zur Beratung zusammen. Luther war mit mehreren Begleitern erschienen.

Hieronymus Vehus, den man zum Sprecher gewählt, begann mit einer längeren Rede. Auch er ging davon aus, daß man sich in keine Disputation mit ihm einlassen wolle, da dieselbe weder vonnöten noch ersprießlich sein werde; aber um der brüderlichen Liebe willen wolle man ihn freundlich ermahnen, ob er nicht bei dem unzertrennten Rock und der einigen christlichen Kirche verbleiben wolle. Habe er Gegenbeweise aus der heiligen Schrift begehrt, so wolle man ihn auf das Zeugnis der Kirche und seines Gewissens verweisen. Vehus gab die Möglichkeit zu, daß christliche, im heiligen Geist versammelte Konzilien geirrt haben könnten, damit sei ihnen aber noch nicht die Autorität benommen, da sie sich wie die Reichsverordnungen, je nach der Lage der Zeit richten mußten. Die zunehmende Sünde habe in der Kirche manche Satzungen nötig gemacht; zum Lobe Gottes seien im Laufe der Zeit im Gottesdienst manche Einrichtungen getroffen worden, die gute Früchte gebracht hätten: er möge daher bedenken, ob es recht sei, in diesen letzten Zeiten die Messe und andere göttliche Ämter herabzusetzen. Und endlich, wenn dies keinen Eindruck mache, so solle er daran denken, daß es in der Schrift heißt, daß Kaiphas weissagte, weil er desselben Jahres Hoherpriester war. Um wie viel mehr müsse man annehmen, daß ein christliches Konzil, im Namen Christi versammelt, welches die ganze Christenheit repräsentiere, heilsame, gute und nützliche Ordnungen hervorbringen werde zur Ehre Gottes und zum Nutzen der Menschen?

Dann aber möge Luther auch sein eigenes Gewissen zurate ziehen. Das werde ihn über drei Dinge belehren. Erstens, daß man nicht auf seinen eigenen Verstand bauen solle, sondern wie schon der heilige Bernhard sage, lieber der Meinung eines andern nachgeben. Die Väter hätten gewiß auch das Evangelium gelesen und es ebensowohl verstanden als er, die evangelische Lehre

inbrünstiger bewahrt, als es jetzt gewöhnlich geschehe. Wenn er nur Gottes Ehre und der Menschen Heil suche, so möge er darüber sein eigenes Heil nicht vergessen und sich davor hüten, betrogen zu werden.

Ferner werde ihm sein Gewissen bezeugen, daß er Ärgernis vermeiden solle. Und wie viel Ärgernis sei schon durch seine Lehre hervorgerufen worden, besonders durch sein Buch von der Freiheit eines Christenmenschen, wenn es auch richtig sei, daß Paulus nur von der geistlichen Freiheit gesprochen habe! Und in anderen Büchern habe er selbst die Obrigkeit mit „etwas vnmessiger bescheidenheit" angetastet. Endlich werde er, wenn er bei seinen Irrtümern stehen bleibe, selbst die Ursache sein, daß auch die guten Früchte, die durch seine trefflichen Schriften, wie die von den zehn Geboten, von den guten Werken, von der dreifachen Gerechtigkeit, erweckt seien, unterdrückt würden, denn er wisse, daß der Kaiser, falls er auf seinem Standpunkt beharre, gegen ihn vorgehen und ihn aus dem Reiche treiben werde. —

So hatte noch kein Gegner mit Luther verhandelt. Vehus hatte seinen Ermahnungen die geeignetste Form gegeben. Er hatte sie Luthers Anschauungen möglichst angepaßt. Das waren nicht die alten abgebrauchten Gründe für die Unfehlbarkeit des Konzils. Vom Papst war gar keine Rede und die Hinweisung auf Bernhard, den Luther unter allen mittelalterlichen Vätern am meisten verehrte, geschah wohl mit gutem Bedacht. Ein Aleander, ein Eck würden diese Auslassungen kaum gebilligt haben; sie galten damals noch in deutschen Landen als gut katholisch; weder die Bischöfe, noch so römischgesinnte Männer wie Joachim von Brandenburg und Georg von Sachsen thaten dagegen Einspruch.

Luther dankte demütig für die große Güte, die man ihm, dem unbedeutenden Manne, erwiesen. Er hat dieselbe auch später immer anerkannt. Zur Sache bemerkte er, daß er durchaus nicht alle Konzilien verworfen habe, sondern nur das von Konstanz, weil dieses durch Verdammung der Artikel des Hus das Wort Gottes verdammt habe. Lieber wolle er Blut und Leben daran geben, ehe er sich dazu zwingen ließe, das offenbare Wort Gottes zu widerrufen. Denn da heißt es, daß man Gott mehr gehorchen

solle, als den Menschen. In diesem Punkte könne er Ärgernis nicht vermeiden, wie es nicht in seiner Macht stünde, daß Christus nicht ein Fels des Ärgernisses sei. Er wisse, daß man der Obrigkeit, auch der bösen, gehorchen müsse, auch nicht auf eigener Meinung beharren dürfe; so habe er in seinen Schriften gelehrt, so wolle er sich auch ferner verhalten, sofern er nur nicht genötigt würde, das Wort Gottes zu verleugnen.

Nach kurzer Beratung der Kommissionsmitglieder wurde Luther aufgefordert, seine Schriften doch dem Urteile des Kaisers und des Reichs zu unterbreiten.

Nach dem, was über die Meinung des Kaisers verlautet hatte, war das jetzt eine ziemlich starke Zumutung. Aber Luther wies sie nicht direkt zurück. Er verwahrte sich dagegen, daß man sage, er entziehe sich dem Urteilsspruch des Kaisers und der Reichsstände. Er fürchte ihre Prüfung nicht, wofern sie nur auf Grund des göttlichen Wortes geschehe. Das Wort Gottes sei so offenbar für ihn, daß er nicht nachgeben könne, falls er nicht durch dasselbe eines besseren belehrt würde. In diesem Sinne nahm er den Vorschlag an und bat, bei dem Kaiser dahin zu wirken, daß man ihn nicht zwingen möge, in dieser Sache wider sein Gewissen zu handeln. Hierauf richtete der Kurfürst von Brandenburg an ihn die Frage: ob er wirklich gesagt habe, daß er nur nachgeben wolle, wenn er durch die heilige Schrift widerlegt würde. „Ja wohl, gnädigster Herr", antwortete Luther, „oder durch klare und augenscheinliche Gründe." Damit wurden die Verhandlungen zunächst abgebrochen.

Die Stände begaben sich in die Reichsversammlung. Nur Richard v. Greiffenklau blieb zurück, um sich weiter mit Luther zu besprechen. Außer Luthers Freunden, Schurf und Amsdorf, waren jetzt noch der Offizial Eck und der Frankfurter Domdechant Joh. Cochleus zugegen. Letzterer, den man auch als Humanisten kannte, hatte sich wenigstens in Briefen noch vor wenigen Monaten für Luther günstig ausgesprochen. Seit Anfang des Jahres war er jedoch als sein Gegner aufgetreten. Augenblicklich ließ er sich von Aleander für seine Zwecke benutzen. Schon vor Tage, früh um vier Uhr, hatte dieser ihn zu sich rufen lassen und ihm

den Aufträg erteilt, sich bei den Verhandlungen mit Luther einzustellen, um ihm getreulich Bericht erstatten zu können.

Hier nahm jetzt wieder Eck von Trier das Wort. Er setzte gewissermaßen das Gespräch fort, das vor dem Reichstage nicht hatte zu Ende geführt werden können. Gegenüber Luthers Betonung der Schrift meinte er, daß fast alle Ketzereien aus der heiligen Schrift hervorgegangen seien. Für die Untrüglichkeit der Konzilien führte er an, daß der Herr der Kirche seinen Schutz versprochen habe, was Luther aber nicht auf die sichtbare Kirche und ihre Repräsentation im Konzil zu beziehen vermochte. Trotz des entschiedenen Verbotes des Aleander, sich in eine Disputation einzulassen, mischte sich doch auch Cochleus ins Gespräch. Es wurde mancherlei hin und her debattiert, auch Hieronymus Schurf nahm dabei das Wort. Schließlich ging man resultatlos auseinander.

Am Nachmittag versuchte Cochleus, der vor Begierde brannte, sich mit Luther zu messen, auf ihn in dessen Behausung einzuwirken, zum Teil in herausfordernder, hochmütiger Redeweise. Er schlug ihm nichts Geringeres als eine Disputation vor, zu welchem Zwecke er auf sein freies Geleit verzichten solle. Luther wäre beinah darauf eingegangen, wenn nicht die kurfürstlichen Räte dazwischen getreten wären. Cochleus erzählte später Wunderdinge von dem Eindruck, den seine Beweisgründe auf Luther gemacht, daß er ihn zu Thränen gerührt u. dgl.; — wir wissen nur, daß Luther unbeweglich blieb und daß aus jenen Tagen die bittere Feindschaft zwischen beiden Männern herrührte.

Unterdessen hatte der Kaiser auf den Bericht des Vehus, dem Schurf bald nach jener ersten Unterredung die Sache so dargestellt, als ob wirklich Aussicht auf eine Einigung vorhanden wäre, sich bereit finden lassen, noch weitere zwei Tage Frist zu gewähren. Am Morgen des 25. fanden sich Dr. Vehus und Dr. Peutinger bei Luther ein, um von neuem in ihn zu dringen, seine Schriften dem Kaiser und den Reichsständen ohne alle Bedingung zur Beurteilung zu überantworten.

Man sprach so eindringlich drei Stunden lang in ihn hinein, daß er sich Bedenkzeit erbat. Es konnte ihm nicht entgehen, daß

die beiden Doktoren es gut mit ihm meinten, er konnte wohl auch einen Augenblick glauben, daß man wirklich die Schrift als Richtschnur des Glaubens anerkennen werde, wie jene dies als selbstverständlich hinstellten. Aber warum wollte man ihm dann nicht gestatten, dies als Bedingung zu stellen? Am Nachmittag wies er den Antrag zurück. Er konnte sich nicht entschließen, das Wort der Schrift menschlichem Ermessen unterzuordnen. „Verflucht ist der Mann, der sich auf Menschen verläßt“ (Jerm. 17, 5), antwortete er mit der Schrift. „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, sie können ja nicht helfen“ (Ps. 146, 3).

Da fragte Peutinger, ob nicht durch ein Konzil der Sache abzuhelfen wäre. Das war lange der Weg gewesen, auf dem Luther eine Entscheidung erhofft hatte. Er wies ihn auch jetzt nicht zurück. Er verlangte nur, daß man es beschleunige, auch dort auf Grund der Schrift urteile. Daraufhin erklärte er sich bereit, über die für irrig gehaltenen Punkte, die man ihm schriftlich mitteilen solle, zu schweigen, aber nur über diese, während er sich sonst die freie Verkündigung des Wortes Gottes vorbehielt. Die Vermittler überhörten hier die Klausel von der Schrift und glaubten in der That eine Einigung gefunden zu haben. Bei dem weitverbreiteten Wunsche nach einem Konzil war es nicht unmöglich, daß die Reichsversammlung Luthers Vorschlag zu dem ihrigen machte. Gerade in jenen Tagen, daran muß man sich erinnern, wurden auch die Beschwerden gegen das Papsttum übergeben. Sofort begaben sich Peutinger und Vehus zu dem Kurfürsten von Trier, der, über diese Kunde hoch erfreut, die Sache nun in einem letzten Gespräch zu Ende bringen wollte, um dann dem Kaiser zu berichten.

Luther hatte zu Richard v. Greiffenklau großes Vertrauen. Als er jetzt unter vier Augen mit ihm verhandelte, eröffnete er ihm unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses sein ganzes Herz. Aleander wollte wissen, daß er ihm wichtige Dinge mitgeteilt, auch die Verfasser einiger anonymen gegen das Papsttum erschienenen Schriften angegeben. Er brannte darauf, dieselben zu erfahren und forderte sogar den Bruch des Beichtgeheimnisses. Galt es seinen Zweck zu erreichen, „zur Ehre Gottes und zur

Beförderung des Kirchenfriedens“, war diesem Menschen auch das wichtigste Gebot der Kirche nicht mehr heilig: er erklärte, der Erzbischof sei nicht verbunden, „einem Mann das Sakrament der Beichte zu halten, der die Beichte zerstört, der ein notorischer Ketzer und kein Glied der Kirche mehr sei“. Wir hören nur, daß in jenem vertraulichen Gespräche, zu dem schließlich auch Spalatin zugezogen wurde, Luther dem Kurfürsten noch einmal die Gründe auseinandersetzte, warum er weder dem Kaiser noch den Reichsständen in der vorgeschlagenen Weise seine Sache zur Beurteilung übergeben könne. Aleanders Furcht, er möchte, um seine Sätze gegen das Papsttum, worin die ganze Welt mit ihm übereinstimmte, zu retten, in den Glaubenssätzen etwas nachgeben, war unnötig gewesen. Eine solche Überlegung existierte für ihn nicht. Der Papst und die Mehrzahl der Stände konnten meinen, das seien ganz verschiedene Dinge, seine scharfen Anklagen gegen die Verderbnisse der Kirche seien nichts anderes als die alten Beschwerden der deutschen Nation. Für ihn hing doch das alles aufs engste zusammen, er wußte und hatte es klar genug darzuthun gesucht, daß das Verderben in der Kirche auf der Verkehrung des göttlichen Wortes beruhe. Alle Überredungskünste des freundlichen Kirchenfürsten, der ihm nach Aleanders Bericht auch ein gutes Priorat und seinen Schutz angeboten, waren vergeblich. Aufgefordert, nun doch seinerseits Mittel anzugeben, wie eine Einigung zu erzielen sei, antwortete er mit Gamaliel: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist's aber aus Gott, so könnt ihr's nicht dämpfen.“ Er wisse sicher, wenn sein Beginnen nicht aus Gott sei, so werde es innerhalb drei, vielleicht schon zwei Jahren von selbst untergehen. So könnten der Kaiser und die Reichsstände an den Papst schreiben. Bei den bestehenden Rechtsanschauungen wußte er selbst keinen andern Ausweg, als seine Sache Gott und der Zeit zu überlassen.

Der Kurfürst meinte doch noch, daß mit einem Konzil etwas zu erreichen sei. Er fragte, was Luther zu thun gedächte, wenn man die Artikel, welche einem Konzil vorgelegt werden sollten, ausgezogen hätte. Luther antwortete ausweichend: „Wenn es nur nicht die sind, welche das Konstanzer Konzil verdammt hat?“

Als der Kurfürst die Befürchtung aussprach, daß es gerade diese Artikel sein möchten, da erklärte er: „Ja, über diese kann ich und will ich nicht schweigen, da ich gewiß bin, daß in ihnen das Wort Gottes verdammt ist. Lieber will ich Kopf und Leben verlieren, als das klare Wort Gottes verlassen."

Mit dieser Erklärung war alles entschieden. Der Kurfürst entließ ihn freundlich und versprach, wie Luther wünschte, ihm beim Kaiser die Erlaubnis zur Abreise auszuwirken.

Und die kaiserliche Entlassung wurde ihm sehr bald zuteil. Nach wenigen Stunden schon ließ ihm der Kaiser durch den Offizial von Trier ankündigen, da alles Mahnen vergeblich gewesen sei, bleibe nichts übrig, als daß er nunmehr als Beschützer des Glaubens gegen ihn verfahre. Wohl gab es Stimmen in der Umgebung des Monarchen, die ihm rieten, dem Ketzer das Wort nicht zu halten und mit ihm wie einst Sigismund mit Hus zu verfahren; sein Lehrer, der spätere Papst Hadrian, mahnte dringend, wenn er sich selbst scheue, gegen Luther einzuschreiten, ihn doch an die Kurie auszuliefern, um der ganzen Welt zu zeigen, daß er ein Feind der Feinde Christi sei; aber Karl ging nicht darauf ein und versprach, das freie Geleit, was er einmal zugesagt, zu halten. Einundzwanzig Tage sollte es währen. Bis dahin habe Luther nachhause zurückzukehren, unterwegs des Schreibens und Predigens sich zu enthalten, um das Volk nicht zu erregen.

Luther erwiderte: „Es ist geschehen, wie es dem Herrn gefallen. Der Name des Herrn sei gelobt." Dann ließ er dem Kaiser und den Ständen seinen Dank entbieten, daß sie ihn mit so vieler Güte angehört und auch sein Geleit wahren wollten. Nichts habe er gewollt, als eine Reformation der Kirche durch die heilige Schrift. Für Kaiser und Reich sei er bereit, alles zu erdulden, nur das eine müsse er sich vorbehalten, das Wort Gottes frei zu bekennen und zu bezeugen.

Das war sein letztes Wort an die kaiserlichen Vertreter. Darauf gaben sie sich die Hände und schieden von einander.

Daß er die schärfste Verurteilung zu erwarten habe, darüber konnte Luther selbst keinen Augenblick in Zweifel sein. Wir hören doch

in dieser Zeit kein Wort der Sorge oder des Unmuts von ihm. Selten war ein Mensch verlassener als Luther in jenen Tagen. Die Kirche hatte ihn ausgestoßen; jede Stunde hatte er die Acht zu erwarten, die ihn aus der menschlichen Gesellschaft ausstieß; es gab keinen Richter auf Erden, der ihm zu seinem Recht verhelfen konnte. Es blieb ihm nichts als sein Gott, dem er felsenfest vertraute, und sein Gewissen, welches ihm bezeugte, nur die Ehre Gottes, nicht die eigene gesucht zu haben. Was mag nicht alles in jenen Tagen durch seine Seele gegangen sein! An sich selbst hat er wohl am allerwenigsten gedacht. Was lag an seiner Person? Aber die Tausende, die seinem Worte gläubig gelauscht, die nun mit in sein Schicksal verflochten wurden?

Man hat ihn an die große Verantwortlichkeit oft erinnert, und er war sich derselben voll bewußt. Wie groß war doch die Versuchung, die an ihn herantrat! Selbst der kühle Beobachter von heute könnte meinen, es wäre vielleicht besser, wenigstens klüger gewesen, wenn Luther — darum drehte sich doch schließlich alles — weniger starr an der Verwerfung des Konzils festgehalten hätte, da bei einiger Nachgiebigkeit in diesem Punkte viel gewonnen werden konnte. Denn außerdem, daß der Reichstag hierdurch mittelbar von neuem zu der Erklärung veranlaßt worden wäre, daß das Konzil über dem Papste stehe, woraus ein unberechenbarer, politischer Vorteil erwachsen konnte, hätte die nene Anschauung, ohne für häretisch gelten zu müssen, sich ungehindert ausbreiten können; ja bei der Abneigung Roms gegen ein Konzil war es denkbar, daß die evangelische Lehre indessen überall in deutschen Landen die Oberhand gewann, eine Spaltung unserer Nation vermieden worden wäre. — —

Aber solche Erwägungen konnte Luther nicht haben, und wenn er sie gehabt hätte, wären sie für ihn nicht bestimmend gewesen. Es gehört zu den vielfach verhängnisvollen, aber doch um ihrer Motive willen bewundernswerten Eigentümlichkeiten der deutschen Reformation, daß sie, soweit es an Luther lag, den Gegnern zum Vorteil, oft bis zur Kurzsichtigkeit den Erwägungen der Klugheit und Berechnung sich verschlossen hat. So schon hier. Mochte kommen, was da wollte, einem Konzil, welches die heilige Schrift

nicht als Glaubensgrundlage anerkannte, konnte er sich nicht unterwerfen, ohne alles das wieder in Zweifel zu stellen, was ihm durch die Schrift und die innere Erfahrung zur Überzeugung und zur innerlichen Gewißheit geworden war. Aus dem Wort war sein Glaube geboren, in ihm wurzelte derselbe, aus ihm nahm er — das war seine unentwegte Überzeugung — auch die Kraft, sich der ganzen Welt entgegenzustellen.

Auf der andern Seite ist es doch unrichtig, wie dies vielfach geschehen, in Luthers Gegnern, die seiner Verurteilung zustimmten, oder sie doch geschehen ließen, nur unfromme Menschen zu sehen, die sich hartnäckig der offenbaren Wahrheit widersetzten. Unter den bestehenden Rechtsverhältnissen und seit alters überlieferten Rechtsanschauungen war, *wenn überhaupt eine richterliche Entscheidung getroffen werden sollte*, und darin lag der Fehler, kein anderer Ausweg übrig, als daß Luther verurteilt wurde. Daß er die Unfehlbarkeit der Konzilien geleugnet, hatte seine Ketzerei nach damaligen Anschauungen unwiderleglich erwiesen, auch den ihm freundlich gesinnten Ständen. Denn damit verwarf er den höchsten Gerichtshof, an welchen die abendländische Christenheit bisher wenigstens ideell sich angeklammert hatte. Darüber hinaus gab es nichts. Wer dieses höchste Gericht nicht anerkannte, der stellte sich, so mußte jeder urteilen, der Luthers Anschauungen noch nicht in sich aufgenommen, dem es noch nicht wie ihm zur Gewißheit geworden, daß alles, auch Recht und Sitte, an der Schrift gemessen werden müsse, außerhalb des bestehenden Rechts. Dagegen wußten doch auch seine Freunde nichts einzuwenden. Hier reichte alle menschliche Weisheit nicht aus.

In der That, in jenen Tagen zu Worms handelte es sich noch um mehr als um religiöse und kirchliche Fragen. Zwei Weltanschauungen trafen da aufeinander, von denen die eine mit allem brach, was eine mehr als tausendjährige Entwickelung zu ewigem Rechte gestempelt hatte. Der lange unterdrückte Gedanke, daß es etwas gäbe, was über allem geschriebenen und überlieferten Recht stände, daß der einzelne auch ein Recht habe gegenüber dem Ganzen, das Recht, auf die eigene Gefahr hin auch irren zu dürfen, mit einem Worte der Gedanke von der Freiheit des Gewissens

war es, der hier fast wie zum erstenmal zum Ausdruck kam. Man darf sich nicht wundern, daß die alte Zeit gegen diese Neuerung sich noch einmal zusammenfaßte. Manche mochten die große Gefahr, die darin lag, wenigstens ahnen. Wankten nicht die Stützen des Reichs in ihren Grundfesten? Konnte man das Recht der Gewissensfreiheit nicht auch auf anderen Gebieten als auf dem religiösen zur Geltung bringen wollen? Was oder wer verbürgte dann noch den Bestand des Rechts überhaupt? Die vielen, denen Luthers Gedankengang ein Rätsel, die in ihm nur den böswilligen Starrkopf sahen, die den Gedanken von einem durch die Schrift gebundenen Gewissen nicht zu fassen vermochten, überhörten über dem Wort von der Freiheit eines Christenmenschen nur zu leicht den andern Teil seiner Predigt, daß ein „Christenmensch sei ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann unterthan", und konnten leicht in der Ferne mit einigem Schein den Umsturz aller Dinge hereinbrechen sehen. Es konnte ihnen als eine sittliche Pflicht gelten, als eine gute That, den Verderber zu vernichten.

So urteilten die einen, während andere, wie Friedrich von Sachsen, der sich daran hielt, daß man auf Luthers Begehr, ihn zu widerlegen, nicht eingegangen war, meinte, daß nicht allein Hannas und Kaiphas, sondern auch Herodes und Pilatus gegen ihn sei. „Davor", setzt er hinzu, „will nichts helfen; es steht bei Gott, er wird es sonder Zweifel wohl schicken." —

Immerhin lag doch dem Kurfürsten und seinen Räten die Frage nahe, was sie ihrerseits etwa für Luther thun könnten. War seine Verurteilung nicht zu verhindern, so fragte es sich doch, ob der Kurfürst nicht ein Recht habe, seinen Unterthanen, den Wittenberger Professor, vor Unbillen zu schützen, ihn den Verfolgnngen zu entziehen, so lange sie noch nicht ausgebrochen waren. Noch war Luther nicht verurteilt, noch unterstand er vollkommen seiner Macht. Vielleicht legte sich der Sturm und war eine einsichtigere Verständigung zu erhoffen, wenn es gelang, Luther eine Zeit lang in der Stille zu verwahren und ihm Schweigen aufzulegen.

Der Plan durfte kaum vom Kurfürsten selbst ausgegangen sein, vielleicht von seinem, Luther so sehr ergebenen Bruder Johann. Er hat seinen Räten wohl nur eine allgemeine Vollmacht nach

jener Richtung hin erteilt, ohne über das Einzelne Bestimmungen zu treffen. Sicher ist, daß sowohl er wie Herzog Johann lange Zeit Luthers Aufenthalt nicht gekannt haben. Noch am letzten Abend in Worms erhielt Luther in Gegenwart Spalatins durch Philipp von Feilitzsch und Friedrich von Thun Kunde davon, daß man ihn in Gewahrsam bringen wolle. Wohl oder übel mußte er darauf eingehen, wenn auch ungern. Nur wenige wußten davon, nicht einmal seine Begleiter, mit denen er Freitags, am 26. April, früh 10 Uhr von Worms abreiste. Aleander berichtete darüber nach Rom am folgenden Tage: „So ist der ehrwürdige Schurke gestern früh drei Stunden vor Mittag abgereist, nachdem er in Gegenwart vieler Personen sich viele geröstete Brötchen gemacht und viele Gläser Malvasier getrunken, wovon er ein starker Freund ist.“ Erst in Oppenheim schloß sich der kaiserliche Herold ihm an. Unter seinem Schutze erreichte er am Sonnabend Frankfurt, wo er in seiner früheren Herberge Quartier nahm.

Von da aus schrieb er am 28. an seinen Freund und „Gevatter“, den Maler Lucas Kranach in Wittenberg: „Ich segne und befehle euch Gott: ich laß mich einthun, weiß selbst nicht wo, und wie wohl ich lieber hätte von den Tyrannen, sonderlich von des wütenden Herzog Georgen zu Sachsen Händen den Tod erlitten, muß ich doch guter Leute Rat nicht verachten bis zu seiner Zeit. — — Es muß ein klein Zeit lang geschwiegen und gelitten sein: ‚Ein wenig sehet ihr mich nicht; und aber über ein wenig so sehet ihr mich‘, spricht Christus (Joh. 16, 16). Ich hoff, es soll itzt auch so gehen. Doch Gottes Wille als der allerbeste geschehe hierin, wie im Himmel und Erden, Amen.“

Ohne Hab und Gut, ohne Weib und Kind, ward es ihm nicht allzu schwer, der Stätte seiner Wirksamkeit eine Zeit lang fern zu bleiben. Er ließ wenig dahinten. Nur für seine Vertretung im Predigtamte sorgte er. Da sollte Licentiat Feldkirch für ihn eintreten, im Notfall würde auch Amsdorf bereit sein.

Noch Sonntags, früh um 10 Uhr, reiste er weiter nach F r i e d - b e r g, von wo er einen lateinischen Brief an den Kaiser schickte. Unter dem Ausdruck des unterthänigsten Dankes für das ihm bewahrte Geleit bespricht er darin das gegen ihn zu Worms ein-

geleitete Verfahren. Der Angelpunkt sei gewesen, daß er, durch sein Gewissen und die heilige Schrift gebunden, es nicht über sich gebracht hätte, seine Bücher und Lehren der willkürlichen Beurteilung der Reichsstände oder eines Konzils zu unterwerfen, da er allein eine Prüfung derselben durch die heilige Schrift zugestehen könne. In zeitlichen Dingen, die mit dem Worte Gottes und den ewigen Gütern nichts gemein haben, solle man einander vertrauen; aber nimmermehr leide es Gott, daß ein Mensch dem andern das Wort Gottes überantworte, das der Richter aller bleiben müsse. Seine Lehre nach ihm prüfen zu lassen und, falls er des Irrtums überführt werde, zu widerrufen, sei er auch jetzt noch gern bereit, ja, er bitte den Kaiser, von dem er sich des Besten versehe, nicht um seinetwillen, sondern im Namen der ganzen Kirche darum, eine solche Prüfung zu veranstalten, da er nichts anderes suche, als die Ehre Gottes und das allgemeine Wohl, unbekümmert darum, ob man ihm zustimme oder nicht.

Ein Schreiben ziemlich gleichen Inhalts richtete er auch an die Stände des Reichs. Zugleich entließ er, wohl auf Grund früherer Verabredung mit Spalatin, den Reichsherold und reiste Montag über Grünberg nach Hersfeld weiter. Dort erwartete ihn die freundlichste Aufnahme vonseiten des Abtes des Benediktinerklosters. Eine gute Meile weit zogen ihm die Mannen desselben entgegen. Er selbst empfing ihn vor dem Thore und geleitete ihn in die Stadt, wo ihn der Rat begrüßte. Im Kloster mußte er Quartier nehmen. Der Abt räumte ihm sogar sein Schlafgemach ein. Man wollte durchaus eine Predigt von ihm hören, und es war vergebens, daß er darauf hinwies, man könne dies leicht als einen Geleitsbruch ansehen, auch könnte der Abt überdies um deswillen seine Regalien verlieren. Er mußte sich dazu verstehen, am andern Morgen, früh fünf Uhr, vor dem Volke zu predigen. Ebenso ging es in Eisenach, wo man ihm gleichfalls entgegenzog und zu einer Predigt nötigte, wogegen der Pfarrer, um keine Ungelegenheiten zu haben, vor Notar und Zeugen protestierte.

Am Abend des 2. Mai war er daselbst angekommen, den Morgen darauf trennten sich seine Genossen mit Ausnahme des Amsdorf und des Bruder Petzensteiner von ihm, um geraden

Weges in die Heimat zu ziehen. Er selbst wandte sich den Bergen zu, um seine dortigen Verwandten zu besuchen. Er war wohl seit seinem Erfurter Aufenthalt nicht mehr mit ihnen zusammengekommen und jetzt sollte er sie als ein Gebannter, der bald auch die Acht zu erwarten hatte, wiedersehen, vielleicht zum letztenmal. Die Seinen haben daran keinen Anstoß genommen und nahmen ihn freundlich auf. Von Möhra, dem alten Stammorte, wo er bei seinem Oheim, Heinz Luther, gewesen, schlug er den Weg über Schweina, Altenstein nach Waltershausen ein. Da, unweit des Altenstein, jenseits des Glasbachs, an einer noch heute gezeigten Stelle, brachen Reiter aus dem Wald. Petzensteiner sprang sofort aus dem Wagen und lief davon. Die Reiter sprengen heran, fangen Lärm mit dem Fuhrmann an, werfen ihn vom Wagen, bedrohen Luther mit der Armbrust und fordern ihn auf, sich gefangen zu geben, während Amsdorf, der von dem Vorhaben verständigt war, um den Fuhrmann zu täuschen, mit lauten Worten gegen die Gewaltthat protestierte. Man ließ ihn gehen. Dagegen wurde Luther ergriffen und in den Wald geschleppt. Erst spät in der Nacht brachte man ihn auf Umwegen nach seinem neuen Bestimmungsort, der Wartburg bei Eisenach.

Es war alles so heimlich geschehen, daß man in Worms nichts weiter erfuhr, als daß Luther plötzlich verschwunden sei. Darüber herrschte allgemeine Bestürzung. Nur Aleander ahnte das Richtige, daß der sächsische „Fuchs" seine Hände dabei im Spiel haben werde. Auch der Kaiser war nicht ohne allen Verdacht, gab demselben aber keine weitere Folge. In den Kreisen von Luthers Freunden war man überzeugt, daß er den Ränken der Romanisten zum Opfer gefallen wäre, machte die päpstlichen Nuntien auch geradezu dafür verantwortlich. Ihre Mitwirkung bei einem Attentate auf Luther schien um so wahrscheinlicher, als man erfuhr, daß sie aus Besorgnis, Luther könnte nach Böhmen oder sonst wohin entfliehen, wo ihn die Acht nicht erreichen würde, schon Anstalten getroffen, dies zu verhindern. Solche und andere Gerüchte wurden von den sächsischen Räten, um von der richtigen Fährte abzulenken, geflissentlich befördert, und es ist sehr glaublich,

daß Aleander und sein Genosse darüber von neuem in ernstliche Gefahr gerieten.

Nicht wenige hielten Luther für tot; ging doch sogar die Rede, daß man seinen Leichnam aufgefunden habe. Darüber erhob sich in deutschen Landen große Klage. Albrecht Dürer, der Nürnberger Meister, der sich damals in Antwerpen aufhielt, schrieb darüber in sein Tagebuch: „Lebt er noch oder haben sie ihn gemordet, das ich nicht weiß, so hat er das gelitten um der christlichen Wahrheit willen und weil er gestraft hat das unchristliche Papsttum, das da strebt wider Christi Freilassung, mit seiner großen Beschwerung der menschlichen Gesetze. — — O Gott, ist Luther tot, wer wird uns hinfort das heilig Evangelium so klar fürtragen? Ach Gott, was hätte er noch in 10 oder 20 Jahren schreiben mögen! O, ihr alle frommen Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen neuen erleuchteten Mann sende."

Inzwischen gingen die Verhandlungen in Worms ihren Weg. Der päpstliche Gesandte war schließlich, nachdem keine Einigung mit Luther zustande gekommen, ganz zufrieden damit, daß man ihn hatte kommen lassen. Daß er so wenig Eindruck auf den Kaiser gemacht, gab ihm die sicherste Gewähr, daß er trotz aller Anstrengung der Gegenpartei nun dennoch sein Ziel erreichen werde. Täglich lag er dem Kaiser in den Ohren, jetzt unverzüglich die Acht erklären zu lassen, und schon am 30. April ließ Karl V. beim Reichstage anfragen, wie jetzt gegen Luther, der ohne Widerruf und verstockten Sinnes abgereist sei, verfahren werden solle, ob ihn die Acht und Aberacht oder eine andere Strafe zu treffen habe. Allem Anscheine nach kam es darüber kaum noch zu weiteren Debatten. Man wußte den kaiserlichen Wünschen jetzt nichts mehr entgegenzuhalten und ersuchte den Kaiser, den Ständen ein Edikt zur Begutachtung vorzulegen. Da hatten die päpstlichen Legaten den außerordentlichen Triumph, selbst mit der Abfassung des Edikts beauftragt zu werden, ein Auftrag, dem sie sich aufs bereitwilligste unterzogen. Nicht nur auf den Stil verwendete Aleander, wie er sich rühmt, die größte Sorgfalt, sondern vor allen Dingen auch darauf, in dem Mandat die

Autorität des Papstes im römischen Sinne zum Ausdruck zu bringen.

Indessen war die Hoffnung, das schon am 8. Mai seinem Wortlaute nach fertig gestellte Edikt alsbald erlassen zu sehen, eine trügerische. Es hieß, man müsse es erst den Ständen vorlegen, und doch zögerte der Kaiser damit. Der Legat vermutete hochpolitische Motive. Wahrscheinlicher ist, was man ihm auch bedeuten ließ, daß man überlegte, daß die Stände nach Erlaß eines so scharfen Mandats gegen Luther vielleicht weniger geneigt sein würden, auf des Kaisers sonstige Forderungen einzugehen, auch ein einhelliger Beschluß nicht zu erzielen sein würde. Der Kurfürst von Sachsen hatte zudem den Kaiser ersucht, von seiner Teilnahme an den Beratungen darüber abzusehen. Am 23. Mai reiste er ab, ebenso der Pfalzgraf. Man war längst nicht mehr vollzählig versammelt, als der Kaiser am 25. den Reichstag für geschlossen erklärte, übrigens die Stände ersuchte, noch einige Tage zu bleiben, um noch einige Sachen zu erledigen. Als die Anwesenden der Sitte gemäß den Monarchen in seine Wohnung geleiteten, wurden sie dort von den päpstlichen Legaten erwartet, die mehrere Breven des Papstes an die Kurfürsten sowie an den Kaiser zu überreichen hatten. Das Schreiben an den letzteren kam zur Verlesung. Dies alles war vorher so verabredet. In diesem Augenblick, als niemand daran dachte, hielt der Kaiser es für angemessen, Luthers Sache zum Abschluß zu bringen.

Er erklärte, daß er gemäß der in der Reichsversammlung getroffenen Entscheidung gewillt sei, nunmehr gegen Luther die Reichsacht zu erklären, und ließ den Entwurf verlesen. Darauf nahm der Kurfürst von Brandenburg das Wort, um zu erklären, daß dies die allgemeine Meinung des Reichstags gewesen sei. Es war niemand da, der dagegen Einspruch zu thun wagte.

Nun handelte es sich nur noch um die Unterschrift des Kaisers. Man hatte jetzt große Eile. Noch selbigen Tages ließ Aleander eine Reinschrift des deutschen wie lateinischen Textes anfertigen. Der nächste Tag, der 26. Mai, war ein Sonntag, das Fest der heiligen Dreieinigkeit; der Kaiser war mit dem ganzen Hofe in der Kirche beim Gottesdienst, als Aleander erschien, um die Unter-

schrift zu fordern. Kaum war Predigt und Hochamt vorüber, als der Legat an den Herrscher herantrat. Lächelnd sagte der Kaiser: „Ich weiß wohl, daß ihr nicht schlafet.“ Noch in der Kirche hat Karl V. das Edikt unterschrieben, worauf er sich lachend an Aleander wendete: „Jetzt werdet ihr doch mit mir zufrieden sein.“ Und Aleander war zufrieden. Jubelnd berichtete er den großen Erfolg nach Rom.

So kam das Edikt gegen Luther zustande, welches durch seine Schärfe die kühnsten Erwartungen der römischen Kurie übertraf und als „mit einhelligem Rate der Kurfürsten und Stände“ beschlossen bezeichnet wurde. Das umfangreiche Schriftstück, das allenthalben Aleander als Verfasser erkennen läßt und in der ihm eigenen Sprache Luthers „Ketzereien“ aufzählt, giebt eine Darstellung des ganzen bisherigen Verfahrens gegen denselben. Dadurch sollte nach dem Wunsche des Kaisers der Meinung vorgebeugt werden, als ob er nur den Spruch des Papstes ausführe, was doch in der That der Fall war und gelegentlich auch zum Ausdruck kommt. Luther, der als der Teufel in Mönchsgestalt eine Menge längst verdammter Ketzereien „in eine Pfütze versammelt“, und neue hinzuerdacht, von dem Konstanzer wie von einem zukünftigen Konzil nichts wissen will, um darum mit Recht von dem heiligen Vater verdammt sei, wird darin feierlich in die Acht und Aberacht erklärt. Unter Androhung der allerschärfsten Strafe wird jedermann geboten, ihn nicht zu hausen, zu herbergen, zu speisen und zu tränken, oder ihm irgendwie Vorschub zu leisten, sondern ihn vielmehr zu greifen und an den Kaiser zu senden. Ebenso wird gefordert, seine Anhänger zu ergreifen und ihre Güter einzuziehen. Luthers Schriften, wie die seiner Anhänger, werden verboten und zum Feuer verurteilt, und zur Verhinderung künftigen Irrsals eine Zensur aller Druckschriften angeordnet.

Das war das Edikt, das der Kaiser „zum ewigen Gedächtnis der Sache“ erließ und welches Luthers und seiner Anhänger Namen vernichten sollte. Es war das letzte Mal, daß der mittelalterliche Zusammenhang von Kaisertum und Kirche in dieser Form zum öffentlichen Ausdruck kam, der Schutzherr der Christenheit die Verpflichtung anerkannte, Dekrete des Papstes auszuführen. „Ich

schäme mich allmählich meines Vaterlandes", schrieb damals Hutten. Ebenso dachten viele, die an die Echtheit des Edikts nicht glauben wollten.

Die Legaten hatten erreicht, was sie begehrt, nicht nur in Luthers Sache, auch die Beschwerden der deutschen Nation waren unerledigt geblieben. Nicht minder mochte der Kaiser mit seinem ersten Reichstag zufrieden sein. Als er das Reich verließ, um sich der Ausführung seiner großen politischen Pläne zuzuwenden, konnte er meinen, Deutschland beruhigt hinter sich zu lassen.

Wer ahnte damals, daß der Kampf um dieses so schnell unterschriebene Edikt, in dem man sich angemaßt, das Ewige nach menschlichem Rechte zu bemessen, die deutsche Nation für immer entzweien würde!

Anmerkungen und Beweise*).

Das Kranachsche Original des dem Werke beigegebenen (leider sehr wenig gelungenen) Lutherbildes findet sich mit dem der Katharina Luther auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Es zeigt denselben Typus wie das in Dresden befindliche und ein vor kurzem in die Öffentlichkeit gekommenes Bild im Besitz von Frau Arnemann in Hamburg. Ohne Zweifel stellt es Luther nicht sehr lange nach seiner Verheiratung dar.

Hauptsächlichste Abkürzungen: E. A. = Erlanger Ausgabe von Luthers Werken. — Op. v. arg. oder op. v. a. = Opera varii argumenti ders. Ausg. — Op. ex. = Opera exegetica ders. Ausg. — de W. = de Wette, Luthers Briefe. — Burkhardt = Luthers Briefwechsel ed. Burkhardt. — C. R. = Corpus Reformatorum. — T. R. = Deutsche Tischreden ed. Förstemann u. Bindseil. — C. oder Coll. = lat. Tischreden ed. Bindseil. — August.-Congreg. = Th. Kolde, Die deutsche Augustinercongregation und Johann von Staupitz (Gotha 1879). — Anal. Lutherana = Th. Kolde, Analecta Lutherana (Gotha 1884). — Andere Abkürzungen erklären sich von selbst.

S. 1. Mittagglocke als Mahnung wider die Türken zu beten: Platina de vitis pontificum 1530, p. 30. Vogel, Leipzigs Geschichtenbuch, S. 57. Friedrich, Astrologie und Ref. (München 1864), S. 20. In Frankreich zur Ehre der Jungfrau bei Val. Anshelm, Berner Chronik I, 208.

S. 2. F. Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche, Köln 1879 (Görresgesellsch.).

*) Es versteht sich von selbst, daß es nicht möglich ist, die gesamte von mir benutzte Litteratur (zumal für die Einleitung) anzugeben. Auch inbezug auf die Quellen ist in der Regel nur das für mich Entscheidende herausgehoben, da es mir nicht darauf ankam, allgemein Bekanntes und Anerkanntes von neuem zu belegen.

S. 3. Jubeljahr: Ullmann, Reformatoren vor der Reformation (2. Aufl., Gotha 1866), S. 237 ff. Schröckh, Allg. Kirchengesch., Bd. 28, S. 465 ff. Über das Jubiläum von 1450 Platina vita Nicolai V, vgl. Voigt, Änea Sylvio (Berlin 1856) I, 430.

S. 5. Die Jubiläums-Ablässe wurden in Deutschland oft sehr lange ausgedehnt. Weidling (Berner Kirchenreform [Archiv d. hist. Ver. v. Bern 1875], S. 14) nennt 1475, 1478, 1480 und 1481 als Jubiläumsjahre. — Über Nikolaus v. Kusa, Die Monographieen von Scharpf, F. A. (Mainz 1843), ders. (Tüb. 1871). J. M. Düx, Der deutsche Kardinal N. v. C., Regensburg 1847. Das im Text Gesagte gegen die Übertreibungen Janssens (Deutsche Gesch. I, 3 ff.), vgl. auch Scharpff, S. 153—225. Die gravamina bei Walch, Monimenta medii aevi I, 101 sqq. Über die Angriffe gegen den Ablaß Ullmann a. a. O., S. 240 ff. Th. Kolde, Augustinercongr., S. 183. B. Gebhardt, Die gravamina der deutschen Nation gegen den röm. Hof (Breslau 1884), S. 3 ff. Vgl. auch Seb. Brants, Narrenschiff ed. Zarncke, S. 100, dazu die Auslassungen Geilers ebenda S. 45. Das Magdeburger Beichtbüchlein bei Münzenberger, das Frankfurter und das Magdeburger Beichtbüchlein (Mainz 1881), S. 33. Schriften über den Ablaß sind in den letzten 60 Jahren vor der Reformation außerordentlich zahlreich, wie allein schon eine Durchsicht von Trithemius, catal. illustr. viror. und de script. ecclesiasticis ergiebt. Capistrano: Voigt in Sybels histor. Zeitschrift, S. 102. Über die große Wallfahrtsbewegung von 1457 und 1458 nach St. Michael in Frankreich vgl. u. a. C. Mone, Quellensammlung I, 419. Gemeiner, Regensb. Chronik III, 302. Mantels in Zeitschr. des Ver. für Lübeck. Gesch., S. 538 f. auch C. Rudloff in Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. 1873, S. 743 ff.

S. 6. Stolle, Thüring. Chronik in Bibl. des litterarischen Vereins XXXII, S. 61 ff. Liliencron, Historische Volkslieder II, S. 130 ff. — Von besonderm Wert war mir auch für das Folgende die treffliche Schrift von Eb. Gothein, Politische u. rel. Volksbewegungen vor der Reformation (Breslau 1878). Meine Abweichungen von seiner Auffassung, über die ich mich schon Theol. Litter.-Ztg. 1879, S. 180 ausgesprochen, sind leicht zu erkennen. Gothein kennt leider die kirchlichen und religiösen Voraussetzungen jener Begebenheiten zu wenig, weshalb ihm auch der Versuch, den Umschlag der politischen Erregtheit in die religiöse Bewegung zu erklären, was meiner Ansicht nach überhaupt nicht möglich ist, nicht geglückt ist. Ein wesentlicher Faktor zum Verständnis der Bewegung von 1475 ist ohne Zweifel das Jubiläum von diesem Jahre, das Gothein unbekannt geblieben ist. Obwohl man seiner Neigung zu verallgemeinern nicht immer beistimmen wird, hat Gothein das Verdienst, auf eine Reihe von der Kirchengeschichte bisher wenig beachteter Vorkommnisse wieder die Aufmerksamkeit gelenkt zu haben. — Liliencron II, 54. Neuß: Stolle a. a. O. Scriptores etc.

ed. Meibom II, 366. Über Karl als den tocius occidentis dominator und den Schutz des Quiriacus (sic) noch Chronic. Misn. bei Mencken II, 363.

S. 7. Kalender: Chron. Pellicani ed. Riggenbach (Basel 1877), S. 8. v. Bezold, Die „armen" Leute bei Sybel, Hist. Zeitschr., Bd. 41, S. 23. Über d. Laufen vgl. Gothein a. a. O., S. 8. Kolde, Augustinercongregation, S. 169 ff. Vgl. auch Chronicon Misnense bei Mencken II, 363 mit der eigentümlichen Bemerkung: Hoc tum fuit compertum quod qui confitebantur prius peccata sua et acceperant penitentiam, liberabantur ab omni instinctu maligni, ut timebatur, nisi forte maliciosi finxissent, se impelli, quod etiam, ut famabatur, compertum fuit. Eine sehr lebhafte Erinnerung daran bei Luther im Jahre 1530: das hailig plut do die drescher auß der scheurenn, die Arbeiter vom felde, die maide mit sichel vnnd groß tuchenn auß einem vollen ankhumen etc. hinlieffen. Bei Förstemann, Urkundenbuch des Reichstags zu Augsburg I, 105. Eine zusammenfassende, gerade aber für die vorliegende Zeit sehr ungenügende Darstellung giebt E. Breest, Das Wunderblut von Wilsnack in „Märkische Forschungen", 16. Bd., S. 133 ff. Dazu Kawerau, Theolog. Litteraturzeitung 1881, Nr. 15.

S. 8. Die Quelle bei Stolle, S. 131 f. Barak, Archiv des histor. Vereins von Unterfranken, Bd. XIV. Liliencron, Volkslieder II, 116 ff. Über ihn fast alle Chroniken z. B. auch Misnense bei Mencken II, 363 ff. Gothein, S. 10 ff.

S. 11. Wallfahrten: R. Röhricht und H. Meißner, Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Land (Berlin 1880). Die daselbst verzeichnete Litteratur und die Anm. bei Janssen, Deutsche Geschichte I, 607. Über Permutationen von Wallfahrtsgelübden in Geldzahlung vgl. u. a. Scheurls Briefb. II, 69. Über die Wallf. zugunsten Verstorbener vgl. u. a. Waldau, Vermischte Beiträge IV, 450 ff. Neujahrsbl. des Vereins für Geschichte u. Altertumskunde zu Frankfurt a. M. 1871, S. 14. S. Jago: Vgl. darüber u. a. J. G. Kohl, in Zeitschr. für d. Kulturgesch. 1873, S. 103 ff. Über den Jacobsbruder vgl. Luther in E. A. 15, 419 ff. Jacobslieder: Uhland, Volkslieder II, 2. 798. Fock, Rügen-pommersche Geschichte, S. 5. 98 ff. 2c.

S. 12. Sittenlosigkeit der Geistlichkeit: Ein spezieller Nachweis dieser allgemeinen Thatsache wird unnötig sein. Interessante Einblicke gewähren u. a. die Visitationsakten bei Burkhardt, Geschichte der sächsischen Kirchen- und Schulvisitationen (Leipzig 1879). Th. Kolde, Friedrich der Weise (Erlangen 1881), S. 81. Für Bayern vgl. Sugenheim, Bayerns Kirchen- und Volkszustände im 16. Jahrhundert (Gießen 1842), S. 90 ff. Das Urteil über die Klostergeistlichkeit ist nicht richtig, weil es von den Benediktinern und Chorherren auf alle schließt, während doch die Bettel-

mönche vielfach schon reformiert waren. Das unparteiischste Urteil und den klarsten Einblick in diese Verhältnisse bietet wohl die Zimmersche Chronik, ed. Barack, Bibliothek des litterar. Vereins, Bd. 91—94. Vgl. auch die Auszüge bei Liebrecht, Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. 1872, S. 290 ff. Für die Schweiz vgl. u. a. J. Weidling, Berner Kirchenreform (Archiv d. hist. Ver. von Bern 1875), S. 12 ff.

S. 14. Überwiegender Einfluß d. Bettelmönche: Th. Kolde, Augustinercongregation, S. 40. 199. 205 ff. 217. Vgl. auch Luther, E. A. 10, 399 f. B. Gebhardt, Die Gravamina, S. 55. Belege könnten aus der Geschichte jeder Stadt beigebracht werden.

S. 15. Vgl. z. B. die franziskanische Devotion bei den Augustinern: Augustinercongregation, S. 177 ff. Tertiarier: Die Thätigkeit des Eberlin v. Günzburg dafür vgl. Plitt, Einl. in d. Aug., 164. Über Weissagungen u. a. vgl. die Praktika vom Jahre 1501 bei Weller, Altes und Neues I, 383. Vgl. Döllinger, Der Weissagungsglaube und das Prophetentum in der christlichen Zeit, histor. Taschenb. (1871), S. 260. 356 ff., bes. 289 ff. Interessant ist hierfür besonders des Berthold v. Chiemsee Onus ecclesiae vom Jahre 1519. Dann des Wolfgang Aytinger in Augsburg, Tractatus super Methodium (Augsburg 1496) und des Joseph Grünpeckh in Regensburg: Speculum naturalis celestis et propheticae visionis (Nürnb. 1508), vgl. Döllinger a. a. O., S. 357 ff. Die weite Verbreitung der Weissagungen älterer Zeit bezeugt auch Pamphilus Gengenbach in s. Nollhart in der Ausgabe von Gödecke (Hannover 1856), S. 77 ff. Klosterreformationen: Darüber Grube, Joh. Busch (Freib. im Br. 1881). Th. Kolde, Augustinercongregation, S. 65 ff. Bei den übrigen Orden sind die Bestrebungen dieselben, nur haben sie nicht denselben Erfolg gehabt. Sehr wünschenswert wäre eine Geschichte des Franziskanerordens in Deutschland.

S. 16. Predigtthätigkeit: Die neuerlich mehrfach auch von Cruel (Geschichte der deutschen Predigt [Detmold 1879], S. 650 ff.) vorgetragene Ansicht, daß am Ausgang des Mittelalters womöglich mehr gepredigt worden wäre als jetzt, vermag ich nicht zu teilen. Der Schluß von der Verbreitung der Predigtlitteratur auf ihre Übung ist ein sehr vager. Als sicher darf nach den neueren Forschungen gelten, daß mehr gepredigt worden ist als man auf mißverstandene Äußerungen der Reformatoren hin bisher angenommen hat, daß aber die Predigt allenthalben ein Bestandteil des sonntäglichen Gottesdienstes gewesen ist, läßt sich bis jetzt nicht erweisen. Auch in diesem Punkt wird man sich hüten müssen zu generalisieren. Es wird in den einzelnen Gegenden sehr verschieden gewesen sein, in Sachsen wohl am schlimmsten. Dagegen, daß die Predigtthätigkeit eine allgemeine und stehende war, spricht doch wohl auch, daß man in verschiedenen süddeutschen Städten gegen Ende des Jahrhunderts besondere Predigerstellen stiftet oder die Klage, daß man, um Prediger zu gewissen Festen zu haben,

sie für teures Geld mieten muß. Anshelm, Berner Chronik I, 368. Über die Lässigkeit im Predigen vgl. auch Münzenberger, Frankfurter und Magdeburger Beichtbüchlein rc. (Mainz 1883), S. 21. Gänzlich falsch ist es, wenn Cruel (S. 644) die Predigtthätigkeit gerade der Mönche gegen Ende des Zeitalters matter werden läßt. Vgl. Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte 1874, S. 635. Ein interessantes Beispiel von Predigtunfug siehe Archiv für Frankfurter Geschichte, N. F. 3, 79. Fock, Rügen-Pommersche Geschichten V, 86 ff. — Bruderschaften: Th. Kolde, Augustinercongregation, S. 70 ff. Mein dortiges Urteil über die von der protestantischen Geschichtsschreibung bisher gänzlich unbeachteten Bruderschaften habe ich auf Grund weiterer eingehenderer Studien in dem im Texte ausgesprochenen Sinne wesentlich ändern müssen, vgl. auch meinen Fr. d. W., S. 4. 79 f. Über ihre weite Verbreitung, die aber auch hier noch unterschätzt wird, neuerdings Uhlhorn, Christl. Liebesthätigkeit II, 421.

S. 17. Valerius Anshelm (Berner Chronik) erzählt, daß die Bruderschaften „so hoch geacht und so gemein sind worden, daß ein jeder geistlich oder weltlich genennte Rott oder Gsellschaft, ein jedes Handwerk, eine jede Begangenschaft, Hantierung und Übung unz uf die gmein Metzen (?), einen nuwen oder vernuwten Patron (annahm) und demselben hat ein sundre Bruderschaft angericht, Jahrtag, Blüchtung, Opfer, Meß, Bilder, Altar, Kappellen, Kirchen, Klöster, ja Städt gestifft" III, 251. Vgl. auch Kriegk, Deutsches Bürgertum, S. 178 ff. — Vgl. ein Bruderschaftslied zu Ehren der heiligen Dorothee von Stephan Roth mitgeteilt von Th. Kolde im Archiv f. deutsche Litteraturgesch. XI, 439 ff. Hexen: Vgl. Soldans, Gesch. der Hexenprozesse, neu bearbeitet von Dr. Heinrich Heppe (Stuttgart 1880) I, 267 ff. Über die Teufel in der Luft und auf dem Felde, Luther, E. A., 16, 74. Vgl. auch die Exkommunikation der Engerlinge in Bern im Jahre 1479 bei Anshelm, Berner Chronik I, 206; dazu Weidling, Berner Kirchenreform (Archiv d. hist. Vereins von Bern 1875), S. 12.

S. 18. Gothein, S. 77 f. 83 ff. Der heil. Wolfgang: Vgl. Kawerau, Casp. Güttel (Halle 1882), S. 6. Eine Bruderschaft desselben wurde 1486 in Berlin gegründet vgl. Ad. Müller, Geschichte der Reformation in Brandenburg (Berlin 1839), S. 58. D. he. Hiob. Valer. Anshelm, Berner Chronik III, 252. Trefflich ist auch die Schilderung des zunehmenden Heiligenkultus bei Luther, E. A. 40, 164 f.

S. 19. Heiligengeschichten: Stockmeyer und Reber, Beiträge zur Baseler Buchdruckergesch., S. 65 ff. und die typographischen Handbücher. Marienkultus: Ein Nachweis im einzelnen wird kaum nötig sein vgl. Th. Kolde, Augustinercongregation, S. 200 ff. Meine Ausführungen gegen Janssen bei Schürer, Theologische Litteraturzeitung 1882, Nr. 22 u. 23. Für den Liederschatz: Kehrein, Kirchen- und religiöse Lieder (Paderborn 1853), S. 194 f. Hoffmann, Geschichte des Kirchenlieds,

S. 166ff. 248ff. Maria als Töterin aller Ketzerei ist es allein, die Breslau vor Podiebrad schützt. Vgl. Eschenloer, Geschichte der Stadt Breslau (Breslau 1827) I, 101. Über den Mariendienst in Bremen, interessante Mitteil. bei Duntze, Geschichte von Bremen II, 529ff. 649. Ungenügend Frantz, Gesch. d. Marien- und Annenkultus (Halberst. 1854). Dazu die gesamte zeitgenössische Litteratur.

S. 20. Augustinercongr., S. 178ff. Preuß, Die Lehre von der unbefleckten Empfängnis (Berlin 1865).

S. 21. Über den Handel der Berner Dominikaner vgl. Anshelm, Berner Chronik III, 375ff. Archiv für schweizerische Reformationsgeschichte (des schweiz. Piusvereins) I, 498f. Über Kultus der heiligen Anna vgl. Th. Kolde, Friedrich der Weise (Erlangen 1881), S. 12f.; die treffliche Zusammenstellung bei Kawerau Caspar Güttel (Halle 1882), S. 16f. Sie bedarf der Erweiterung durch die übrigens den Gegenstand durchaus nicht erschöpfenden Mitteilungen von F. Falk, Die Verehrung der heiligen Anna im 15. Jahrh. in der Zeitschr. der Katholik. 1869, 1. Heft. Richtig wird hier ebenfalls die Vermutung ausgesprochen: „Der tiefere Grund davon mag in der damals neu beregten Lehrmeinung von der unbefleckten Empfängnis Mariä liegen." S. 60. Aber der Verfasser scheint sich nicht recht über die speziellen Ursachen und die Zeit des neuen Aufschwungs der Lehre von der unbefleckten Empfängnis klar geworden zu sein, sonst würde er nicht den Abt Trithemius, der ja allerdings viel dafür gethan hat, aber erst als die Sache schon in Blüte stand, als Hauptbeförderer ansehen. Einiges leider ohne Begründung bes. bezüglich der Annenbrüdersch. bei Frantz, Versuch einer Geschichte des Marien- und Annenkultus (Halberstadt 1854). Vgl. auch die Aufzählung der Annenlegendendrucke, beinah die meisten von allen, bei F. Falk, Die Druckkunst im Dienst der Kirche (1879), S. 87, vgl. S. 37. Eine Bruderschaft bei den Augustinern in Tübingen gestiftet, Sommer 1498. Valer. Anshelm, Berner Chron. II, 476. In Königsberg in Franken bei Th. Kolde, Friedrich der Weise, S. 75, vgl. auch S. 34 die Bruderschaft der großen Mutter der heil. Frauen Anna. Ferner die Bruderschaft zu Calcarin, Janssen, Deutsche Geschichte I, 148. Über die Bruderschaft der heiligen Anna berichtet auch Libellus perutilis de fraterniatate sanctissima et Rosario beate marie virginis fratris Johannis de Lamsheim Canonici regularis in Kirsgarten prope Wormaciam Mog. 1495 (Nürnb. Stadtbibl.). Humanisten u. d. heil. Anna vgl. Götze, De cultu Annae Aviae Christi in Misniam invecto Lips. 1702, p. 15sqq.

S. 22. Zur Anschauung vom Versöhnen vgl. u. a. Münzenberger a. a. O., S. 61.

S. 23. Gegen Janssen, der das Material, aber eben nur das, zur Beurteilung der blühenden Verhältnisse im ersten Bande s. deutschen Geschichte

gut notiert, freilich wie bekannt, sehr einseitig dargestellt hat. Treffliche Bemerkungen und Nachweise über die Kehrseite bei F. v. Bezold, Die armen Leute und die deutsche Litteratur des Mittelalters, Histor. Zeitschrift, 41. Bd., S. 1ff. Über das Bettelwesen vgl. u. a. Kriegk, Deutsches Bürgertum, S. 139ff. 142, ebendaselbst auch über das Armenwesen, S. 161ff. 166. Luther, E. A. 16, 87 (1519): „Nu ist aber des Betteln so viel, daß auch ein Ehre draus worden ist.“ Einzelne Nachweise bei Riggenbach, das Armenwesen der Reformation (Basel 1883). Neuerdings Uhlhorn, Christliche Liebesthätigkeit II, 433ff., ders. Zeitschr. f. Kirchengesch. IV, 43ff.

S. 24. Klassenhaß: v. Bezold a. a. O. Maximilian: Vgl. neuerdings die Charakteristik von Ulmann, Maximilian I. (Stuttgart 1884), S. 188ff. Gothein a. a. O., S. 53ff. Schweizerkrieg: Ulmann a. a. O., S. 650ff.

S. 25. Gothein a. a. O., S. 76f. Syphilis: vgl. u. a. Stetz, Archiv für Frankfurts Geschichte, N. F., III, 63. Strauß, Ulrich v. Hutten I, 333. Zum Urteil darüber u. a. Luther, E. A. 16, 74. Gothein, S. 79. Anal. Luth. 51. Val. Anshelm, Berner Chr. III, 146.

S. 26. Kreuzwunder: Vgl. Gothein a. a. O. und die daselbst angegebenen Quellen, die allerdings erheblich vermehrt werden könnten. Vgl. Waldau, Nachricht von Hieronymus Emsers Leben und Schriften (Ansp. 1783), S. 21. Riederer, Nachrichten zur Kirchen- und Gelehrten-Gesch. I, 421—431.

S. 27. Vgl. die treffende Bemerkung bei Luther im Sermon von den guten Werken, E. A. 16, 128.

S. 31. Für die Anfänge Luthers, das Geburtsjahr &c. verweise ich lediglich auf Köstlins Martin Luther I, 19ff. und die daselbst angegebene zahlreiche Litteratur.

S. 32. Äußerung Keßlers Sabbata ed. Götzinger I, 123. Spalatin bei Mencken, Scriptores II, 611.

S. 33. Heiliger Georg, E. A. 63, 31. 38. 40. Über Abläße und Bruderschaften in Eisleben Kawerau, Kasp. Güttel (Halle 1882), S. 25. Dietrich von Bern, E. A. 21, 28. 63, 356.

S. 34. Christ ist erstanden: Hoffman, Geschichte des Kirchenlieds (2. Aufl., Hannover 1854), S. 178. Anal. Luth., p. 39.

S. 35. Nullbrüder: L. Schulze, Ev. Kirchenzeit. 1881, Nr. 23f. de W. II, 212. E. A. 31, 235. de W. I, 390.

S. 36. Zu berichtigen ist, daß nach Schneidewind (Luther in Eisenach [Eisenach 1883]) Ursula Cotta wahrscheinlich keine Söhne gehabt hat. Auch ist zweifelhaft, ob sie noch eine „junge Ehefrau“ war. Zu Trebonius vgl. neuerdings die kritische Bemerkung von Köstlin, Theologische Studien und Kritiken 1884, S. 375. Nicht richtig ist es, wenn Köstlin

(I, 38) sagt, eine Anstalt der Franziskaner habe Schalbisches Kollegium geheißen; daß Collegium Schalbense nur bedeuten kann die Kollatoren der Stiftung, ergiebt sich aus de Wette (I, 4), wo Luther dem ordo und der dignitas desselben (imo ad monachi, mundo nunc mortui vota molestare) seinen niedrigen Mönchsstand entgegenstellt. Die Geschichte von dem im Eisenacher Minoritenkloster gefangen gehaltenen Joh. Hilten habe ich als für Luthers Aufenthalt gänzlich irrelevant nicht aufgenommen. Erst nach und nach hat er sich wie scheint daran erinnert, von ihm gehört zu haben. 1529 weiß er noch so gut wie nichts davon. Vgl. de W. III, 514 und C. R. 27, 627 Anm. Erfurt: Kampschulte, Universität Erfurt (Trier 1858). Krause, Eob. Hessus (Gotha 1879), S. 22, f. Augustinercongr., S. 49ff. und öfter. Plitt, Jod. Trutvetter (Erl. 1876).

S. 39. Jakob von Jüterbogk: Ullmann, Reformatoren I, 194ff. Richtiger H. Kellner, Jakob von Jüterbogk in Tüb., theol. Quartalschrift 1866, 48. Bd., S. 315; auch der Artikel Jakob von Jüterbogk von P. Tschackert (Herzog Realencyklopädie, 2. Auflage), der freilich durch Kampschulte verführt, fälschlich von einer „freisinnigen Richtung" in Erfurt spricht. Eine genügende Arbeit über diesen Mann fehlt noch, dazu müßte auch das handschriftliche Material benutzt werden, vgl. Th. Kolde, Augustinercongregation, S. 169 Anm. — Wesel: meine Nachweisungen in Schürers Theol. Litteraturztg. 1882, S. 612ff. Grefenstein: E. A. 24, 25. Köstlins Auffassung, daß dieser die betreffende Äußerung heimlich zu Luther, „gegen den er Äußerungen der erwähnten Art thun durfte", gethan habe, ist durch nichts begründet, sie kann sehr wohl eine Reminiscenz aus einer Vorlesung sein.

S. 40. Kardinal Raymund: Augustinercongr., S. 206. Eine instruktive Darstellung des damaligen Studienganges bei Vischer, Universität Basel (Basel 1860), S. 153ff.

S. 41. Ist Rubianus zu lesen wie auch später, ebenso Spalt statt Spelt. O. Schmidt, Luthers Bekanntschaft mit den alten Klassikern (Leipzig 1883).

S. 43f. Für das einzelne, wobei wir freilich meistenteils auf Tischreden angewiesen sind, vgl. Köstlin I, 55ff.

S. 46ff. Augustinercongr. passim.

S. 50. Eine Erinnerung an die Katharinenfeste Coll. III, 272.

S. 51. Augustinercongr., S. 51. Ob die Rezeption, die im Texte nach den Konstitutionen des Ordens geschildert ist, bald, oder wie es die Konst. vorschreiben, erst nach einiger Zeit stattgefunden, wissen wir nicht; die Bemerkung, des Mathesius I, „am Ende des Jahres" kann nicht dafür angezogen werden, da sie sich auf den Eintritt ins Kloster nicht auf die Rezeption bezieht, geschweige denn wie man irrtümlich geglaubt, auf den Profeß. — Mathesius berichtet wie öfter ungenau. Wie wenig er von den Ordensverhältnissen

weiß, geht auch daraus hervor, daß er erzählt, daß ihm die Klosterleute einen „Bettelmönch“ zugeben.

S. 52. Namensveränderung. Davon erzählt Luther auf das Bestimmteste Op. exeg. 9, 9. Daß sie nicht zur Anwendung kam, wird sich daraus erklären, daß Staupitz diese Bestimmung (vgl. Augustinercongr., S. 21) in seine Konstitutionen nicht aufgenommen hatte, sie läßt sich bei keinem Observanten nachweisen, auch an der von Köstlin (I, 62) angezogenen Briefstelle vom 5. August 1514 (nicht 1516) wird Augustin. zu lesen sein (von Köstlin I, 63, 2. Aufl., bestätigt).

S. 53. Op. ex. III, 11. Ordensregeln, S. 13 ff. Probejahr bezeugt durch Cochleus, Acta und Oper. v. arg. 6, 364.

S. 54. Glückwunsch, E. A. 40, 165.

S. 55. Kirchenväter: de W. IV, 427. Schrift: Wenn L. (Coll II, 240) erzählt: ego solus in monasterio Erphordiae, so ist das sicherlich Übertreibung, man müßte sonst annehmen, daß Staupitz Vorschriften darüber ganz unbeachtet geblieben wären. — Die kirchenpolitischen Schriften eines Gerson &c. hat Luther nicht gelesen. Gegen Maurenbrecher, Kath. Ref. I, 161 ff.

S. 56. Vgl. hier ganz besonders die trefflichen Darlegungen bei Köstlin I, 70. — Melanchthon vita Lutheri praef. Neander, 5. — E. A. 31, 273. T. R. III, 136.

S. 57. Natin: Augustinercongr., S. 246 u. öfter. Seidemann, Lutherbr., S. 11 f. Betrachtung d. Leidens Christi vgl. Augustinercongr., S. 177. Luther selbst darüber. E. A. 11, 151 ff. Op. III, 410 ff., übrigens auch ein Beweis dafür, in welcher hohen Schätzung diese Übung bei ihm stand. — Op. ex. 23. 401. Op. var. arg. II, 180. — Usingen, E. A. 47, 362 ff. — E. A. 46, 73.

S. 58. Augustinercongr., S. 189. — Beichte: Vergleicht man Luthers Ausführungen Op. ex. 19, 100 sq. mit den laxeren des Paltz, so scheint sich Luther die letzteren nicht angeeignet zu haben. — Op. ex. 19, 100. Mel. 5.

S. 59. Augustin nicht durch den Orden erhalten. de Wette I, 40. 87. Op. ex. 16, 277 sq. de Wette, 5, 513. Op. ex. 6, 296 sq. Cochl. 1 b. Seidemann, Lutherbriefe, S. 12. Köstlin (I, 75) hält nach dem Berichte des Ochsenfarth Matth. 17, 14 für die betreffende Stelle, Luthers Erregung erklärt sich aber vielmehr aus der ohne Zweifel bei Cochleus gemeinten Stelle 9, 17.

S. 60. Th. Kolde, Deutsche Augustinercongregation und Joh. von Staupitz (Gotha 1879).

S. 61. Fasten: C. III, 183. — Die Notiz (Seckendorf I, 21), Staupitz habe Luthern zuerst von den niedrigen Dienstleistungen befreit, da

er schon Magister gewesen, halte ich nicht für richtig, da wir aus Luthers eigenem Munde wissen, daß er noch als Priester mit Terminieren zu thun hatte. T. R. 3, 336. — Staupitz und Luther: Augustinercongregation, S. 247ff. Tischreden III, 145f. de W. IV, 187. Tischreden II, 48. Coll. II, 80. 292; III, 160. Op. ex. VI, 296; XIX, 100. Tischr. II, 408 und öfter; II, 23. E. A. 57, 146. T. R. I, 409. de W. I, 117. Vgl. Op. ex. XII, 86.

S. 63. Gegen das Spekulieren in der Theologie. Schon de Wette I, 226.

S. 64. Ratzeberger ed. Neudecker, S. 48. — Lauterbachs Tagebuch ed. Seidemann, S. 36. Coll. III, 182.

S. 65. Die gewöhnliche Annahme (Jürgens, Luthers Leben I, 691. Meurer, Luthers Leben, S. 25. Köstlin I, 83), daß Luthers Priesterweihe auf den Sonntag Cantate gefallen wäre, ist unrichtig. Priesterweihe und erste Messe kann nach römischen Ritus niemals zusammenfallen. Luthers Brief vom 22. April ladet auch nirgends zur Priesterweihe ein, sondern deutlich zur ersten Messe: Cum Deus — dignatus sit — creditum mihi officium implere omnino debeo. de W. I, 3. Das Amt ist ihm also schon übertragen, er hat es nur das erste Mal auszuüben. Richtig auch Ratzeberger, S. 48: Da nhun frater Lutherus Priester worden und seine erste Messe singen sollte, thete er solches seinem Vater und Freunden zu Mansfeld zu wissen, und lude sie uff denselben act ein. — Ebenso Tentzel I, 146f. — T. R. III, 336f. E. A. 31, 331. T. R. II, 302f. Op. ex. VI, 158. de W. II, 100ff.

S. 66. Priestertum: Op. ex. X, 232. Coll. III, 184. E. A. 19, 39. Op. ex. VII, 73.

S. 67. Wittenberger Hochschule: Muther, Die Wittenberger Universitäts- und Fakultätsstatuten vom Jahre 1508 (Halle 1867). Derselbe, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation (Erl. 1866). K. Schmidt, Wittenberg unter Kurfürst Friedrich d. Weisen (Erl. 1877). Köstlin I, 90ff.

S. 69. Myconius, Hist. ref. ed. Cyprian, p. 27. Coll. III, 101. Schutzgötter: Liber Decanonum Facultatis Theol. Acad. Viteb. ed. Foerstemann (abgek. lib. dc.), Lips. 1838, p. 144.

S. 70. Amsdorf, Album Vitebergense (abgek. Album) ed Förstemann, p. 5. Lib. dec., p. 31.

S. 71. Carlstadt: Jägers Monographie (Andreas Bodenstein von Carlstadt, Stuttgart 1856), mehr eine fleißige Materialiensammlung als eine Biographie, bedurfte einer umfänglichen Revision. Ungehobenes Material über Carlstadt findet sich noch allerorten. Von seinem Studiengange weiß Jäger gar nichts anzugeben. Luthers bekannte Äußerung über die

Bibelunkenntnis des Carlstadt (Coll. II, 214. 240) kann ich nur in dem im Texte angegebenen Sinne für richtig halten. Sie gehört zu den nicht seltenen Übertreibungen der Reformatoren gerade in diesem Punkte. Wenn wirklich, wie Scheurl angiebt (Jäger, S. 2f.; Jürgens II, 222f.), Carlstadt schon im Jahre 1508 Hebräisch verstand, müßte man sogar annehmen, daß ihm die Schrift im Urtext nicht ganz unbekannt war. — Plitt, Jod. Trutvetter, S. 36. Augustinercongr., S. 213. Lektionskatalog bei Strobel, Neue Beiträge III, 2. S. 55ff.

S. 72. Davon daß Luther von Staupitz nach Wittenberg berufen sei als „Mann seiner eigenen Richtung" (Köstlin I, 94, vorsichtiger 2. Aufl. I, 95) oder „um eine gesunde Theologie in Wittenberg emporzubringen" wie Plitt (Zeitschrift für Protest. und Kirche 1874, S. 173) angenommen, kann nach meinen Ausführungen über den Augustinerorden nicht mehr die Rede sein. Die Zeit seiner Übersiedelung ergiebt sich daraus, daß das Kapitel der Congregation, welches ohne Zweifel die Übersiedelung der nach Wittenberg kommenden Augustiner (Album, S. 27) dekretiert hatte, am 18. Oktober 1508 abgehalten worden war. (Fortges. Samml. 1732, S. 358. Augustinercongr., S. 263). — Mel. de W. I, 6. Köstlin I, 97 (2. Aufl., S. 96). Studien und Kritiken 1874, S. 312. Plitt in Zeitschrift für Protest. u. Kirche 1874. Lib. dec., p. 4sq. 145sq. Über die akademische Laufbahn bes. auch Vischer, Universität Basel, S. 210ff.

S. 73. Über Luthers Rückversetzung nach Erfurt Köstlin (2. Aufl.) I, 99ff. 381. Das im Text mitgeteilte ergiebt sich mir mit ziemlicher Sicherheit aus den beiden Briefen. de W. I, 12; VI, 4. Danach hatte Luther schon die Disputation (cum hic pro sententiarum responsissem) aber noch nicht die Eröffnungsrede gehalten, denn das heißt principium nach der üblichen Terminologie, nicht „Anfang" wie Köstlin zu meinen scheint. Hat nun Luther sofort nach Erteilung der Licentia pro biblia den ersten Kursus begonnen, so kann er vor Mitte Oktober nicht pro sententiarum respondiert haben, möglich, daß er sogleich nach der Responsion nach Erfurt berufen ist, möglich ist aber auch, daß eine Zeit noch dazwischen liegt, sicher ist, daß Monate vergangen sein können, ehe das principium in Erfurt gehalten wurde; es war einmal verschoben und Luther hatte, wie wir wissen, keine Eile bei der Erwerbung akademischer Würden und sodann wurden ihm noch Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Es ist sehr zweifelhaft, ob er seine akademische Thätigkeit in Erfurt noch 1509 aufgenommen hat und von da an würden wir doch erst den unbestimmten Ausdruck per sesquiannum zu rechnen haben. Wir werden also immerhin seinen Aufenthalt in Erfurt bis in den Sommer 1511 zu schieben haben. Ich glaube sogar, daß er von dort aus nach Rom gegangen ist. Zu dem Aufenthalt in Erfurt auch Anal. Luth. 3.

S. 74. Seidemann, Lutherbriefe, S. 11. Die Verhandlungen mit dem Dompropst dürften mit einiger Sicherheit in Luthers zweiten Erfurter Aufenthalt zu setzen sein, denn früher war er zu solcher Sendung nicht befähigt, auch scheinen die geringen Andeutungen zu ergeben, daß es sich eben um die im Text angegebene Ordensangelegenheit handelte.

S. 75. Romreise: Th. Kolde, Innere Bewegungen im Augustinerorden und Luthers Romreise in Zeitschr. für Kirchengeschichte II, 3, 460 ff.; derselbe, Augustinercongr., S. 233 ff. Daß Luther auch das Vertrauen der dissentierenden Mönche besaß, möchte ich aus Cochleus, f. 2 (der obwohl er wie immer Falsches und Wahres miteinander kombiniert, doch am meisten unterrichtet über die Sache ist) schließen in Verbindung mit der in der ersten Psalmenvorlesung (ed. Seidemann I, 59. 100; II, 122. 289) zutage tretenden Geringschätzung der Observanz und dem bei de W. I, 30 ausgesprochenen Wunsch, sie z. B. in Dortrecht nicht eingeführt zu sehen. Wenn ich Zeitschr. f. Kirchengesch. II, 462 Anm. ausgesprochen habe, daß Staupitz niemals Provinzial gewesen, so ist das insofern nicht richtig, als er, wie ich jetzt aus einem für Chr. Scheurl ausgestellten Bruderschaftsbrief vom 6. Oktober 1511 nachweisen kann, auf jene im Text erwähnte Bulle hin, die ihn zugleich zum Provinzial ernannte, sich auch wirklich generalis vicarius ac thuringie et Saxonie ejusdem ordinis prior provincialis unterschrieb. Vgl. Zeitschr. f. Kirchengesch. VI, 296.

S. 76. Angaben über den Zweck der Romreise: Coll. III, 169. Lauterbach, S. 87. E. I, 373 f. u. ö. Eine Erinnerung ans Oberland, womit hier Oberbayern gemeint zu sein scheint, bei Förstemann, Urkundenbuch zur Gesch. d. Reichstags zu Augsburg I, 104: Im Oberlandt vff einem itzlichen grab ein aigen spreng keselein gestellet.

S. 77. E. A. 32, 424. T. R. I, 686 ff. Coll. I, 662; III, 107.

S. 78. de Wette 4, 153. Vgl. Köstlin I, 104 ff. für das Einzelne.

S. 79. Der Versuch Buddensiegs (zu Luthers röm. Aufenthalt, Studien u. Kritiken, Jahrgang 1879, S. 335) das Jahr von Luthers Romreise dadurch sicher zu stellen, daß Luther behaupte, den Papst gesehen zu haben, dieser aber nicht im Winter 1510/11 wohl aber 1511/12 in Rom gewesen sei, muß als verfehlt hingestellt werden, da wir keine Sicherheit darüber haben, ob Luther Julius II. gesehen hat. Die Notiz bei Mathesius ist eine abgeleitete und die Hauptstelle T. R. IV, 687 kann nichts beweisen, vgl. auch Brieger, Zeitschr. f. Kirchengesch. III, 197. — Ein Brief des Petrejus an Joh. Lang vom 8. Mai 1512 setzt Luthers Anwesenheit in Wittenberg voraus. Anal. Luth. 3.

S. 80. Vgl. Knaakes Einl. zu dieser Rede in der Weimarer Lutherausgabe I, 8 ff. Von der Echtheit der von Knaake in seiner Ausgabe an

erster Stelle abgedruckten Schrift tractatulus de iis qui ad ecclesiam confugiunt, habe ich mich bisher nicht überzeugen können.

S. 81. Augustinercongr. 254 f. Scheurls Briefb. I, 78. 104. Lauterbach 103. E. A. 39, 256.

S. 82. Kurfürst: Melanchthon, S. 6. Darauf bezieht sich auch die Stelle der Widmung des Psalmenkommentars Tuis impensis capiti meo insano impositum est insigne illud ostentationis meae, de W. I, 242. — Lib. dec. 13. 145.

S. 84 ff. Älteste Psalmenerklärung (die sogen. Glossen) in schlechter Übersetzung bei Walch, Bd. IX. Riehm, Initium theologiae Lutheri etc. (Halis 1874), Progr., ders. Luthers älteste Psalmenerklärung, Theol. Stud. u. Krit. 1875, S. 175 ff. — D. Martin Luthers älteste Vorlesungen über d. Ps., herausgeg. von J. K. Seidemann (Dresden 1876), dazu die treffliche Arbeit von Hering, Luthers erste Vorles. rc. in Stud. u. Krit. 1877, S. 584. Ich halte die Vermutung Seidemanns S. XVI für richtig, daß die Glossen als Leitfaden aufzufassen sind. Sie sind auch die citata super psalterium (de W. I, 47) nicht die Vorlesungen, wie Hering und Seidemann meinen. Sie werden ferner dasselbe sein, worauf Luther mit dem Ausdruck vide in Coll. verweist. Auf die zusammenfassende Thätigkeit, die neben den Vorlesungen herging, und die ihm vielleicht das wichtigere und schwierigere Geschäft schien, möchte ich auch das Collector Psalterii beziehen. de W. I, 41. Das von Seidemann angezogene Citat aus Oldekop spricht gerade gegen seine Erklärung, denn da Oldekop vom Römerbrief spricht, sieht man nicht ein, warum Luther sich gerade lector Pauli und nicht vielmehr collector nennt.

S. 88. Op. v. arg. I, 22. Was hier Luther im direkten Anschluß an die Erwähnung von seiner Vorlesung über den Römerbrief erzählt, wie ihm das Wesen der Gottesgerechtigkeit, die er vorher gehaßt, aufgegangen, bezieht sich wohl schon auf eine frühere Zeit, auf sein Studium des Römerbriefs, das die Psalmenvorlesungen voraussetzen. — Nachtwachen: T. R. III, 93, vgl. auch Lauterb. 66.

S. 89. Lang: Augustinercongr., S. 262 f. Anal. Luther., p. 4. — Aus der Notiz bei Seckendorf I, 19 geht meiner Ansicht nach nicht hervor, was Köstlin I, 112 (2. Aufl. 115) daraus liest, daß Luther bis 1517 um sechs und erst von da an um ein Uhr gelesen habe. Auch hat Luther nicht immer diese Stunde festgehalten: Im Jahre 1542 las er um 3 Uhr; vgl. Analecta, p. 381. Seckendorfs Quelle dürfte wahrscheinlich ein aus dem Jahre 1517 stammender Bericht an den Kurfürsten sein (Reg. O., p. 113. Q. Q., Nr. 5, Weim. Arch.), worin es heißt: Vmb eyns noch essens doctor Martinus in der Biblia, auf das Closter gestifft, wie wol ehr fru vmb sechs leßen solt aber vmb gelegenheit der zceit lyst ehr vmb eyns. Vmb vier noch

Essens Licenciatus Amsdorff in Gabriele an stadt doctoris Carlstadts. Carlstadt solt ist die Pension seiner Prebenden zu Orlamunde vnd einkommen, dieser solte wohl vmb eins lessen, die weil aber doctor Martinus die selbige stunde lyst, so lyst ehr vmb vier. —

Ordensthätigkeit: Augustinercongr., S. 262. Über den Konvent zu Eisleben vgl. Kawerau, Kaspar Güttel (Halle 1882), S. 20.

S. 90. de W. I, 20. 37 f.

S. 91. de W. I, 17 ff.

S. 92. de W. I, 19. Vgl. dazu Deutsche Theologie, S. 75 ff. ed. Pfeiffer (3. Aufl., Gütersloh 1875). — Hering, Die Mystik Luthers im Zusammenhange seiner Theol. (Leipzig 1879), S. 52 f. de W. I, 34. 46. 259, welcher Brief, wie Köstlin, S. 381 richtig bemerkt, ins Frühjahr 1517 gehört. Tauler in den Predigten citiert: Op. var. arg. I, 213. Urteil über ihn in den Resol. disput. de virt. indulg. ibid. II, 180. Über den ersten Druck der Theologia deutsch, den Köstlin I, 115 (anders 2. Aufl.) unrichtigerweise als nicht mehr vorhanden angiebt: Plitt, Über die deutsche Theologie in Zeitschrift für lutherische Theologie 1865, S. 58 ff.

S. 95. Luthers Predigten: Op. var. arg. I, 25 sq. Über den Dekalog in Op. 12, 1. Vgl. Löscher, Reformationsakten I, 578. Über die Zeitfolge Plitt, Zeitschr. f. Protest. u. Kirche 49, 361. Der Schluß der Predigten über den Dekalog am Mathiastage 1517. Löscher I, 725. Über das Vaterunser: E. A. 21, 156 f. Kawerau, Joh. Agricola (Berlin 1881), S. 14. Zu Köstlin I, 120 f. die Berichtigungen von Knaake in Zeitschrift für lutherische Theol. und Kirche 1876, S. 333. Daß Luther die decem praecepta nicht selbst herausgegeben hat, dafür scheint mir einmal der Mangel jeder Einleitung zu sprechen und sodann der Umstand, daß sie lateinisch erschienen sind, während sie doch Luther auch deutsch niedergeschrieben hatte, um sie zum Gebrauch bei Predigten verwendbarer zu machen; vgl. de W. I, 61. Vgl. neuerdings Köstlin [2]I, 123 ff. Dazu die Anm. S. 783 und Knaakes Abdruck der Sermone in Weimarer Ausgabe I, 18 f. 394 f. Über häufiges Predigen in jener Zeit Lauterbach, S. 66. Coll. 3, 118. de W. I, 14. Citate: O. G. Schmidt, Luthers Bekanntschaft mit den alten Klassikern (Leipzig 1883).

S. 96. Predigten. Eigenes Urteil darüber: de W. I, 61. — Op. v. arg. I, 87. Gesinnung 67 ff.

S. 97. Vollkommenheit: I, 74. Op. exeg. 12, 6 vgl. S. 72.

S. 98. Eigene Erfahrung: S. 74; daselbst auch gegen die metaphysicantes potius quam theologizantes. Schriftstudium: XII, 194. Heiligenverehrung: ebd. S. 28 ff.

S. 99. Empfängnis: S. 46.

S. 100. Tragen der Schwachen: S. 35 f. Brüderschaften: S. 44. 46. Wallen: S. 49 ff. Böhmen: S. 53. Vgl. auch den Bericht von Oldekop bei Lüntzel, Die Annahme des evang. Glaubensbekenntnisses in Hildesheim (Hildesheim 1842), S. 155 f. Op. v. arg. I, 119.

S. 102. Bußpsalmen: E. A. 37, 340. Erschienen zwischen Mitte März de W. I, 52 und Ende April de W. I, 54 vgl. 259 (vgl. Weim. Ausgabe I, 154).

S. 103. Aristoteles Op. ex. XII, 197 und allenthalben. de W. I, 35. 40. 54. 57. 59. 72. 84. Wichtig auch Op. v. arg. I, 74 f. Vgl. neuerdings F. Nitzsch, Luther und Aristoteles (Kiel 1883).

S. 104. Disputationen: Op. v. arg. I, 315 sqq. de W. I, 60 f. de vera et falsa poenitentia: de W. I, 34. Gegen die Echtheit hatte sich auch schon Pellican erklärt. Vgl. Chronicon ed. Riggenbach, S. 36.

S. 105. Amsdorf: Stud. u. Krit. 1878, S. 698. Spalatin, vgl. meinen Artikel in Herzogs Realencyklopädie (2. Aufl.), Bd. XIV, S. 449. Spalatin über Luther im Briefe an Lang Quinto nonas Martii 1519, siehe bei Waltz, Historische Zeitschrift, Bd. 41 (1879), S. 243 Anm. — Th. Kolde, Friedr. der Weise (Erl. 1881).

S. 106. Scheurls Briefb. II, 7, bes. S. 23. 27.

S. 111. Tag zu Köln: vgl. Janssen, Frankfurts Reichskorrespondenz II, 844 ff. Ranke I, 130 ff.

S. 112. Ranke I, 136 ff. Luther über Steuern: Opera exegetica XII, 101 u. ö.

S. 113. Leo X.: Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom VIII, 216. Ranke, Päpste (4. Aufl.) I, 72 ff.; Konzil von Pisa: Ranke, Gesch. der röm. und german. Völker, Bd. 33, S. 267 f. 274 ff. Lehmann, Das Pisaner Konzil (Breslau 1874). Brosch, Julius II. und die Gründung d. Kirchenstaats, S. 234. Laterankonzil: die eingehende Darstellung bei Maurenbrecher, Kathol. Reformation I, 88 ff. — A. Jäger, Über Maximilians Verhältnis zum Papsttum in Sitzungsber. der Wiener Akademie. Phil.-hist. Klasse XII (1854), S. 195 ff. 409 ff. W. Böhm, Ob Maximilian 1511 Papst werden wollte (1873). B. Gebhardt, Die Gravamina der deutschen Nation (Breslau 1884), S. 76 ff.

S. 115. Zum Laterankonzil vgl. Scheurls Briefb. I, 129. Luther später im Galaterbr. III, 326.

S. 116. Vgl. Scheurl an Spalatin I, 149. Datum Nürnberg ad nonum Colendas Majas, quo die toto animo optavi me vestras reliquias conspicere. Dann die charakteristische Stelle I, 148. Christofferum refertum reliquiis etiam incertis ac indulgentiis insignitum desideranter exspecto, modo litteras publicas seu testes adferat. Mea

opinione si quis coram imagine tantum oraverit indulgentias confirmatas assequetur: quod si ita est, nihil sanctimonialibus gratias donari poterit; graculatim sturnatimque, ut ita dicam, orabunt. — Vgl. ferner Ranke I, 163. 159.

S. 117ff. Vgl. die bekannten Werke von Kampschulte, Universität Erfurt I, 79ff. 226ff. Strauß, Ulrich von Hutten (2. Aufl. 1871). Krause, Helius Eobanus Hessus (Gotha 1879). G. Voigt, Die Wiedererweckung des kl. Altertums (Berlin 1880) I, 48f., auch die ältere Darstellung bei Hagen, Deutschlands litterarische und religiöse Verhältnisse II, 323, dessen Beurteilung freilich oft schief ist. Die Litteratur über Erasmus bis 1866 bei F. L. Hoffmann, Essai d'une liste d'ouvrages et de dissertations concernant la vie et les écrits de Didier Ersame de Rotterdam 1518—1866 (Bruxelles 1867). Seebohm, Th. Oxford Reformers John Colet, Erasmus and Thomas More (1. Aufl. 1867; 2. Aufl. 1869). Stichart, Erasmus von Rotterdam, seine Stellung zu der Kirche und den kirchlichen Bewegungen seiner Zeit (Leipzig 1870). Durand du Laur, Erasme, précurseur et imitateur de l'esprit moderne (2 vol. 1872). Drummond, Erasmus, his life and character etc. (London 1873, 2 vol.) Stähelin, R., Erasmus Stellung zur Reformation (Basel 1873). Suringar, Erasmus over nederlandsche Spreckworden etc. (1873). Stähelin in Theol. Stud. u. Krit. 1875, S. 755ff. Vischer, Erasmiana (Basel 1876, 4°). Nève, F. Recherches sur le séjour et les études d'Erasme en Brabant. Louvain 1876. Kämmel in der deutschen allgem. Biogr. VI, 160ff. R. Stähelin bei Herzog theol. Encyklopädie (2. Aufl.) IV, 278ff. Horawitz, Sitzungsber. der Wiener Akademie phil.-hist. Kl. 72 (1878), 372ff. Von ausführlichen Auslassungen kommen neben Ranke sonst noch hauptsächlich inbetracht: Janssen, Deutsche Geschichte II, 5 und Maurenbrecher, Geschichte der kath. Reformation, 1. Bd. (Nördlingen 1880), S. 119f.

S. 122. Streit des Wimpheling: Wiskowatoff, Jakob Wimpheling (Berlin 1867), S. 130ff. Reuchlin: L. Geiger, Johann Reuchlin (Leipzig 1871). Strauß, Ulr. v. Hutten (2. Aufl., Leipzig 1871).

S. 123. Cremans, De Jacobi Hochstrati vita et scriptis (Bonn 1869). Krause, Hessus ꝛc., S. 160f.

S. 126f. Anal. Luth., p. 3sq. de W. I, 7. Mit Köstlin ²I, 787 in den Anfang 1514 zu setzen. Urteile über Erasmus: de W. I, 39ff. 52. Freundschaftschließen der Humanisten: Knaake, Scheurls Briefbuch II, 2—12. Anal. Lutherana, p. 4sqq. Luthers Abneigung dagegen u. a. de W. I, 50.

S. 128. Für die vorreformatorische Ablaßtheorie vgl. Amort, De origine, progressu, valore ac fructu indulgentiarum. Venetiis 1738 und neuerdings Bratke, Luthers 95 Thesen und ihre dogmen-historischen Voraus-

setzungen (Göttingen 1884), dessen sehr fleißige aber allzuschnelle und nicht immer historisch fundierte Systematisierung einer eingehenden Kritik bedarf; dann Luther selbst in den Sermonen op. var. arg. I, 165 sqq. 171 sqq. 172 sq. Joh. v. Paltz in meiner deutschen Augustincongr., S. 185 ff.

S. 131 f. Über Angriffe gegen den Ablaß vgl. Paltz in meiner Augustinercongregation, S. 183 ff. Frühere Abläſſe: ebd. und Körner, Fr. Tetzel, der Ablaßprediger (Frankenberg i. S. 1880), S. 4 ff. Über Albrecht von Mainz: May, Jac., Der Kurfürst Kardinal und Erzbischof Albrecht II. (München 1865) I, 75. Über den Ablaßvertrieb: Körner a. a. O., S. 43 ff.

S. 132. Über Tetzel: Körner a. a. O. Kayser, Geschichtsquellen über den Ablaßprediger Tetzel (Annaberg 1877). Römische Rettungen: Gröne, Tetzel und Luther (Soest und Olpe 1853).

S. 133. Vgl. die gegenteiligen Äußerungen bei Janssen, An meine Kritiker (1882), S. 69 ff. und meine Rezension bei Schürer, Theol. Litteraturzeitung 1882, S. 541. Tetzels Sermone bei Löscher, Reformationsakten I, 414 ff. Wie wenig man im allgemeinen die in der Ablaßbulle vorkommenden Ausdrücke verstand, darüber vgl. auch den Brief an Th. Münzer, mitgeteilt von Kawerau in Zeitschr. d. Harzvereins XII, S. 641 f. vgl. deutsche Städtechronik, 5. Bd., S. 195 über den Ablaß von 1450: das aplaß vnd vergebung aller sünd pein und schuld. Ebenso ohne weitere Erklärung bezüglich der Kreuzbulle von 1463 in der Magdeburger Schöppenchronik: Dat aflat was van pin und von schult (ebd. 7, 467).

S. 134. Paltz, Supplementum Coelifodinae Bgn. F. (auch Kappens kl. Nachlese IV, 455 ff., meine Augustinercongr., S. 176. Der Brief Tetzels Anal. Luth., p. 1 sqq. Vgl. auch zu Raymund: Fock, Pommern-Rügensche Gesch. 5, 1502.

S. 135. Op. v. arg. I, 165 sqq. 182 sqq. (Mit Köstlin [2]I, 783 Anm. 151 ins Jahr 1516 zu setzen) S. 176.

S. 136. Luther über jene Zeit: E. A. 26, 50 ff. de W. I, 113. — Körner a. a. O. Emser über das Treiben der damaligen Ablaßprediger bei Janssen II, 77.

S. 138. Vgl. hierzu auch Scheurl, bei Knaake, Jahrbücher des deutschen Reichs (Leipzig 1872) I, 112, der nur hinsichtlich des Freitags irrt. Der 31. war ein Sonnabend. Brief an Albrecht: de W. I, 68. — Myconius bei Tentzel 15. — de W. I, 120.

S. 144. Verbreitung: de W. I, 73. 76. Scheurls Briefb. II, 40 f. quas nostri traduxere II, 42. 43. C. Nuzel traduxit.

S. 145 f. T. R. II, 421. Lauterb. 18. Muther, Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben (Erlangen 1876), S. 192. Heumann, docum. litter. 166 f. E. A. 41, 37. De W. I, 73.

S. 146. Köstlin (2. Aufl.) I, 180 nimmt an, daß die Räte des Kurfürsten diesem den „Brief, die Thesen und jenen Sermon Luthers" geschickt haben, und beruft sich dabei auf dies interessante Schriftstück bei Körner, S. 148. Von dem Briefe steht dort direkt nichts: die Räte schicken „traktat und conclusion". Der Kurfürst sendet den „Handel sampt Articeln position vnd traktat" nach Rom. (Darauf bezieht sich die Bemerkung Tetzels gegen Miltitz bei Löscher II, 568: „so doch hoch benannte Erzbischof inen bestellt hat zu citieren nicht ich".) Wenn es hier nicht heißen soll „Artikeln positionis" identisch mit Konklusion, so hätten wir schon drei Stücke, in denen aber von Luthers Briefe nicht die Rede. Was im einzelnen außer den Thesen darunter zu verstehen ist, weiß ich nicht, doch möchte ich meinen, daß, wenn der Kurfürst angiebt, ihm seien Mitteilungen von unschicklichem Handeln und Reden der Kommissare gemacht worden, dies dem Zusammenhange nach noch nicht mit Notwendigkeit auf Luthers Brief zu beziehen ist. Nach dem Eingange des Schreibens Albrechts zu schließen, hat es sich in dem Schreiben seiner Räte auch gar nicht um eine einfache Weiterbeförderung von Luthers Sendung an Albrecht gehandelt, sondern um einen selbständigen denuncierenden Bericht der Räte unter Beifügung des Anklagematerials. Wie dem aber auch sein mag, so ist daraus doch nicht zu schließen, daß der Sermon vom Ablaß, der einen bedeutenden Fortschritt gegenüber den Thesen aufweist, damals schon geschrieben gewesen wäre. Aus de W. I, 96 vgl. mit I, 71 (welch letzterer Brief, wie auch Köstlin I, 787 Anm. zu S. 182 bemerkt hat, in den März zu setzen ist) ergiebt sich, daß Luther Anfang März sich erst mit der Absicht trägt, einen deutschen Sermon zu schreiben, denn ein Grund mit Knaake (Weimarer Ausgabe) I, 238 anzunehmen, daß damit „unser Schriftchen schwerlich gemeint sei", liegt nicht vor. Dagegen spricht folgende Vergleichung: de Wette I, 92. Secundo de virtute indulgentiarum quantum valeant. Haec res in dubio adhuc pendet et mea disputatio inter calumnias fluctuat: duo tamen dicam primum tibi soli et amicis nostris, donec res publicetur: mihi in indulgentiis hodie videri non esse nisi animarum illusionem, et nihil prorus utiles esse nisi stertentibus et pigris in via Christi (vgl. den ganzen Brief mit dem Sermon). Dazu aus dem Sermon E. A. 27, 6. „Ablaß wird zu gelassen um der unvollkommen und faulen Christen willen", und weiter unten S. 7. „Laß die faulen und schläferigen Christen Ablaß losen." Die deutlichste Bezugnahme auf Tetzels Thesen verrät u. a. Luthers 9. Satz mit seiner Erwähnung der poena medicativa und satisfactoria (von der er vorher nicht gesprochen hatte) vgl. Tetzels 14. und 71. These. — Auf Luthers Sermon antwortete Tetzel bekanntlich mit seiner Vorlegung (vgl. de W. I, 123 f. Löscher I, 484 ff. Am Schlusse derselben kündigt er erst die zweite Thesenreihe, über die er zu Frankfurt disputieren will, an (Löscher I, 501 vgl. 517), in deren 50. These er auf den „deutschen Sermon" Bezug nimmt. Hiernach ist (was,

wie ich nachträglich fand, schon Gröne, Tetzel, S. 104 bemerkt hat) die übliche Datierung der letzteren (Januar 1518, Köstlin I, 181) irrtümlich. Da Carlstadt am 14. Mai schon die 47. und 48. These der zweiten Reihe kennt, (Olearii scrinium antiqu., p. 27) so muß sie Anfang Mai schon ausgegeben worden sein. Der Kopf ders. läßt den Tag der Disputation noch unbestimmt, und Tetzel nennt sich in beiden Baccalaureus. Wie steht es da mit seiner Promotion? — Gegen beide (Vorlegung und zweite Thesenreihe) wendet sich Luther in der Schrift „Freiheit des Sermons (E. A. 27, S. 8 ff.), die wohl Ende Juni oder Anfang Juli geschrieben. Nach den Schlußbemerkungen zu urteilen, stand die Disputation Tetzels — die vielleicht überhaupt nie stattgefunden, — noch aus. — Mit Bischof Scultetus muß Luther damals mehrfach korrespondiert haben, denn die von ihm E. A. 26, 52 erwähnte Mahnung kann nicht mit der durch den Abt von Lehnin überbrachten identifiziert werden (gegen Köstlin I, 174. 181).

S. 147. Ein neuer Erlaß zur Förderung des Ablasses in Süddeutschland vonseiten Albrechts, Anf. Januar. Heumann docum. 167.

S. 148. Über Konrad Wimpina vgl. die ausführlichen Aufsätze von Mittermüller in Katholik., 49. Jahrg. 1869. Über Tetzels Schrift siehe vorige Anm. — Feinds. Urteile: de W. I, 92. 98. 76.

S. 149. Steuern ꝛc.: de W. I, 78. 92 f. 128. Studien und Arbeiten: de W. I, 88. 90. 92.

S. 150. de W. I, 71. 99. 109. Auf der Kanzel: E. A. 18, 210 f. Sermon von Ablaß und Gnade: E. A. 27, 4. Über die Zeit des Erscheinens siehe Anm. zu S. 146.

S. 151. Sermo de poenitentia: Op. v. arg. I, 331 sq. Reise nach Heidelberg: Augustinercongr., S. 313 ff. de W. I, 98. Ecks Freundschaft mit Luther: Scheurls Briefbuch II, 2—12. Burkhardt 5. de W. I, 55 vgl. Jäger', Carlstadt, S. 11, und Wiedemann, Dr. Joh. Eck (Regensburg 1865), S. 75 f. — de W. I, 101 f.

S. 152 ff. de W. I, 102 ff. 111 ff. Kolde, Augustinercongregation, S. 314 ff. Disputationsthesen: Op. v. arg. I, 387 sqq. Dazu die textkritische Bemerkung bei Köstlin I, 788 Anm. zu S. 187. Hartmann und Jäger, Joh. Brenz (Hamburg 1840—42), über Billicanus vgl. Riggenbach in Herzog ²II, 476 f. Litteraturzusammenstellung, auch neues über s. Widerruf bei Seidemann, Stud. und Kritiken 1878, S. 699 ff. Hartmann, Schnepf. 1870. Bezüglich seiner Anwesenheit vgl. Waltz in Sybels historische Zeitschr., Bd. 25, S. 387 Zu Butzer vgl. die freilich ungenügende Monographie von Baum. Ferner Anal. Luth., p. 7 sqq. 11. Krafft, Briefe und Dokumente, S. 16. Daß auch Wenceslaus Link von Nürnberg aus in Heidelberg war, ergiebt die früher von mir übersehene Stelle im Briefe Luthers an ihn I, 130: Dominus Doctor Isenacensis

misit ad me literas . . . . longe acriores, quam eas, quas in capitulo coram audiebas. Der Ausdruck in capitulo ist wohl nur zeitlich zu fassen, während des Aufenthalts zum Kapitel in Heidelberg, nicht aber, daß in der Kapitelssitzung jener Brief verlesen worden wäre.

S. 155. Resolutiones disputationum de indulgentiarum virtute: Op. v. ar. II, 123. Th. Kolde, Luthers Stellung, S. 17 ff. Für den Druck auch Köstlin ²I, 190 Anm. Zum Briefe an Scultetus de W. I, 112 Ergänzungen bei Seidemann, Zeitschrift für historische Theologie 1874, S. 116.

S. 158. Über die Chronologie der Tetzelschen Schrift siehe die Anm. zu S. 146. Freiheit des Sermons E. A. 27, 87 zu Eck: Wiedemann, S. 82 f. Luthers Asterisken bei Löscher II, 33. Op. var. arg. I, 406. de W. I, 125. Scheurl über Ecks Schrift bei Knaake II, 45. 47: quae de Martino extemporaliter sentis.

S. 160. Körner S. 148. Anzunehmen, daß Albrecht seine Absicht bald aufgegeben habe, wie Hülsse (Einführung der Reformation in der Stadt Magdeburg [Magdeburg 1873], S. 8) meint, liegt kein Grund vor. Tentzel I, 283. T. R. 3, 197. Über Gabriel Venetus vgl. Th. Kolde, Zeitschrift für Kirchengeschichte II, 472. Prierias im Prozeß Reuchlins bei Geiger, Reuchlin I, 18.

S. 161. Erste Erwähnung der Schrift des Prierias am 8. August 1518. de W. I, 132, denn die beiden Briefe I, 83 (vgl. novas larvas) gehören ins Jahr 1519. Sylvesters Dialog: Op. v. arg. I, 340, vgl. dazu Knaake in der Weimar. Ausg. I, 644.

S. 162. Venetus: Zeitschr. für Kirchengesch. II, 432 ff. Augustinercongregation, S. 318 vgl. 411.

S. 163. de W. I, 129. Es ist jedenfalls zu lesen fiat voluntas sua sancta. — Gegen Sylv. Prierias: op. var. arg. II, 1 ff. Weim. Ausgabe I, 643. de W. I, 131. 133. 135. „Wald- und Wiesensophist: Silvestrum vere silvestrem et campestrem sophistam De W. I, 135.

S. 164. Sermo de virtute excommunicationis: Op. v. a. II, 306. Dazu de W. I, 130. 134. 137, vgl. Köstlin I, 211. Lies im Texte „und zugleich dessen Fehlbarkeit zu behaupten".

S. 165. Verhandlungen mit den Kurfürsten de W. I, 131 ff. Burkhardt, S. 42.

S. 166. Ranke I, 216 ff. Über die Verhandlungen in Augsburg: Janssen, Frankfurts Reichscorrespondenz, 2, 2, 963. Knaake, Jahrbücher des deutschen Reichs I, 118. Böcking, Drei Abhandlungen über reformationsgeschichtl. Schriften (Leipzig 1858). Dazu Waltz, Hist. Zeitschr., 41. Bd. (1879), S. 229 ff. Gebhardt, Gravamina, S. 80 ff. Wenn Köstlin I, 208 von der Ernennung des Albrecht von Mainz zum Kardinal

sagt, sie sei die stärkste Erklärung darüber, wie zu den Beschuldigungen, welche dieser wegen des Ablaßhandels erleiden mußte, der Papst sich verhalten wolle, so halte ich das für unrichtig. Erstens waren solche Beschuldigungen doch noch sehr vereinzelt, und zweitens legte man in Rom wahrlich der Sache nicht eine solche Bedeutung bei, daß man glaubte, dem Erzbischof eine solche Ehrenerklärung geben zu müssen. Auch vermag ich von der ritterlichen und romantischen Sinnesart des Kaisers in seinen Äußerungen über Luther und seinem Schreiben an den Papst (op. var. arg. II, 349 sqq.), wie Köstlin, nichts zu erkennen. In Nürnberg wollte man wissen in illius favorem scripsisse Cesarem pontifici maximo, miror tamen cum ceteri sint desides magis. Scheurl an Spalatin 2. Oktober 1518 bei Knaake II, 51.

S. 168. Melanchthon: de W. I, 135. 138. 140. 141.

S. 169. An Staupitz de W. I, 137.

S. 170. Straßb. Nachdruck: Brief Capitos de W. I, 93. — Burkhardt, S. 4. Scultetus, Annales Evangel. decas pr. 1618, p. 32 (Seckendorf I, 176) Baum, Capito u. Bucer, S. 41 ff. Br. d. Staupitz, Löscher II, 446. Coll. II, 175.

S. 171. Die Verhandlungen des Kurfürsten mit Cajetan waren noch nicht zu Ende, als der Kurfürst Augsburg verließ. Am 23. September schrieb Spalatin an Scheurl von Coburg aus einen Brief, den dieser nicht erhielt, aber auch ein zweiter Brief desselben, auf den Scheurl am 2. Oktober antwortete, kann Luthers beabsichtigte Reise noch nicht erwähnt haben. Scheurls Briefb. II, 50 f. Daß man in Wittenberg am 25. noch nichts wußte, ergeben die beiden Briefe der Universität von diesem Datum. Op. v. arg. II, 361 sqq. Aber unmittelbar darauf muß die Entscheidung eingetroffen sein, vgl. den Brief des Kurfürsten an Tucher, Theol. Stud. und Krit. 1882, S. 692. Wenn übrigens Luther schon am 29. in Weimar predigte (op. v. arg. I, 226), muß er schon vor dem Eintreffen der Entscheidung auf dem Wege gewesen sein. Übrigens war Petzensteiner an Scheurl geschickt. Briefb. II, 58. Daß Cajetan Luther auf eigene Vollmacht hin nach Augsburg berufen, was Köstlin I, 216 als möglich annimmt, halte ich nicht für wahrscheinlich, dagegen de W. I, 169: ad mandatum sanctissimi Domini — — comparui. — Seidemann, Lutherbr. 1. Über Frosch vgl. Kolde, Analecta Luther., p. 130. 158. Roth, Augsburgs Reformationsgeschichte (München 1881), S. 106 ff. 125 und öfter. Neuerdings Urkundliches bei Eberhard Schott, Beiträge zur Geschichte des Karmeliterklosters und der Kirche zu St. Anna in Augsburg, Zeitschr. des histor. Ver. f. Schwaben und Neuburg IX (1882), Heft 3, S. 327 ff. Augustinercongr., S. 319.

S. 172. Augsburger Verhandlungen: de W. I, 142—167. 175 ff. Scheurls Briefb. II, 51 ff. Acta Augustana, Op. v. arg. II, 340 sqq.

Löscher II, 435ff., dazu der Brief Cajetans an den Kurfürsten II, 405. Die sehr unklaren Tischredenberichte Coll. II, 175. E. A. 64, 361ff. Eine völlige Harmonisierung der in Einzelheiten vielfach abweichenden Berichte ist nicht möglich. Vgl. außerdem Augustinercongr., S. 319ff. 411. 443f. Th. Kolde, Luthers Stellung zu Konzil und Kirche, S. 29f. — Cajetan: Roccaberti, Bibliotheca maxima Pontificia XIX, 443. Börner, De colloquio Augustano Lutheri cum Cajetano (Lips. 1722), p. 12sqq. Über seine Theologie einiges bei Lämmer, Vortridentinische Theologie, S. 11ff. Jäger, Der Kampf Cajetans gegen die lutherische Lehrrefor. in Zeitschr. f. histor. Theol. 1858, S. 442ff. Janus, Der Papst und das Konzil (Leipzig 1869), S. 397. 401ff.

S. 178. Die von Mykonius S. 33 mitgeteilte Äußerung des Cajetan hat sehr viele innere Wahrscheinlichkeit, aber mit voller Sicherheit wage ich ihre Richtigkeit nicht zu behaupten, da Mykonius nicht Augenzeuge und seine Quellen uns bisher noch unbekannt sind. — Staupitz an den Kurfürsten: Augustinercongr., S. 443. Das weitere S. 321.

S. 179. Die Briefe an Cajetan I, 101ff. Am 10. Oktober (I, 144f.): nam certum est me appellaturum concilium futurum. Dagegen am 14. S. 160 u. 164 die Appellation an den Papst: Löscher II, 484. Vgl. das eigene Urteil in den Acta Augustana, p. 385.

S. 180. Beratungen der Freunde: Knaake, Jahrbb. des deutschen Reichs I, 125. Augustinercongr., S. 321. de W. I, 166. 169. — Stud. u. Krit. 1878, S. 706. Zu Luthers Pferd vgl. de W. I, 279. — Das päpstliche Breve: Löscher II, 437. Op. v. arg. II, 354sq. Zur Controverse darüber: Th. Kolde, Luthers Stellung zu Konzil und Kirche, S. 115f., dazu Scheurls Briefb. II, 62. Augustinercongr., S. 411. Köstlin I, 799 Anm. zu S. 233. Dagegen auch jetzt noch Maurenbrecher, Kathol. Ref. I, 391.

S. 181. Wieder in Wittenberg: de W. I, 167. — Acta Augustana: Op. v. a. II, 340sqq. Schon am 31. Oktober kündigt er sie an. de W. I, 166. Als Leonhard Bayer ohne Antwort zurück kommt, beginnt er den Druck (I, 169). Am 25. an Langenmantel (I, 188; VI, 8): Et jam eduntur acta mea Augustensia, nam Princeps hucusque dissuasit eorum editionem. Der erneuerte Angriff Cajetans giebt jetzt den Anlaß zur endlichen Herausgabe, und daß er unter dem unmittelbaren Eindruck von Cajetans Brief erst jetzt nach dem 19. November das scharfe Schlußwort geschrieben, ergiebt die Berufung auf denselben II, 386. Aus dem Umstande, daß er an demselben Tage seine Appellation ans Konzil einlegte, erklärt sich auch die ziemlich abrupt erscheinende Betonung der Wertschätzung desselben im Schlußwort. Vgl. ferner de W. I, 191 u. I, 193. Mitto ecce acta mea acutius quam speraverit D. Legatus.

S. 183 f. Brief d. Univ.: Op. II, 427sq. Beabs. Wegzug: de W. I, 166. 188f. 191f. Friedr. d. Weise, S. 18f. — Luthers eigene Ausgabe der zehn Gebote: E. A. 21, 157. de W. I, 193. — Appellatio Op. var arg. II, 435, dazu de W. I, 193 und Kolbe, Luthers Stellung, S. 37, wo durch einen Druckfehler der 29. statt 28. November steht. Beabsichtigte Abreise: de W. 188f. 194f. Die Mitteilungen Obenanders bei Seidemann, Stud. u. Krit. 1878, S. 705 über das damalige Verhältnis des Kurfürsten irren, wie das von mir (Friedrich der Weise, S. 18) mitgeteilte Bruchstück eines Briefes des Kurfürsten aus späterer Zeit darin, daß sie dabei schon Miltitz mitwirken lassen. Gleichwohl macht das von Obenander Erzählte so sehr den Eindruck des Authentischen und paßt die geschilderte Situation so gut zu dem Anfang von Luthers Briefe de W. I, 189, daß ich keinen Anstand nehme, beides in der im Text (S. 184) angegebenen Weise in Verbindung zu bringen. Die Unterredung mit Spalatin in Lichtenberg (Br. I, 195; Lingke, Reisegeschichten, S. 56) wird wohl erst nachher stattgehabt haben. Die Angabe bei Scheurl II, 78 cum Spalatino interloquendi, quatenus ad Carmelitani Augustensis aulam rediret, scheint ungenau zu sein, denn danach würde dieselbe schon vor den 21. November (Lib. dec. 22) zu setzen sein, was den sonstigen Verhältnissen und Luthers Angaben S. 195 nicht zu entsprechen scheint. Zur Sache vgl. noch Scheurls Briefb. II, 63. 65: quod sibi electoris Spalatini manu litteris principatu sit interdictum. Dann als Fabel bezeichnet. Scheurl rät ab nach Frankreich zu gehen, ebd. S. 72 vgl. den ganzen Brief S. 70ff.

S. 184. Über des Kurfürsten Eintreten für Luther beim Kaiser durch Pfeffinger Scheurl II, 78, seinen Brief an Cajetan: Op. var. arg. II, 409sq. de W. I, 242.

S. 185. Miltitz inskribiert in Köln 1508. Julius 5. Karolus de miltytz misen. dioc. (vgl. K. Krafft, Mitteilungen in Hassels Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde, 1868, S. 18f. Dazu Heumann, Docc. lit., p. 40. Die Regesten und Nachweise der ihn betreffenden Briefe größtenteils bei Seidemann, Karl von Miltitz (Dresden 1844). Der bisherigen, auf Ranke fußenden Beurteilung des Miltitz vermag ich nicht mich anzuschließen. Wenn Ranke I, 270 (6. Aufl.) meint, man habe ihn gesandt, weil man das Verfahren des Kardinals nicht gebilligt zu haben scheine, so fehlt dafür jeder Anlaß in den Quellen, auch ist zu beachten, daß Miltitz schon am 10. September dem Spalatin sich als Überbringer der goldenen Rose ankündigt. Außerdem erhielt Miltitz den striktesten Befehl, sich den Anordnungen des Kardinals zu unterstellen. Ob er sich gehütet, wie Ranke a. a. O. angiebt, sich den Legaten anzuschließen, ist uns, so weit ich sehe, nirgends überliefert. Dagegen spricht, daß er in Deutschland angekommen, sich alsbald nach Ausburg begab und dort einstweilen die goldene Rose deponierte. (Daß er mit Cajetan vorher eine Zusammenkunft

in Linz gehabt, wie M. Lenz [Martin Luther, S. 75] angiebt, habe ich nicht finden können). Nachdem man sich erst nach des Legaten Abreise in Rom entschlossen, dem Kurfürsten die Rose zu übersenden, lag nichts näher, als dem Überbringer derselben auch die Betreibung von Luthers Angelegenheit besonders aufzutragen. Auch vermag ich nirgends zu erkennen, daß Miltitz den Auftrag hatte „die Sache des Mönches in Güte beizulegen". Auf eigene Faust, nachdem er die Verhältnisse kennen gelernt, hat Miltitz, wohl auch in seinem eigenen Interesse, vermittelnd gewirkt. Das Richtige ergiebt sich aus den Briefen Scheurls II, 69: privatus si quomodo conciliare possit Martinum pontifici, nobis ultro pollicitus praestaturum omnem operam etc. Dazu den ganzen Brief an Luther, S. 70 ff. 76. und Luthers Darstellung de W. I, 216. 230. Die Ablaßdekretale Leos vom 9. Nov. Op. var. ar. II, 428 sq. Über ihre unmittelbare Veranlassung vgl. die bisher unbeachtete Stelle bei Scheurl II, 71. Zu Luthers Verhandlungen mit Miltitz außer Seidemann, de W. I, 207 f. 211 ff. Dazu das hierher gehörige Schreiben I, 575 (vgl. Th. Brieger, Neue Mitteilungen über Luther in Worms [Marb. Lutherprog. 1883], S. 24) 216.

S. 188 f. E. A. (2. Aufl.), Bd. 24, S. 5 ff. de W. I, 236.

S. 190. Wiedemann, Joh. Eck, Professor der Theologie (Regensburg 1865). Albert, Aus welchem Grunde disputierte Eck gegen Luther, Zeitschr. für histor. Theol. 1872. Otto, Cochläus d. Humanist (Breslau 1874). Sonst zur Leipziger Disputation: Seidemann, Die Leipziger Disputation (Dresden 1843). Katholik 1872, S. 287 ff. Dagegen besonders Albert a. a. O. Trotzdem hat Janssen, Deutsche Gesch. II, 83 ff. wieder das Märchen aufgewärmt, daß Luther zur Disputation gedrängt habe. Über die Vorbereitung: de W. I, 205. 216. 217 ff. 222 f. 232. Die Briefe an Düngersheim, in denen schon das Streitobjekt mit Eck erwähnt wird, sind frühestens in den Februar zu setzen. In dieselbe Zeit (vor dem 15. Febr.) fällt auch der offene Brief an Carlstadt. de W. I, 249 vgl. Seidemann, Disput., S 126. Ziemlich zu gleicher Zeit muß Luther seine Thesen ausgegeben haben und zwar, obwohl mir ein derartiger Druck nicht bekannt, erst eine Reihe von 12, denn als 12. zählt Carlstadt schon in einem Briefe an Spalatin vom 24. Februar den bekannten Satz bei Gerdesius, Scrin. antiq. VII, 319. Die Thesenreihe — 13 an der Zahl, erst mit der disputatio et excusatio siehe Löscher III, 563. — Für Einzelheiten neuerdings auch F. Seifert, Die Reformation in Leipzig (Leipzig 1883).

S. 192. Ecks Thesen: Löscher, Reformationsakten III, 561.

S. 194. Epistola quaedam ex urbe Roma (de Wette I, 180) bei Böcking, Drei reform. Schriften, S. 15 ff.; vgl. Waltz in histor. Zeitschr. 1879, S. 234. Freilich halte ich die ganze Tendenz dieses Aufsatzes, die wohl in dem bezeichnenden Satze sich am deutlichsten zeigt: „Schon an und für sich ist undenkbar, ein weltumgestaltendes Werk, wie Luthers Kirchen-

reform, ohne weise Berechnung glücklich hinauszuführen" (S. 245), für mehr als verfehlt. Von einer befestigenden Einwirkung des Kurfürsten auf Luther bezüglich der römischen Missbräuche habe ich nichts finden können (S. 242). Vgl. ferner de W. I, 137. 143: Italus est. An Mel. I, 146. Non capitosi sed naturalis affectus est — — Germanos a me Germano praeferri uno Italo 175. Am 25. November kennt er schon die Schrift des Bischofs Erhard von Lüttich I, 188 (bei Kapp, kl. Nachlese II, 406 ff.)

S. 195. Conventus in Jenis de Wette I, 194. Spal. Chron. bei Mencken II, 593. de W. I, 199.

S. 196. de W. I, 212. 217 vgl. 6, 31 quod et iam diu optavi. Kolde, Luthers Stellung, S. 40 f.

S. 197. Carlstadt: Gerdesius scrinium VII, 319, vgl. de W. I, 254. In dieselbe Zeit wie jener Brief Carlstadts vom 24. Februar an Spalatin fallen, wie der Anfang des zweiten ergiebt, auch schon die beiden von de Wette in den Mai gesetzten Briefe Luthers I, 260 ff. Schriften: I, 239. Annotationen zu den Dekretalen ebd.

S. 198. Resolutio: Löscher III, 123 ff. Op, var. arg. III, 293. de W. I, 282. Kolde, Luthers Stellung, S. 42 f.

S. 200. Luthers Predigt in Leipzig am 25. Juli 1518 (nicht 1517 wie noch Seifert, Reformation in Leipzig, S. 59 und trotz Köstlins Nachweis I, 78 Anm. zu S. 260, daß der Brief I, 85 ins Jahr 1519 gehört, Dibelius in Beitr. zur sächs. Kirchengeschichte II, 349 annimmt). Minoriten: de W. I, 265. — Miltitz: I, 270.

S. 201. Reuchlin: de Wette I, 196. Erasmus: I, 247. — Disputation: das oben angeführte u. Seifert, Einführung der Reformation, S. 40 ff.

S. 202. Luthers Herberge ꝛc.: Seifert, S. 42.

S. 203. Bedingungen: de W. I, 285. Mosellan u. a. in Heumanns Ausgabe von Melanchthon vita Martini Lutheri (Göttingen 1741).

S. 204. Über Carlstadts Unsicherheit vgl. Löscher III, 226. 257. 269—271. C. R. I, 84.

S. 205. de W. I, 288. 317. Luthers Predigt E. A. 15, 397 (1. Aufl.) vgl. Br. I, 317. Sie scheint sehr umgearbeitet zu sein. Über Ecks Predigt am 2. Juli Cochläus. Vgl. auch Seifert, S. 61.

S. 208. Albert a. a. O., S. 418. de W. I, 294. 316. Luther über Leipzig de W. I, 274. 280. 283. 287. 289. 294. 302. 318. Worauf bezog sich die Korrespondenz mit dem Leipziger Rate? I, 350 f.

S. 209. Resolutiones Op. III, 225. Widmung de W. I, 290 vgl. 287. vgl. Th. Kolde, Luthers Stellung, S. 51. — Mel. an Ökolampad C. R. I, 96. Mosellan an Pflug a. a. O. Anal. Luth., p. 7. 89 sq.

S. 210. Über die früheren Beziehungen Emsers und Luthers: Löscher III, 698. 707. — Emser an Zack: Löscher III, 660 f. Op. var. arg. IV, 1. Luthers Antwort, von der er schon einzelne Bogen vor der Beendigung (nach Löscher III, 698) verschickt haben muß, S. 12 ff. Dazu Briefe I, 336. Emsers Gegenschrift A venatione etc. Löscher III, 694, der Vorwurf der Gewinnsucht S. 707. Reformationsgedanken S. 718. 725.

S. 211. Heumann, S. 176. de W. I, 351 f. Hutten, Epist. I, 403. Albert, S. 421. Vgl. de Wette I, 346. Eck an Friedrich: Löscher III, 608. Vgl. de W. I, 307. Dominikaner in Leipzig: Fröschel bei Löscher III, 281. Martini Lutheri defensio contra mal. Joh. Eckii Judic. III, 471 bes. 502. Die Schrift Ecks, die nicht erhalten, cursierte wie die Obelisken nur handschriftlich (gegen Wernecke, Luther und der Bischof von Brandenburg [Brandenburg 1870], S. 28. Über die Entstehung ders. das Vorwort Luthers und Briefe I, 324. 328, wo nur 13 Sätze gezählt werden 337. 338, dazu Albert a. a. O., S. 423. Wiedemann, S. 508. Zu dem Streit mit Ochsenfart siehe Seidemann, Lutherbriefe, S. 5 ff.

S. 212. Über diese Schriften im einzelnen: Köstlin I, 270 ff. Wenn die Franziskaner auf einem Kapitel zu Wittenberg (Briefe I, 242) gegen Luther, worüber dieser sich wundert, auch die stigmata verfochten, so bezieht sich dies wohl auf eine dunkle Kunde von einer Stelle in seiner Erklärung im Galaterbr. III, 47.

S. 213. Seidemann, Miltitz, S. 15 f. 20. de W. I, 390. — Luthers Stimmung: de W. I, 364. 374. Op. v. arg. III, 292.

S. 214. Staupitz: Kolde, Augustinerc., S. 323. de W. I, 336. Tessarabecas IV, 85. 369. 373. 409. Dazu Köstlin I, 298. 793.

S. 215. Galaterbrief: Ep. ad. Gal. III, 125. Die Beziehung auf den Kampf, die Köstlin ganz außeracht gelassen, wie daß an der Schrift noch während des Druckes Zusätze gemacht worden sind, läßt sich aus vielen Stellen deutlich erkennen z. B. S. 201: At nunc potestas papae sola sufficit 203. Nondum erant in ecclesia contentiones istae de praecellentia ecclesiarum et pontificum vgl. S. 213 f. 228. 241 f. 242: fac ita et velut si sub Turca aliove tyranno pro voluntate Dei premereris. Vgl. damit die Stelle im Briefe an Spalatin vom 5. März: Quid hoc ad me! qui sciam etiam Turcam honorandum et ferendum potestatis gratia etc. de W. I, 236. — Vgl. ferner ad. Gal. 242 die scharfen Auslassungen gegen die Pallien, ebenso S. 325 die Auffassung des Türkenkrieges; sicher ist auch die bisher niemals beachtete Verspottung des Laterankonzils (si tamen vera est diffinitio novissimi concilii animas scilicet esse immortales, praesertim Christianorum, p. 326) später eingesetzt worden, ebenso die ganz unvermittelte Auslassung über Tu es Petrus (p. 381 sqq.

388) und die starke Stelle S. 447f., ferner die über die Böhmen S. 458. 464. Mit Namennennung wendet er sich S. 465 gegen Sylvester ꝛc. — Philippus meus Melanchthon adolescens corpore, senex venerabili mentis canitie, p. 437sqq. Für d. Druck: de W. 273. 328.

S. 216. Für die Schriften aus dem Jahre, die im Text nicht alle aufgezählt und besprochen werden konnten, vgl. Köstlin I, 295ff. Die Predigt von der Ehe E. A. ²16, 57 vgl. 66ff. C. R. I, 82. Von der Betrachtung des heiligen Leidens E. A. ²11, 151ff. Cat. op. III, 400sqq. de W. I, 239.

S. 217ff. Sermon vom Wucher: E. A. ²16, 77ff. Nach de W. I, 380 wurde Ende Dezember der größere Sermon gedruckt. Wann ist aber der kleinere erschienen? Zur Wucherfrage vgl. Neumann, Geschichte des Wuchers (Halle 1865). Funck, Gesch. d. kirchl. Zinsverbotes (Tüb. 1877), Linsenmann, Conr. Summenhardt (Tüb. 1877), S. 43ff. 87ff., sodann auch Otto, L., Joh. Cochläus der Humanist (Breslau 1874), S. 60ff.

S. 219. Sermon von der Taufe: E. A. 21, 229. Der Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams ꝛc. 27, 25. Sermon vom Sakrament der Buße 16, 33. Für die Zeitbestimmung vgl. Briefe I, 369.

S. 220. Melanchthons Thesen bei Krafft, Dokum., S. 6, vgl. K. F. Th. Schneider, Luthers Promotion ꝛc. (Neuwied 1860), S. 21ff.

S. 221. Fürbitten: de W. I, 336. 338. 368. 374. 377. Studenten 278f. Vorlesungen 279. 378. Postille 365. 376. Congressus familiarium 378.

S. 223. Ranke, Deutsche Geschichte I, 240ff. Rösler, Die Kaiserwahl Karls V. (Wien 1868). Ganz besonders aber die abschließende Abhandlung von H. Baumgarten, Die Politik Leos X. in dem Wahlkampf der Jahre 1518 und 1519 in den Forsch. z. deutschen Gesch., Bd. 23.

S. 226. Baumgarten a. a. O., S. 568. Schweizer: Ranke I, 253. Ulmann, Franz v. Sickingen (Leipzig 1872), S. 153ff. Pauli, Englands Verhältnis zur Kaiserwahl. Forschungen zur deutschen Geschichte I. — Scheurls Briefb. II, 55 erzählt schon im November 1518 von einer imago Caroli super leonem stantis vgl. II, 63. 68. 69. 80. — Döllinger, Weissagungsglaube ꝛc. in Raumers historischem Taschenbuch, V. Folge I, 1871, S. 289. Vgl. das merkwürdige 1519 geschriebene Buch onus ecclesiae, das dem Bischof Berthold von Chiemsee zugeschrieben wird. Darüber Schwarz in Gelzers protest. Monatsbl. I, 210ff.

S. 227. Strauß, Ulr. v. Hutten (2. Aufl., Leipzig 1871).

S. 229. Ebd., S. 217.

S. 230. Hutten, op. I, 167. Stichart, Erasmus (Leipzig 1870), S. 308ff. Woker, De Erasmi Rotterdami studiis irenicis (Paderborn

1872), p. 20sqq. Seckendorf I, 96. Kolde, Anal. 8. C. R. I, 77sqq. Galaterbr. III, 193. 257. 350 passim. Vgl. auch de Wette I, 525 f.

S. 231. Vgl. die angeführten Stellen bei Plitt, Einl. I, 161. Nürnberg: Th. Kolde, Augustinercongr. S. 273 ff.

S. 232. Augustinercongr., S. 310. Kawerau, Kaspar Güttel (Halle 1882), S. 27 ff. Antwerpen: Augustinerc., S. 286 ff., wo durch ein unerklärliches Versehen Rotterdam für Antwerpen und 18. Mai 1518 für 30. Mai 1519 sich eingeschlichen hat.

S. 233. Pressel, Spengler (Elberf. 1862), S. 16 ff. Vgl. übrigens neuerdings über seine Stellung zur Kurie Brieger, Aleander und Luther (1884), S. 224.

S. 234. Kölner: Op. 4, 172 f. Luthers Verhalten dagegen bei Köstlin I, 284. 318. Canonici indocti op. v. a. IV, 59 sqq. Br. I, 388—404.

S. 235. Eckius dedolatus, abgedr. bei Riederer, Beitrag zu den Reformationsurkunden ꝛc. (Altdorf 1762), S. 156 f. Wiedemann, Eck, S. 141 ff. — Trutvetter: Plitt, Jod. Trutvetter (Erl. 1876). Theologische Fakultät: Br. I, 380. Jonas: Krause, Eob. Hessus I, 302 ff. Cordus: ebd., S. 313. Kampschulte, Erfurt II, 28.

S. 236. Crotus: Kampschulte, Erfurt II, 43; ders. de Croto Rubiano (Bonnae 1862). Strauß, Ulrich v. Hutten (2. Aufl.), S. 17. 196 ff. Die Briefe Crotus bei Böcking, Hutteni Opp. I, 307 sqq., da bei de W. I, 188 nach Burkhardt 14 remitto zu lesen ist, ist an dieser Stelle (gegen Köstlin I, 792 Anm. zu S. 286) von einem Briefe des Crotus an Luther überhaupt nicht die Rede. Daß der erste Brief nicht an Luther gelangt ist, ergiebt auch der ganze Inhalt des zweiten, (vom 16. Oktober) speziell die Stelle, worin derselbe erwähnt wird: ut potuisses animadvertere — si fuisset reddita (Böcking I, 311), obwohl Thomas Fuchs Luther in der That in Augsburg zur Seite gestanden. de W. I, 381. Über Heß als Überbringer Anal. Luth. 9 vgl. de W. I, 373.

S. 238. de W. I, 320.

S. 239. de W. I, 333. Postille: de W. I, 366. 370. 375 f. 378. 405. Correspondenz zwischen Herzog Georg und Friedrich: Löscher III, 920. de W. I, 383. 388 ff. Hus: de W. I, 350. 356. 425, vgl. Th. Kolde, Luthers Stellung, S. 56. Die Auslassung im Psalmencommentar (op. exeg. XV, 356 sqq.) ist, wiewohl dieser Teil erst erheblich später publiziert wurde, wie aus der erregten Sprache hervorgeht, unmittelbar nach Kenntnis von Hus tractatus de ecclesia niedergeschrieben worden.

S. 241. Erklärung etlicher Artikel: E. A. 27, 70. de W. I, 406 ff. Vgl. ferner Seidemann, Theol. Studien und Kritiken 1880, S. 340. Antwort auf die Zettel: E. A. 27, 77. Op. v. a. IV, 131 sqq.

S. 242. Briefe an die Bischöfe I, 398 ff. 419. Vgl. die häufigen Zusammenkünfte Friedrichs mit Albrecht von Mainz Spalatin, Annales,

p. 598 sqq. M. Lenz (Martin Luther, S. 9f.) legt diesen Briefen eine viel zu große Bedeutung bei. Das Einschreiten gegen die Bettelmönche kann kaum als Beginn einer Reformation angesehen werden. Cf. Spalatin, Annales, p. 549. de W. I, 423, es beruhte auf dem alten Gegensatz der Weltpriester gegen die Bettelmönche.

S. **243.** Op. v. arg. IV, 137.

S. **244.** de W. I, 418 ff.

S. **245.** de W. I, 425. 429. Eck: Wiedemann, S. 149 f. Luther an Heß bei Krafft, Th. Arb. des rhein. Predigervereins II, 93. Ohne Zweifel bezieht sich hierauf data est mihi notio futurae alicujus insignis turbulae. de W. I, 425. Köstlin I, 315: „wohl merke er", es ist aber eine bestimmte Kunde gemeint. Crotus: Hutteni op. I, 308. de W. I, 429.

S. **246.** de W. I, 420. 426.

S. **247.** Hutteni opp. I, 320. 324 sq. Kampschulte II, 43 ff. Strauß, Hutten, S. 303 ff. Crotus an Luther: Hutteni opp. I, 340.

S. **248.** Kolde, Anal. Luth., p. 15. Friedrich der Weise, S. 20. 41. de W. I, 403. Mönchsstand: de W. I, 423. Op. ex. XV, 355.

S. **249.** Sermon von den guten Werken: E. A. 16, 118 ff., bes. auch S. 140. 157. 158. 196 f. für die Armen 154. de W. I, 419. 421. 431. 435. 447. 448. C. R. I, 201.

S. **251.** Alveld: de W. I, 445. 448. 449. 451. 453. 459. Von dem Papsttum zu Rom: E. A. 27, 85 ff. 99. 104 f. 106. 108. 118. 129. 131. 136 ff. 91. 138, der Druck war erst nach dem 25. Juni zugleich mit der Epitome d. Sylvester vollendet. de W. I, 459.

S. **253.** Über den Brief Schaumburgs (Walch XV, 1942) und den Einfluß desselben: de W. I, 465. 467. 469. 475.

S. **254.** Sylvester: Luther an Heß bei Krafft in Theol. Arb. des rhein. Predigervereins II, 93. C. R. I, 201. de W. I, 452 f. 454. 459. Op. v. arg. II, 79 sqq.

S. **255.** de W. I, 453. 454. Danach wohl schon mit der Schrift an den Adel wirklich beschäftigt. Op. var. arg. II, 81. de W. I, 440. 466. 468.

S. **256.** Bücherverbrennen: de Wette I, 466. Staupitz: Kolde, Augustinercongr., S. 324 ff. Zur Entstehungsgeschichte der Schrift an den Adel (E. A. 21, 274). Hutteni opp. I, 335. Dieser Brief könnte schon Ende Juni nach Wittenberg gekommen sein. Köstlin I, 794 Anm. zu S. 336 meint erst im Juli in Rücksicht auf C. R. I, 263. Sicher ist, daß dieses wie das nächstfolgende Schreiben früher fallen muß und falls mit der Bemerkung am Schluß auf die Studentenunruhen angespielt wird, sogar erst Mitte Juli, bestimmter den 10. Juli. Vgl. De supplicatione pro Philippo

etc. de W. I, 465. — Der Brief des Erasmus, den er mitschickt (Corp. Ref. I, 203) wird Mitte Juni geschrieben sein, denn Hutten ist schon in Löwen. — C. R. I, 211. de W. I, 452 (fällt nach Vergleich mit C. R. I, 201 vor den 8. Juni) 454 ff. Vgl. auch 459: Argentinensis tragoediae memor ero satis loco suo mit E. A. 21, 300. — de W. I, 477 ff.

S. 260. Die zweite Ausgabe der Schrift an den Adel ist unmittelbar nach der ersten unternommen worden. Der Zusatz über das Kaisertum einmal in Rücksicht auf den Kaiser, an den Luther zu derselben Zeit seinen Brief schrieb, de W. I, 480. 482. Knaake, Zeitschr. f. luther. Theologie 1876, S. 342. Anal. Luth. 441. (Dadurch wird die Kombination von Lenz (M. L., S. 94) über die Entstehung des Briefes hinfällig), zum andern wohl auf Veranlassung der Bemerkung des frater Cremonensis in seiner mir unbekannten Schrift, die Luther in der Schrift de captiv. babyl. (op. v. arg. V, 21) anführt.

S. 261. Eidgenossen: B. Gebhardt, Gravamina, S. 111.

S. 266. Brief an den Kaiser I, 392, zum Datum vgl. Anm. zu S. 260. Köstlin I, 795 Anm. zu S. 365. 366. Das „Erbieten" (E. A. 24, 9 ff.; op. var. arg. 5, 2 sqq.) dürfte, wie ein Vergleich desselben mit dem Briefe an Spalatin I, 461 f. ergiebt, schon unmittelbar nach dem 9. Juli niedergeschrieben worden sein, wohl um es mit nach Rom gehen zu lassen.

S. 268. Sermon von der Messe: E. A. 27, 139. de W. I, 475. De captivit. babyl. op. v. arg. V, 13 sqq. de W. I, 480. 491 ff.

S. 273. Vers nach der Übersetzung Lemmes in „die drei großen Reformationsschriften" (Gotha 1875), S. 173. Hof: Wildbretsendung de W. I, 476. Kolde, Friedrich der Weise, S. 19. Emser in der Schrift an den christl. Adel s. w. u.

S. 274. de W. I, 478. Weissagung bei Emser in der Vorrede der Schrift an den Adel s. w. u. De libertate Christiana Op. var. arg. IV, 209 sqq., deutsch E. A. 27, 173.

S. 277. de W. I, 486. Tentzel, S. 436 ff. Seidemann, Miltitz, S. 25 ff. Th. Kolde, Augustinercongregation, S. 327 ff. de W. I, 491. Walch XV, 947.

S. 278. Sendbrief, lateinisch u. deutsch: de W. I, 497 ff. Niemeyers Neudrucke Nr. 18. Die Ansicht Baurs (Luthers Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen, S. 16), daß der Brief ein vollständiger Absagebrief war, kann ich nicht teilen. Dagegen de W. I, 496. C. R. I, 268. — Riederer, Nachrichten I, 170. Ebenda zur Datierung.

S. 281. Zur Entstehung der Bulle: Wiedemann, Eck, S. 150. Riederer, Beitrag zu den Reformationsurkunden 1762. Für das Datum und ihre Aufnahme Druffel, Sitzungsber. der bayr. Akademie, phil.-

histor. Kl. 1880, S. 572. Die Aktenstücke bei Tentzel I, 459ff.; II, 178ff. C. R. I, 270. Th. Kolde, Luthers Stellung, S. 82ff. Friedrich der Weise, S. 20ff. Für das Einzelne Köstlin I, 307ff. Spalatin: Zeitschr. f. Kirchengesch. II, 121ff. de W. I, 494.

S. 282. Klostergesetze: de W. I, 568. Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen E. A. 24, 14. Wider die Bulle des Endchrists: E. A. 24, 35 vgl. S. 133. Appell.: Op. v. a. V, 119. Adversus execrabilem Bullam Antichristi, p. 133sqq., cf. p. 142. Vgl. Köstlin I, 402ff.

S. 283. Lanz, Korrespondenz Karl V. (Leipzig 1844) I, 57. — Wider das vn= / christenliche buch Martini Lu= / ters Augustiners, an den Tewtschen Adel außgangen / Vorlegung Hieronymi Emser / An gemeyne hochlöbliche Teutsche Nation (das bekannte Wappen) hut dich der bock stoßt dich (Vorrede datiert, Leipzig, 21. Dez. 1520). Volendet tzu Leyptzk am tag Fabiani vnd Seba / stiani Martyrum vnd gedruckt durch Bac. / Martinum Herbipolensem. Anno Dom. MDXXI. / — Die erste Entgegnung auf die Schrift an den Adel ist die Schrift von Eck: Des heiligen Concilij / tzu Costantz der heylgen Christenheit vnd hochlöb= / lichen keyßers Sigmunds, vnd auch des Teutzschen / Adels entschuldigung, das in bruder Martin / Luder, mit vnwahrheit auffgelegt, Sie ha / =ben Joannem Huß, vnd Hieronymum / von Prag wider Bapstlich Christ= / lich, Keyserlich geleidt vnd eydt / vorbrandt, Johann von Eck Doctor. Am Schluß Datum Lipsiae an Sankt Michaelstag Anno MDXX. Über Murners Schrift an den Adel vgl. Waldau, Th. Murner, S. 84. Janssen II, 128. — Karl V., Aleander und der Reichstag zu Worms: Münter, Geschichte der Nuntiatur Aleanders in s. Vermischte Beiträge zur Kirchengeschichte (Kopenhagen 1798). J. Friedrich, Reichstag zu Worms im Jahre 1521. Abhandl. der historischen Klasse der Königl. bayrischen Akademie, Bd. XI, Abteil. III, S. 58ff. Dazu K. Jansen, Aleander am Reichstage zu Worms 1521 (Kiel 1883), Progr. Vgl. darüber v. Druffel in Gött. Gelehrten=Anzeig. 1883, Nr. 47. Balan, Monumenta Reformationis etc. (Regensb. 1883). Th. Brieger, Aleander und Luther 1521. Die vervollständigten Aleander=depeschen nebst Untersuchungen über den Wormser Reichstag, 1. Abteilung (Gotha 1884). — Förstemann, Urkundenbuch zur Gesch. d. evangelischen Kirchenref. (Hamb. 1842). Elze, Th., Martino Luthero alla Dieta di Vormazia nel 1521. Roma-Firenze 1875. (Estratto dalla Rivista Cristiana). — M. Mayer, Spengleriana (Nürnb. 1830). Von Bearbeitungen außer Ranke: Waltz, Der Wormser Reichstag, Forschungen zur deutschen Geschichte VIII, (1868), S. 21ff. Maurenbrecher, Studien und Skizzen (Leipzig 1874), S. 243. Janssen, Deutsche Geschichte, Bd. II. Hennes, Martin Luthers Aufenthalt in Worms (Mainz 1868) ein Vortrag, und neuerdings F. Soldan, Der Reichstag zu Worms (Worms 1883).

S. 284. Janssen, Deutsche Geschichte II, 134. Ranke I, 314. Hutten an Luther bei Böcking I, 435 ff.

S. 285. Waltz a. a. O., S. 23. Friedrich, S. 95 ff. Brieger, S. 28 f. Ranke I, 325 ff.

S. 287. Hutten: Vgl. Strauß, S. 340 ff. 351 ff. Böcking I, 427. Ulmann, S. 176.

S. 288. de W. I, 521.

S. 289. de W. I, 527. Zeitschr. f. Kirchengesch. II, 123 f. Anschlag: Anal. Luth. 26. Über die Verbrennung: Op. v. a. V, 250 sq. de W. I, 532. Köstlin, Stud. u. Krit. 1882, S. 692. Unrichtig giebt Köstlin (Luther I, 406) den Ausspruch an Staupitz wieder. Luther schreibt, er habe es anfangs (damals) unter Zittern und Gebet gethan, jetzt sei er aber fröhlicher darüber, als über irgendeine andere That seines ganzen Lebens. Übrigens ist zu beachten, daß Luther schon in den ersten Tagen des Dezember wußte, daß man ihn nach Worms berufen wolle. Anal. 25 sq.

S. 290 u. 291. Verhandlungen in Köln: Der Kurfürst nicht in Aachen (gegen Köstlin I, 398). Rösler, Kaiserwahl, S. 228. 233. Spalatin bei Mencken II, 600. 601 auch Janssen II, 134. Aleanders Klage über Zurücksetzung: Förstemann, Urkundenb. I, 32. Op. v. arg. V, 238 sqq. Dazu die kritische Anmerkung bei Köstlin I, 796 zu S. 399. Ferner die Mitteilungen desselben in Studien und Kritiken 1882, S. 694. Spalatins Annal., S. 11 zur Charakteristik Friedrichs Th. Kolde, Friedrich der Weise (Erl. 1881). Inwieweit mich die Gegenbemerkungen Köstlins in Stud. u. Krit. 1882, S. 700 zu einer Revision meiner Ansicht veranlaßt haben, wird man aus dem Text ersehen haben.

S. 292. Erasmus und Aleander in Köln: Friedrich, S. 115 f. Brieger, S. 51 ff. Sonst über das Verhältnis zwischen beiden, S. 41. 51. Aleanders Äußerungen: v. d. Hardt, Hist. ref. I, 169.

S. 293. Th. Kolde, Luthers Stellung, S. 92. Friedrich, S. 90 ff. Brieger, S. 16 ff. Spalatins Annalen, S. 19 ff. Walch XV, 2021.

S. 294. de W. I, 534 f. Tentzel, Historischer Bericht, S. 482 ff. Waltz, Forschungen VIII, 25.

S. 296. Ranke I, 321 ff. Die päpstliche Erklärung vom 12. konnte natürlich noch nicht am 17. in Worms sein, doch konnte man von des Papstes Absicht wissen. Unterredung mit Glapio: Brieger, S. 39. Daß die kaiserlichen Räte die Politik gerade in jenen Tagen mit hineinzogen, beweist die Bemerkung Aleanders bei Brieger, S. 37.

S. 297. Murner vgl. Waldau, Nachrichten von Thomas Murners Leben und Schriften (Nürnberg 1775), S. 78 ff. de W. I, 541. 543. 546.

S. 298. K. Jansen, S. 24. 34. Friedrich, S. 123. Brieger, S. 118.

S. 299. Friedrich, S. 134.

S. 300. Aleander über die Deutschen: Spengler in M. Mayer, Spengleriana 33, dies wohl die ursprüngliche Form, danach Luther de W. I, 556.

S. 301. Elze, S. 7. Spengleriana, S. 32 ff. de Wette I, 544. Förstemann, Urkundenbuch, S. 5. Riederer, Beiträge, S. 131.

S. 302. Förstemann, S. 27. Ranke I, 328. Steitz, Lutherherbergen, S. 47.

S. 303. Rede Aleanders: Förstemann, S. 28 ff. Friedrich, S. 105. (Brieger, S. 61 f.) Vgl. Kolde, Luthers Stellung, S. 96.

S. 306. Förstemann, S. 55.

S. 307. Spengleriana, S. 39. Maurenbrecher (Kath. Ref. I. 397) hat Recht, wenn er nach Friedrich, S. 104 die Verhandlungen mit Glapio noch vor der Rede Aleanders beginnen läßt, so auch Köstlin [2]I, 798 (gegen m. Luthers Stellung, S. 99), die Motive bleiben dieselben. Daran, daß die Verhandlungen von Sachsen ausgingen, muß ich festhalten. Die Züge zu s. Charakterbild allenthalben in den Aleanderschen Depeschen. Die Verhandlungen: Förstemann, S. 37 ff. Zur Datierung vgl. auch noch die Erwähnung der Schrift des Ambrosius Brieger, S. 63 vgl. mit Förstemann, S. 51.

S. 309. Friedrich, S. 98. Erasmus über Glapio in s. Spongia in Hutteni opp. II, 287.

S. 310. Friedrich, S. 104 ff. (Brieger, S. 65 f. 68 f.) Antwort der Stände: Förstemann, S. 57. Für die Datierung K. Jansen, S. 53 f. Steitz, Die Melanchthon- und Lutherherbergen (Neujahrsblätter des Frankfurter Geschichtsvereins 1861), S. 47. 60 f. Unrichtig Köstlin [2]I, 434. Über den Einfluß des Kurfürsten vgl. die Antwort mit den Spalatinschen Bedenken bei Waltz, S. 29. Daher wird Aleander Recht haben, wenn er den „Praktiken" des Kurfürsten die schließliche Fassung zuschreibt. Friedrich, S. 106. (Brieger, S. 66 ff.)

S. 312. Kaiserliche Antwort: Förstemann, S. 58. Friedrich, S. 107. Zweiter Entwurf: Förstemann, S. 58 ff. Dieser Entwurf, nicht die Antwort der Stände wurde am 2. März vorgelegt gegen Janssen

II, 154 wie man aus dem Briefe Spalatins an Lang vom 9. März bei Krause, Epistolae aliquot selectae etc. Servestae 1883, p. 3 ersieht. — Beschluß: Vgl. Wilhelm von Bayern bei Waltz, S. 31.

S. 313. Tentzel II, 211. Spengleriana, S. 44. P. Wagner über die Echtheit der beiden Exemplare des kaiserlichen Vorladungsschreibens an Luther ꝛc. in der altpreuß. Monatsschr., Bd. XVIII, S. 461 ff. Zur Vorgesch. des Schreibens: Brieger, S. 96 ff.

S. 314. Staupitz: Th. Kolde, Augustinercongr., S. 329 ff.

S. 315. de W. I, 556. 561. 562. Anal. Luth. 25.

S. 316. E. A. ²16, 238. 236 f.

S. 317. Op. v. arg. V, 156 sqq. E. A. 24, 52.

S. 318. E. A. 24, 202 ff. Magnifikat: Zeitschr. für Kirchengesch. II, 121. de W. I, 574.

S. 319. de W. I, 563 ff. Op. var. arg. V, 286 sqq. Brieger, S. 63. Förstemann, N. Urkundenbuch, S. 51. Th. Kolde, Luthers Stellung, S. 87 ff. Über Ambros. Katharinus vgl. Lämmer, Vortrident. kath. Theol. (Berlin 1858), S. 21 f. Benrath, Die Summa der heiligen Schrift (Leipzig 1880), S. VIII.

S. 320. de W. I, 574 (der folgende Brief an den Kurfürsten gehört, wie Brieger [Marburger Lutherprogramm, S. 24] nachgewiesen, ins Jahr 1519 zu den Verhandlungen mit Miltitz). Hat Luther nicht vielleicht doch damals an den Kaiser geschrieben (vgl. auch Knaake, Zeitschr. für luther. Theologie 1876, S. 345), dann wäre dies vielleicht der Brief von dem Pallavicini (I, 26, 1) allerdings im Anschluß an die Relation von Luthers Rede mitteilt, daß der Kaiser ihn zerrissen habe. Köstlin (I, 424, 2. Aufl.) nimmt entgegen s. früheren Ansicht an (1. Aufl. I, 424), daß damit Luthers Erbieten gemeint sei, welches dieser mit seinem Briefe an den Kurfürsten vom 25. Januar (de W. I, 548 ff.) geschickt habe. Aber wie steht es mit diesem Briefe? Gehört er nicht einer früheren Zeit an? Luther schreibt: „auf nähest künftigen Reichstag" ad proxime futurum conventum.

S. 321. de W. I, 580. Förstemann, S. 64. E. A. 64, 366 ff. T. R. 4, 346 ff. Cochleus, de actis etc. Kampschulte II, 95 ff. Krause, Eobanus Hessus I, 320 f.

S. 322. E. A. (2. Aufl.) 16, 249 ff. Alba: Brieger, S. 25.

S. 323. Das Sequestrationsedikt (Förstemann, S. 61) scheint mir (gegen Brieger, Neue Mitteilungen über Luther in Worms, S. 7) lediglich vom Kaiser ausgegangen zu sein; von einer Mitwirkung der Reichsstände dabei finde ich keine Spur. Daraus allein erklärt sich auch die Bestürzung

darüber bei Luthers Freunden. Vgl. darüber besonders Spengleriana, S. 46ff. Th. Kolde, Friedr. d. Weise, S. 48.

S. **324.** de W. I, 587. T. R. 4, 348.

S. **325.** Steitz, S. 37ff. Stimmung in Worms: Brieger, S. 135. Spengleriana, S. 50. Zeitschrift für Kirchengeschichte II, 127.

S. **326.** Verhandlungen auf der Ebernburg. Luther darüber: T. R. 4, 348f. Aleander bei Brieger, S. 124ff. Ulmann, Sickingen, S. 179f. Waltz, Zeitschr. f. Kirchengesch. II, 124ff. Hutten, Opp. II, 126. E. A. 64, 367. T. R. IV, 348.

S. **327**f. J. J. Müller, Staatskabinet VIII, 296. Brieger, S. 150f. Einzug in Worms: Peutinger bei Kolde, Anal., S. 28f. Steitz, S. 48. Friedrich, S. 136. Brieger, S. 143. Die Sendung an Glapio allerdings nur bezeugt durch die Tischreden IV, 349, Coll. I, 440, aber doch sehr wahrscheinlich. Im Anschluß daran vielleicht die mündliche Mitteilung, die Aleander erwähnt, Brieger, S. 165.

Zu den Verhandlungen vgl. außer Opp. var. VI, 6. E. A. 64, 367. Peutinger a. a. O., S. 28. Spalatins Annalen, S. 38f. Förstemann, Urkundenb., S. 39. J. Köstlin, Luthers Rede (Osterprogr. 1874), Stud. und Kritiken 1875 (dess. Luther I, 445. 800 Anm. zu 453), vor allem die ergänzenden Berichte bei Brieger, S. 144ff. Ich bemerke, daß ich die Wiedergabe von Luthers Antwort bezüglich der drei Arten seiner Bücher vom zweiten Tage in der Reihenfolge der Acta für natürlicher halte. Ein doppeltes Eingreifen der Kaisers nach Aleander (Brieger, S. 152) halte ich für sehr möglich, doch ist zu beachten, daß Peutinger, Anal. 29 ausdrücklich berichtet, daß der Botschafter nicht zugegen gewesen. In dem Bericht Spenglers ist, wie Köstlin richtig vermutet, eine Verschiebung eingetreten. Der Herausgeber hat die Blätter so abgedruckt wie er sie fand. Im Manuskript (Nürnb. Stadtarchiv) folgt S. 53 der Spengleriana Zeile 2 von oben hinter „gewendet werden", der neue Abschnitt S. 53 „Kaiserl. M. hat doctori ꝛc. — 59 „fürgehallten were worden". Dann folgt das Stück auf S. 53, ohne Verbindung mit dem Nachfolgenden.

S. **330.** Elze a. a. O., S. 8. Waltz a. a. O., S. 35.

S. **331.** Pallavicini I, 26, § 3. de W. I, 587f. Daß der Offizial am Schluß des ersten Verhörs mehr gesprochen als die Acta S. 7 angeben, ergiebt sich unter anderm aus Luthers Bemerkung am zweiten Tage de quibus heri graviter et fortiter admonitus fui, vgl. auch den von Burkhardt, Stud. u. Krit. 1869, S. 517ff. mit M. bezeichneten Bericht, auch Ölhafens Brief bei Riederer I, 97. Das wird jetzt bestätigt durch Brieger, S. 147. An Cuspinian I, 587. Die Verschiedenheit der Lokalität (das erste Mal „in ainer Hoffstuben", das andere

Mal „auf einem großen Saal") wird von Peutinger berichtet: Anal., p. 28 sqq. Frundsberg: Spangenberg, Adelsspiegel II, 54.

S. 335. Vgl. bes. Spengleriana, S. 53. 59.

S. 336. Über die bekannte Worte vgl. Köstlin a. a. O. Knaake, Zeitschr. f. luth. Theol. 1875. Etwas positiv Sicheres läßt sich nicht aussagen. Die Erklärung dafür, daß der eine dies, der andere jenen Teil gehört, andere gar nichts, giebt der klare Bericht Peutingers, wonach Luther die Worte schon im Tumult gesprochen. Für die Handbewegung: Aleander bei Brieger, S. 153. Da Aleander nach Hörensagen berichtet, könnte man auch an eine Verwechselung mit dem bei Riederer 4, 96 erzählten Vorgange denken.

S. 337. Oelhafen bei Riederer IV, 96. Deutsche Forschungen XI, 633. Spengleriana, S. 52. Spalatin, Annalen, S. 42. Ranke I, 337. Brieger, S. 164.

S. 338. Förstemann, S. 75. Elze, S. 9. Brieger, S. 151 f. Lämmer, Monumenta vaticana, p. 7 sqq.

S. 339. Steitz, S. 50 f. Hutteni opp. II, 69. Waltz, S. 36. Vgl. die hochinteressante Depesche bei Brieger, S. 155 ff.

S. 340 ff. Behus: vgl. Seidemann, Zeitschr. f. hist. Theol. 1851, S. 80 ff. Acta Wormatia etc. Op. v. arg. VI, 15 sqq. Dazu der Bericht Aleanders bei Brieger, S. 155 ff., der allerdings einige Unklarheiten enthält; ferner Münter, S. 98, der noch eine andere Quelle benutzt haben muß.

S. 343. Cochleus: Otto, Joh. Cochläus der Humanist (Breslau 1874), S. 117 ff. J. Cochlaeus, De actis et scriptis Lutheri, fol 39. Janssen II, 166. Dazu jetzt noch Brieger, Aleander I, 160 ff.

S. 345. Beichtgeheimnis: Münter a. a. O., S. 98. (Brieger, S. 212 f.)

S. 347. Hadrian: Waltz a. a. O., S. 38.

S. 350 f. Förstemann I, 16. Th. Kolde, Friedrich der Weise, S. 28, dazu Luther, Elector ea de re deliberavit cum suis et dedit in mandatis consiliariis ut abderent me sed ipse nescivit locum ut si iusiurandum dandum esset, liquido iurare posset, se nescire locum. Wolffenb. Arcana Ms. 20. 2 p. 26 b. Vgl. auch die Bemerkung Spalatins vom 9. März (!) 1521. Erit enim ubi tuto degat vel invictis omnibus inimicis evangelii, bei Krause, Epistolae aliquot selectae Servest. 1883, p. 3. Brieger, S. 166.

S. 351. de W. I, 589. Königsteins Tagebuch ed. Steitz 1876, S. 19. de W. I, 589 f. 601; II, 6 f.

S. 352. de W. II, 6 f.

S. 353. Ratzeberger, S. 53.

S. 354. Dürers Tagebuch ed. Leitschuh (Leipzig 1884), S. 82 ff. Waltz, S. 39.

S. 355. Brieger, Aleander, S. 218, dazu Brieger, Neue Mitteilungen über Luther in Worms (Marb. Lutherprogramm) 1883, S. 12 f. Vgl. auch S. 13 über das Bündnis zwischen Kaiser und Papst, bezüglich dessen mich die Ausführungen Briegers zur Aufgabe meiner früheren Ansicht (Luther und der Reichstag zu Worms, S. 78 f.) veranlaßt haben.

Inhalt.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

26 Bog.